

PADERBORNER HISTORISCHE MITTEILUNGEN

Verein für Geschichte an der
Universität Paderborn



Jg. 21, 2008

Jg. 22, 2009

Titelbild:

Vereinslogo „25 Jahre Verein für Geschichte“ (Konzeption: Dirk Leyhe)

IMPRESSUM

Paderborner Historische Mitteilungen Nr. 21/22 (PHM), 2008/2009

Herausgeber: Verein für Geschichte an der Universität Paderborn e.V.
Stettiner Str. 40–42, 33106 Paderborn

Dr. Michael Wittig, Prof. Dr. Frank Göttmann, Prof. Dr. Jörg Jarnut

Redaktion: Dr. Guido M. Berndt, Giersstraße 30, 33098 Paderborn

Ulrike Claßen, Aspenstr. 32a, 59597 Erwitte/Bad Westernkotten

Gunnar Grüttner M.A., Birkenweg 15, 33102 Paderborn

Manuel Koch, Giersstr. 31, 33098 Paderborn

Ansgar Köb M.A., Schlesierweg 9, 33104 Paderborn

Dr. Mareike Menne, Lange Straße 67, 32602 Vlotho

Dr. Joachim Ruffer, Endloser Weg 16, 59494 Soest

Dr. Michael Ströhmer, Eichendorffstraße 3d, 33014 Bad Driburg

Dennis Wegener, Im Stehbusch 2, 33181 Bad Wünnenberg

E-Mail-Adresse: Michael.Stroehmer@upb.de

ISSN: 1867-7924

Für den Inhalt der namentlich gekennzeichneten Beiträge zeichnen die Autoren verantwortlich.

INHALT PHM 21 (2008)

Aufsätze

- RAINER PÖPPINGHEGE, Die Qual der Zahl – Oder: Wie rund müssen Jubiläen sein?5
- UTA HALLE, Auf der Suche nach dem Schlachtfeld des Varus – Archäologie zwischen Schulwissenschaft und regionalem Fundamentalismus 14
- WILFRIED REININGHAUS, Die Historische Kommission und die Geschichtskultur in Westfalen 29

Miszellen

- JÜRGEN STROTHMANN, Karl der Große, sein Gewissen und seine heilsgeschichtliche Rolle zwischen Fürstbistum und Luthertum. Der Streit zwischen Christian Nifanius und Nikolaus Schaten, 1670–1679 – Eine Buchanzeige 37
- BASTIAN DAWITZ, CHRISTIAN MICHALKE, ALEXANDER SCHMEDING, „Schreiben Sie Ihre eigene Geschichte“ – Computerspiele und ihr Geschichtsbild: Ein Arbeitsbericht der Arbeitsgruppe „Geschichte im Computerspiel“ des Historischen Instituts 41
- GERHARD DÜSTERHAUS, Vor 70 Jahren: Paderborner Eisenbahner im Dienst der Generaldirektion der Ostbahn in Krakau 47
- Kurzporträts neuer Kolleginnen und Kollegen des Historischen Instituts der Universität Paderborn 58
- STEFAN WESTHOFF, Das Kriegsende und kein Ende – Das „Massaker von Paderborn“ 59
- JENS SCHNEIDER, MICHAEL STRÖHMER, GUIDO M. BERNDT, JÜRGEN STROTHMANN, „Eine Nacht in der Bibliothek“ – Der VfG zu Besuch in der Universitätsbibliothek: Rara aus dem 17. bis 19. Jahrhundert 65
- MORITZ SCHÄFER, 25 Jahre VfG: „Erinnerungskultur und Geschichtsverein – Vergangenheit verwerten“: Bericht zur 17. Tagung „Fragen der Regionalgeschichte“ des Historischen Instituts der Universität Paderborn 68

Rezensionen 74

Bettina Heine-Hippler/ Melanie Mertens: Paderborn und Höxter um 1900 (*Köb*) – Barbara Stambolis/ Volker Jakob (Hg.): Kriegskinder. Zwischen Hitlerjugend und Nachkriegsalltag (*Autsch*) – Norbert Wex (Hg.): Soester Schau-Plätze Historische Orte neu erinnert (*Rißfer*) – Heimat- und Museumsverein Brakel e. V./ VHS-Arbeitskreis Stadtgeschichte (Hg.): Brakeler Straßennamen - Geschichte und Bedeutungen (*Kuprewitz*)

Autorenverzeichnis 83

Vereinsmitteilungen 85

INHALT PHM 22 (2009)

Aufsätze

- DIETMAR KLENKE, Der Paderborner „Hermann“: Ein Nationaldenkmal zwischen Wilhelminischem Nationalkult und nostalgischer Banalisierung in bundesdeutscher Zeit 91
- NINA PAPE, „Erinnerung (er)zählt – Persönliches Gepäck aus der Jugendbewegung“. Paderborner Geschichtsstudenten gestalten die Jahresausstellung 2008 des Archivs der deutschen Jugendbewegung 134

Miszellen

- Kurzporträts neuer Kolleginnen und Kollegen des Historischen Instituts der Universität Paderborn 143
- STEFANIE HAUPT, „Hochschulreformen und kein Ende!“ Bericht zur Tagung „Von Halle nach Bologna – Hochschulreformen in historischer Perspektive“ vom 11. und 12. März 2009 144
- ULRIKE CLABEN, Internetseite Westfälische Biographien – neues Projekt des Vereins für Geschichte 154
- Vorankündigung 18. Tagung „Fragen der Regionalgeschichte“ 2009: „Zwei Jahrzehnte Mauerfall – Spiegelungen in Gesellschaft und Kultur“ 155
- JÜRGEN BERNERS, Regionalgeschichte als ein Netz von Biographien – Ein Methodenaufriß 156
- MAREIKE MENNE, „Weltliche“ und „kirchliche“ Visitationen im Geistlichen Staat. Überlegungen zu Typologie und Funktion 161

Autorenverzeichnis 168

Vereinsmitteilungen 170

Die Qual der Zahl –

Oder: Wie rund müssen Jubiläen sein?

von Rainer Pöppingbege

1. Aktuelle Entwicklungen

In unserer modernen Leistungsgesellschaft hat sich auch die Jubiläumskultur dem „Schneller, höher, weiter“ gefügt. Das führt dazu, dass sich die absolute Häufigkeit und die Frequenz der Jubiläen in den letzten Jahren drastisch erhöht und wir es also mit einer Frequenzverdichtung zu tun haben.¹ Selbst eine oberflächliche Recherche zeigt, dass sich das gestiegene Bedürfnis nach Jubiläumsveranstaltungen in zwei Richtungen ausgedehnt hat: Es gibt mehr Jubiläen und es gibt offenbar mehr als „jubiläumswürdig“ betrachtete Anlässe. Das heißt: Immer mehr Organisationen begehen ihre Jahrestage – und das mitunter in immer kürzeren Abständen. Die Firma Apple trat vor wenigen Monaten mit der Nachricht an die Öffentlichkeit, dass ihr sogenanntes „iPhone“ nunmehr Jubiläum begehen dürfe – die Rede war vom *ersten* Jahrestag!

Ein anderes Beispiel: Die hiesige Universität, die 1972 gegründet wurde, betrachtete sich nach spätestens 20 Jahren als jubiläumswürdig. Auch das 25-jährige Bestehen wurde entsprechend begangen, für das Jahr 2012 wird sich die Uni als 40-Jährige feiern. Wem das angesichts der atypischen Jubiläumszahl 40 nicht Grund genug ist, dem sei gesagt: Mit Vollendung des 40. Lebensjahres kann man sich in unserem Lande zum Bundespräsidenten, zum Verfassungsrichter und *last but not least* zum Bayerischen Ministerpräsidenten wählen lassen. Anlässlich ihres 50. Geburtstags brachte es am 23. Oktober 2008 eine gesellschaftliche Randgruppe wie die „Schlumpfe“ auf die Titelseiten seriöser bundesdeutscher Tageszeitungen. Der Mechanismus ist bekannt: In einer Rückschau zeichneten die Artikel den Lebensweg der nervtötenden Blaumänner als Erfolgsgeschichte nach. Aus kleinen Anfängen ist inzwischen ein veritables Schlumpf-Imperium mit einem Jahresumsatz in dreistelliger Millionenhöhe geworden. Das Jubiläum ließ sich für künftige Vermarktungszwecke bestens einsetzen, indem die jetzigen Rechteinhaber ankündigten, ein animierter Kinofilm werde demnächst die Augen des Publikums verwöhnen.

Um angesichts dieser Inflationierung der Jubiläen noch mediale bzw. öffentliche Aufmerksamkeit zu erregen, verfallen manche Institutionen in eine Steigerung ihrer Aktivitäten. Eine solche Variante ist aus Münster zu berichten, wo die Stadt am 19. Oktober 2008 gleich ein Triple-Jubiläum feierte: die Wiedereröffnung des Friedenssaals vor 60 Jahren, die Vollendung des Wiederaufbaus des Rathauses vor 50 Jahren und die Erinnerung an

¹ Dies entspricht der Feststellung in Karl MANNHEIMS *Wissenssoziologie* (1928), wonach eine Generation bei rapidem sozialen Wandel weniger Alterskohorten beinhaltet als die bis dahin statisch angenommenen 30 Jahre. MANNHEIM, Karl: *Wissenssoziologie*. Auswahl aus seinem Werk, eingeleitet und herausgegeben v. Kurt H. Wolff, Berlin 1964, S. 553.

den Westfälischen Frieden vor 360 Jahren. Vermutlich musste sich der Festredner um 360 Grad im Kreis drehen, um die historischen Bezüge zwischen all diesen Gegebenheiten entsprechend würdigen und in Beziehung setzen zu können. Wem dabei noch nicht schwindelig ist, der schau nach Sachsen-Anhalt, wo wackere Protestanten es offenbar nicht abwarten können, demnächst den Thesenanschlag Luthers im Jahr 1517 zu würdigen. Wer sich jetzt für neun Jahre behäbig zurücklehnen möchte, dem sei gesagt: Wir sind schon mittendrin in den Feierlichkeiten, eigentlich haben wir das Wichtigste zwischen Halle, Eisleben und Wittenberg schon verpasst. Denn es handelt sich nicht um einen fernen Gedenktag im Jahr 2017 oder eines der beliebten Lutherjahre, nein, unter einer „Lutherde-kade“ macht man es dort nicht. Und die läuft eben schon seit einigen Wochen nach dem Motto: „Wer zu spät kommt...“ Aber das wäre ein anderes Thema für das Gedenken im kommenden Jahr an die Wende von 1989.

Offenbar kommt unsere Jubiläums-Leistungsgesellschaft ohne das „Doping der runden Zahl“ nicht aus. Unter dem Vermarktungsaspekt sind Jubiläen ein Geschenk des Himmels. Ihre mediale und öffentliche Resonanz lässt sich in bester Manier nutzen, um den Tourismus anzukurbeln oder Produkte und Dienstleistungen zu vermarkten – und seien es so genannte Dienstleistungen von Universitäten.

2. Sinn und Zweck von Jubiläen

Jubiläen

- **schaffen** mediale „Aufmerksamkeitsfenster“², ohne die ihr Sinnstiftungsanspruch schnell verpuffen würde. Wann, wenn nicht zu einem Jahrestag kann man schon mit geschichtlichen Pfunden wuchern? Die Chance für geschichtliche Themen auf mediale Aufmerksamkeit steigt in Jubiläumsphasen, danach tendiert sie bedenklich gegen Null.
- **diene**n der Selbstvergewisserung, der Traditionspflege oder auch der Traditionstiftung. Sie aktivieren das kulturelle Gedächtnis jedes Mal neu und versuchen, Alt-hergebrachtes mit einem optimistischen Fortschrittsdenken zu verbinden. Denn nur selten wird anlässlich der Feierlichkeiten ausschließlich zurück geschaut. Der Blick auf das gegenwärtig Erreichte und das künftig Anzustrebende ist untrennbar mit der historischen Perspektive verbunden.
- **sind** eine Geschichte der institutionellen Sieger bzw. der Überlebenden. Sie folgen in gewisser Weise einem darwinistischen Prinzip: Niemand feiert das fiktive Jubiläum eines längst aufgelösten Vereins. Ist die Kontinuität erst einmal unterbrochen, bedarf es großer konstruktiver Anstrengungen, um Verbindungen zur historischen Tradition wieder herzustellen.

² ASSMANN, Aleida: Jahrestage – Denkmäler in der Zeit, in: MÜNCH, Paul (Hg.): Jubiläum, Jubiläum... Zur Geschichte öffentlicher und privater Erinnerung, Essen 2005, S. 305.

- **gehören** – kritisch betrachtet – zur automatisierten Routine der Erinnerungskultur einer Gruppe, eines Ortes oder einer Institution. Begeht man einen Jahrestag, muss man sich nicht rechtfertigen – schon eher, wenn man ihn ignoriert. Wer nicht das 50-jährige Bestehen seiner Firma feiert, der setzt diese der Spekulation über eine etwaige ökonomische Schiefelage aus.
- **dienen** der Identitätsstiftung, sie sind ein Alters- und damit ein vermeintlicher Qualitätsnachweis. Eine Firma mit 100-jähriger Tradition scheint immer auf der Höhe der Zeit gewesen zu sein. Und auch eine nach 40 Jahren weiterhin bestehende Universität deutet allein dieses Faktum als Legitimation ihres Fortbestehens. Was lange währt – kann eigentlich so schlecht nicht sein, lautet die suggestive Botschaft. In diesem Sinne bieten Jubiläen eine „verbindliche Interpretation der Vergangenheit“³ und untermauern das Selbstverständnis einer überzeitlichen Stabilität des Jubilars bzw. der zu ehrenden Institution.
- **sind** die Schlüssel zur Requisitenkammer der Geschichte. Erst über sie erschließt sich der reiche Fundus von Ereignissen und Personen, der ansonsten staubbedeckt dem Fokus unserer medialen Öffentlichkeit entgehen würde. Machen wir uns nichts vor, auch für Historiker hat die „Jubilitis“⁴ ihr Gutes. Es fließen Gelder die sonst nicht flössen, es gibt Projektstellen, die es sonst nicht gäbe. Wer wollte da als frisch eingestellter wissenschaftlicher Mitarbeiter bekmesserisch sein und daran zweifeln, dass die urkundliche Ersterwähnung eines Ortes vor „ungefähr“ 1200 Jahren es auch tatsächlich rechtfertigt, daraus ein „rundes“ Stadtjubiläum zu konstruieren. Nicht zuletzt bieten Jubiläen die Gelegenheit, den Verkauf historischer und populärhistorischer Literatur zu fördern. Eines der jüngeren Beispiele ist die Flut von Publikationen zum Thema „90 Jahre Erster Weltkrieg“, die 2004 auf die in medialen Stahlgewittern gehärteten Zeitgenossen niederging.

Goethejahre, Schillerjubiläen usw. durchziehen das 19. und 20. Jahrhundert. Sie boten und bieten Anlass, sich des gesellschaftlichen bzw. kulturellen Fundaments zu vergewissern, auch wenn dies immer zeit- und perspektivgebunden geschieht. Denn nicht alle Akteure eines solchen Anlasses teilen dieselbe Sichtweise. Das zeigt die Schiller-Verehrung, die in den Feierlichkeiten zum 100. Geburtstag des Dichters im Jahr 1859 ihren Höhepunkt, wahrlich aber nicht ihren Abschluss fand. Sowohl vorher als auch nachher galt Schiller als Ikone der deutschen Nationalbewegung und wurde landauf landab als ebensolche bejubelt. Zum 200. Geburtstag im Jahr 1959 repräsentierte er das „andere“ Deutschland, jenes der Dichter und Denker, mit dem sich auch Redner wie Bundespräsident Theodor Heuss identifizieren konnten.

³ MÜLLER, Winfried: Das historische Jubiläum. Zur Geschichtlichkeit einer Zeitkonstruktion, in: DERS. (Hg.), Das historische Jubiläum. Genese, Ordnungsleistung und Inszenierungsgeschichte eines institutionellen Mechanismus, Münster 2004, S. 1–75, S. 3.

⁴ KRÜGER, Horst: Die Jubilitis greift um sich, in: Die ZEIT, 12. Juni 1987, <http://www.zeit.de/1987/25/Die-Jubilitis-greift-um-sich>, 26.10.2009.

Zuweilen überlagern mehrere Jubiläumsschichten einander wie beispielsweise die Gedenkjahre 1517 (Reformation) und 1817 (Wartburgfest der Burschenschaft in Gedenken an den Sieg über Napoléon und die Reformation). 1917, in Kriegszeiten, trieb man die nationalistische Vereinnahmung Luthers auf die Spitze. Ein anderes Beispiel wäre der 9. November des Jahres 1918 (Abdankung Wilhelms II.), der wiederum durch den Hitlerputsch am 9. November 1923 und die Reichspogromnacht des Jahres 1938 in direktem Zusammenhang potenziert wurde. Die Maueröffnung von 1989 erscheint da im datums-technischen Sinne eher wie ein Zufallsprodukt.

3. Jubiläen in Mittelalter und Früher Neuzeit

Seit wann begehen die Menschen Jubiläen? Ein Blick in Zedlers Universallexikon, erschienen Mitte des 18. Jahrhunderts, gibt uns einen ersten Hinweis unter dem Eintrag: „Jubeljahr, [...] der Name eines Festes, so aller 100. oder 50. und weniger Jahre gefeyret wird [...].“ „[U]nd weniger Jahre...“ – wir haben gesehen, dass diese lapidare Anfügung inzwischen der gängigen Praxis entspricht. Das Jubiläum nach modernem Verständnis ist inhaltlich vom biblischen bzw. religiösen Gedenken zu trennen. Trotzdem reichen die Ursprünge in diesen Bereich zurück. Nach jüdischer Tradition wurde jedes siebte Jahr als Sabbatjahr begangen, nach dem siebten Sabbatjahrzyklus, also dem 49. Jahr, folgte das 50. Jahr,⁵ dessen Zelebrierung annähernd Jubiläumscharakter annehmen konnte. Doch gibt es auch antike Jubiläumspraktiken, die sich als quasi-religiöse Herrscherjubiläen bezeichnen lassen. Das pharaonische Sedfest oder Erneuerungsfest wurde in regelmäßigen Abständen gefeiert, wobei die Forschung sich mehrheitlich auf einen Turnus von 30 Jahren festgelegt hat.⁶ Der römische Kaiser Diokletian ließ eine Feier anlässlich des 20. Jahrestags seines Herrschaftsantritts ausrichten.⁷ Um die Erinnerung an bedeutsame militärische Erfolge zu perpetuieren und sie längere Zeit politisch nutzbar zu machen, wurde in regelmäßigen Abständen bedeutender Schlachten gedacht – der römische Festtagskalender ist voll von derartigen Gedenktagen.⁸

Das christliche Mittelalter nahm wiederum Bezug auf das Alte Testament, genauer das dritte Buch Mose, in dem es heißt: „Und ihr sollt das fünfzigste Jahr heiligen und sollt eine Freilassung ausrufen im Lande für alle, die darin wohnen; es soll ein Erlassjahr für euch sein.“⁹ Die „50“ sollte sich als praktikabel für die Heiligenverehrung erweisen, um beispielsweise im 50. Todesjahr eines Heiligen ein Jubiläum zu begehen und dies mit weitreichenden Ablasspraktiken zu verbinden. Im Jahr 1300 dann war es das von Papst Bonifaz

⁵ MÜLLER, Winfried: Vom „papistischen Jubeljahr“ zum historischen Jubiläum, in: MÜNCH, Paul (Hg.), *Jubiläum, Jubiläum... Zur Geschichte öffentlicher und privater Erinnerung*, Essen 2005, S. 31f.

⁶ HORNUNG, Erik/ STAEHELIN, Elisabeth: *Neue Studien zum Sedfest*, Basel 2006, S. 9f. Für den Hinweis auf die antiken bzw. frühmittelalterlichen Jubiläen danke ich Dr. Guido M. Berndt.

⁷ MCCORMICK, Michael: *Eternal Victory. Triumphal Rulership in Late Antiquity, Byzantium, and the Early Medieval West*, Cambridge et al. 1986, S. 19.

⁸ MCCORMICK, *Eternal Victory*, S. 29.

⁹ Lev. 25, 10.

VIII. initiierte Heilige Jahr, das in gewisser Weise einen Zyklus einläutete.¹⁰ Dessen Intervalle verkürzten sich im Laufe der Zeit von ursprünglich 100 auf 25 Jahre – übrigens ebenfalls mit weitreichenden Sündenablassen, was es besonders attraktiv machte.

Ein Säkularisierungsschub fand dann in der Frühen Neuzeit innerhalb jener Institutionen statt, die auch heute noch kaum eine Gelegenheit zur jubilarischen Selbstvergewisserung auslassen: Die Rede ist von den Universitäten. Sie hatten den Vorteil, in den eigenen Reihen über Jubiläums-Profis zu verfügen; gemeint sind Theologen und Historiker. Die einen waren mit der Praxis der Heiligen Jahre vertraut, die anderen mit der historisierenden Betrachtung menschlicher Existenz. Insbesondere die protestantischen Universitäten machten der Kirche das Monopol der runden Zahl streitig und setzten ihre eigenen chronologischen Zyklen. Wenn das Heilige Jahr auch kein „Jubiläum im Sinne einer historischen Gedenkfeier“¹¹ war – die Universitätsjubiläen waren es! Erste Feiern anlässlich der 100. oder 200. Wiederkehr der Universitätsgründung sind seit der Wende vom 16. zum 17. Jahrhundert für Tübingen, Heidelberg, Wittenberg und Leipzig nachgewiesen.¹² Und da es sich um protestantische Universitäten handelte, ließen über den engen institutionellen Rahmen hinausgehende Feierlichkeiten nicht auf sich warten: Im Jahr 1617 stand die Säkularfeier der Reformation an, die insbesondere in akademischen Kreisen auf eine erhöhte Jubiläumssensibilität stieß. Die Vereinnahmung Luthers in Form der aktuellen Lutherdekade hat gewissermaßen Tradition. Denn schon das Reformationsjubiläum von 1617 wurde aufs Engste mit der Entwicklungsgeschichte der Universitäten verknüpft. Der Glanz des Reformators sollte auch auf die universitären Institutionen ausstrahlen. Das Jubiläumsgedenken wurde so zu einem „Medium der universitären Geltungsbehauptung und Selbststilisierung“.¹³ Auf der anderen Seite versuchten katholische Institutionen ihr abhanden gekommenes Gedenkmonopol mit einer besonders weit ausgreifenden Historizität zu kompensieren: mit den 1000 Jahren, die seit der Gründung verschiedener Klöster vergangen waren, konnte im 18. Jahrhundert kein protestantisches „Event“ mithalten. In Paderborn etablierte sich 1736 das Gedenken an den hl. Liborius, bzw. an die Überführung seiner Gebeine nach Le Mans 900 Jahre zuvor.

Die Tendenz der Säkularisierung von Jubiläen setzte sich fort. Es waren die Buchdrucker, die im 17. Jahrhundert als erste Berufsgruppe so etwas wie eine eigene Gedenkkultur schufen und damit Terrain betraten, das bislang der Kirche, den Landesherren bzw. deren Universitäten vorbehalten gewesen war. Doch das hatte seinen Grund. Denn ihrem Selbstverständnis nach fühlten sich die Buchdrucker eng mit dem akademischen Betrieb verbunden. Außerdem galt ihnen der Buchdruck „als göttliches Werkzeug, als Vorbedin-

¹⁰ MÜLLER, Das historische Jubiläum, S. 12.

¹¹ MÜLLER, Das historische Jubiläum, S. 12.

¹² FLÜGEL, Wolfgang/ DORNHEIM, Stefan: Die Universität als Jubiläumsmultiplikator in der Frühen Neuzeit. Akademiker und die Verbreitung des historischen Jubiläums, in: JbUG 9 (2006), S. 51–70.

¹³ FLÜGEL/DORNHEIM, Die Universität als Jubiläumsmultiplikator, S. 55.

gung der Reformation“.¹⁴ Der Anlässe gab es genügend, wie beispielsweise die Säkularfeier zur Einführung der Reformation in Leipzig (1639) oder das Datum der ersten evangelischen Predigt in einer Universitätskirche.¹⁵

Bei der fortschreitenden „Diffusion des Jubiläums in die Gesellschaft“¹⁶ fungierten aber meistens Akademiker als Multiplikatoren, in Sonderheit die Pfarrer. Sie waren mit der kirchlichen Gedenkkultur vertraut und verfügten überdies in ihren Kirchenbüchern über die notwendigen individuellen Rahmendaten zu Geburt, Taufe und Hochzeit. Nicht selten begannen sie damit ihre eigenen Amtsjubiläen zu begehen. Andere Akademikergruppen initiierten Feiern zum 50-jährigen Doktorjubiläum oder für 50-jährige Lehrtätigkeit als Professor. Sie gehörten damit zu den Vorreitern in Sachen Dienstjubiläen.

Schließlich breitete sich das Bedürfnis persönliche Jubiläen zu begehen in der 2. Hälfte des 17. Jahrhunderts in die gesamte Gesellschaft aus. Es war dies u. a. die Erfindung der Goldenen Hochzeit! Während jedoch Institutionen Jubiläen zur vermeintlichen Perpetuierung ihrer Existenz nutzen und sowohl zurück-, ganz besonders aber in die Zukunft schauen, ist das bei den persönlichen Jubiläen oft anders. Sie sind – insbesondere die Goldene Hochzeit – Anlass zum Rückblick auf vergangene Jahrzehnte und bieten eher selten die Gelegenheit, Zukunftspläne zu schmieden.

In diesem Zusammenhang muss auch die konfessionell unterschiedliche Herausbildung persönlicher Jubiläen genannt werden: bei den Protestanten der Geburtstag, bei den Katholiken zunächst nur der Namenstag. Dieser lehnte sich seit Mitte des 16. Jahrhunderts an den Heiligenkalender an und ent-individualisierte die persönlichen Jubiläen. Der Namenstag kehrte losgelöst von seinen Trägern in regelmäßigem Turnus wieder und wurde – anders als der individuell zu datierende Geburtstag – nicht gezählt. Es gab daher zwar die Feier des Namenstags, nicht aber die Feier des 30. oder 50. Namenstags, der ja eigentlich auf den Namenspatron verwies.¹⁷

4. Jubiläen in der Moderne

Die Tendenz der Ausweitung der Erinnerungs- und Festkultur verstärkte sich im 19. Jahrhundert, als Städte, bürgerliche Vereine, Berufsgruppen und nicht zuletzt die Nationalbewegung das öffentliche Gedenken forcierten. Damit traten sie neben Kirchen und Monarchen als Träger einer expansiven Jubiläumskultur auf den Plan. Diese bezog sich auch auf den privaten Bereich, in dem immer mehr Jubiläen begangen wurden. Goethe begleitete diese Entwicklung mit einem 1815 entstandenen Gedicht, das den einprägsamen Titel „Jubiläum“ trägt. In jener Zeit beobachten wir eine Tendenz, die insgesamt für die Moderne konstatiert werden kann: Es handelt sich um eine quantitative Ausweitung und gleichzeitige Ausdifferenzierung von ungekannten Ausmaßen. Jubiläen waren fortan nicht

¹⁴ FLÜGEL/DORNHEIM, Die Universität als Jubiläumsmultiplikator, S. 61.

¹⁵ FLÜGEL/DORNHEIM, Die Universität als Jubiläumsmultiplikator, S. 62.

¹⁶ FLÜGEL/DORNHEIM, Die Universität als Jubiläumsmultiplikator, S. 63.

¹⁷ MÜLLER, Das historische Jubiläum, S. 46.

mehr auf Institutionen wie Universitäten und Kirchen beschränkt, sondern wurden immer stärker säkularisiert und personalisiert, die Feierlichkeiten professionalisiert. Es reichte nicht mehr wie früher aus, lediglich einen Festgottesdienst abzuhalten. Jubiläen gerieten in Bewegung, wie die zahlreichen Festumzüge und Prozessionen beweisen.¹⁸ Und natürlich betrieb man sehr früh schon das, was man heute als Merchandising bezeichnet.

Betrachtet man die „Jubiläumslandschaft“, so fällt die Diversifizierung der Erinnerungskultur auf. Den Jubiläen mit Homogenisierungsabsicht, beispielsweise jene der Nationalbewegung, standen solche mit dezentralem Charakter gegenüber, zu denken wäre an regionale Jubiläen in einzelnen Provinzen (im Königreich Bayern z. B. allein für die fränkischen Landesteile). Hierzu trugen auch die in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts auf die Bühne tretenden Geschichtsvereine bei (so auch der Verein für Geschichte und Altertumskunde Westfalens, gegr. 1824).

Im postrevolutionären Zeitalter sahen sich aber auch Monarchen vor gewisse Legitimationsprobleme gestellt. Was folgte waren zahlreiche Selbststilisierungen nicht nur durch die Benennung einzelner Straßen oder ganzer Städte nach Wilhelm, Karl oder Friedrich,¹⁹ sondern auch in der Zelebrierung von Herrscherjubiläen. Thronbesteigungen, Geburtstage oder – besonders volksnah – das Ehejubiläum des Monarchenpaares boten Anlässe genug.

Was sind die Gründe für den Jubiläumsboom im 19. Jahrhundert? Einerseits ist er ein Abbild der sich ausdifferenzierenden bürgerlichen Gesellschaft: Immer mehr Menschen trugen gesellschaftliche Verantwortung – oder beanspruchten diese zumindest für sich. Hinzu kommt die massenhafte Verbreitung von Kalendern und Uhren. Sie stärkte das Bewusstsein eines linearen Zeitablaufs, der es notwendig zu machen schien, in regelmäßigen Abständen Rückschau zu halten. Auch konstatierten schon die Zeitgenossen einen für damalige Verhältnisse atemberaubenden geschichtlichen Wandel, der der historisierenden Rückschau zusätzliche Legitimation verlieh. Der Übergang vom Ancien Régime ins bürgerliche Zeitalter war ja nicht nur mit politischen Umwälzungen von ungekannten Ausmaßen verbunden, sondern auch mit technischen Innovationen wie der Eisenbahn oder Maschinen zur Beschleunigung der Produktion. Außerdem trat in der beginnenden Moderne die öffentliche Verwaltung auf den Plan, die die „Lebenszeit präzisierete“²⁰ und exakt über die Geburt, die Einschulung, die Eheschließung und das Todesdatum eines jeden Individuums Buch führte. Die Zeit floss nicht mehr in einem unaufhaltsamen Strom als Urgewalt oder kehrte in Form der Jahreszeiten zyklisch wieder, sondern ließ sich prakti-

¹⁸ Das hielt den Dichter Jean PAUL nicht davon ab, den Deutschen eine untaugliche Jubiläumskultur zu bescheinigen. Sie hätten „nichts Seelenloseres, Langweiligeres, Kälteres, Kanzleimäßigeres, Schlafrückigeres“ als „ihre Jubiläen, Prozessionen, Krönungs- und andere Feierlichkeiten“. Jean PAUL: *Des Luftschiffers Giannozzo Seebuch*, S. 41, Jean Paul-Werke 1. Abt. Bd. 3, S. 951. Digitale Bibliothek: Deutsche Literatur von Lessing bis Kafka, CD-ROM, Berlin 1997.

¹⁹ PÖPPINGHEGE, Rainer: *Wege des Erinnerns. Straßennamen und Geschichtskultur in Deutschland*, Münster 2007, S. 36ff.

²⁰ MÜLLER, *Das historische Jubiläum*, S. 52.

scherweise exakt bestimmen und rational einteilen: Die fabrikmäßige Schichtarbeit beruhte ebenso auf diesem Prinzip wie die Fahrpläne des neuen Verkehrsmittels Eisenbahn.

5. Gedenktage

Ganz ähnlich wie Jubiläen – und doch anders – funktionieren Gedenktage. Sie erinnern häufig an eine ernste Angelegenheit wie den Ausbruch eines Krieges oder die Befreiung des KZs Auschwitz. Sie reaktivieren das Geschehene, sie sind stark gruppenbezogen und sie wollen bewusst Denkanstöße geben.²¹ Ihr Sinn besteht darin, das zu erinnernde Ereignis, eine Sache oder überhaupt eine Interessengruppe regelmäßig in das Bewusstsein der Zeitgenossen zu rücken und vor dem Vergessen zu bewahren. Die mediale Öffentlichkeit widmet sich dem Thema im Rahmen der „Aufmerksamkeitsfenster“ mehr oder minder intensiv – danach zieht die Karawane weiter.

Das gilt in abgewandelter Form auch für Gedenkjahre. Sie führen dem Zeitgenossen die Dringlichkeit vor Augen, eine aussterbende Krötenart vor dem Exitus zu bewahren oder moribunde Bäume – wenn nicht zu retten – so doch ein letztes Mal zu würdigen. Um eine Demokratisierung der Jubiläumskultur handelt es sich bei wiederkehrenden Gedenken für bestimmte Interessenvereinigungen wie dem Weltnichtrauchertag (seit 1987 am 31. Mai) oder dem Weltlehrertag, von der Unesco 1994 für jeden 5. Oktober ausgerufen. Die Globalisierung macht also auch nicht vor der Erinnerungskultur Halt! Ein weiteres Beispiel der Internationalisierung der Jubiläumskultur bietet das Jahr 2009, in dem sich die Varusschlacht zum 2000. Male jährt. Längst hat es dieses Jubiläum über den „großen Teich“ geschafft – zumindest bei der German Community in New Ulm/ Minnesota, wo es sich eine „Hermann Monument Society“ nicht nehmen lässt, den germanischen Recken als Vorkämpfer der deutschen Nation zu feiern.

6. Fazit

Wie geht der Historiker mit der Inflationierung der Jubiläen um? Zunächst ist festzuhalten, dass sich die Jubiläumskultur in den letzten 30 Jahren zu einem veritablen Forschungsgegenstand gemauert hat. Über die historische Analyse von Jubiläen erhalten wir Kenntnisse darüber, was man als jubiläumswürdig betrachtete und wie man die Feierlichkeiten in Szene setzte. Wir können auch untersuchen, wie Umdeutungsprozesse über einen längeren Zeitraum funktionierten.

Aber kann der Historiker den Kampf um die Deutungshoheit gegen eine popularisierte und nicht zuletzt vor allem populäre Jubiläumskultur gewinnen? Muss er ihn überhaupt gewinnen? Wie so oft kommt es auf das Selbstverständnis der jeweiligen Akteure an. Wer wissenschaftliche Maßstäbe anlegt, der wird weder mit historischen Spielfilmen und Knoppschen Fernsehproduktionen noch mit historisch anmutenden Computerspielen etwas anfangen können. Es wäre eine Sisyphearbeit, wollte man gegen die vordergründige

²¹ ASSMANN, Jahrestage, S. 310f.

Funktionalisierung von Geschichte in Jubiläen ankämpfen. Was Not tut ist nicht das sinnentleerte Jubiläums-Ritual, sondern die fundierte Reflexion über den historischen Standort einer Institution oder eines Vereins. Und so bleibt mir am Ende nur dem „Verein für Geschichte an der Universität Paderborn“ zu seinem Jubiläum aufrichtig zu gratulieren – und natürlich auch zu allen bisherigen und sicherlich noch folgenden Jahrestagen. Ad multos annos!

Auf der Suche nach dem Schlachtfeld des Varus –

Archäologie zwischen Schulwissenschaft und regionalem Fundamentalismus

von Uta Halle

„Auch Jubiläen können die Wissenschaft fördern. Sie brauchen dazu nicht einmal neue Forschung zu zeitigen; es genügt, wenn sie eine allgemeinere Aussprache hervorrufen, die einen Überblick gewährt, wie heute die betreffende Frage im wissenschaftlichen Urteil steht.“ Dieses Zitat des bekannten Archäologen Carl Schuchhardt stammt aus dem Jahr 1910 und bezog sich auf „die Festliteratur“ die anlässlich des 1900-Jahr-Jubliäums zur Varusschlacht erschienen war.¹ Schuchhardt, der sich immer für den heutigen Teutoburger Wald als Ort der Schlacht ausgesprochen hat,² meinte, dass er die Vielzahl der Neuerscheinungen damals nicht mehr vollständig überblicken konnte.

2009 lädt das wichtige Ereignis aus dem Jahr 9 n. Chr. erneut dazu ein, sich einen Überblick zu verschaffen. Die Schlacht im Teutoburger Wald ist nun genau 2000 Jahre her und die Beschäftigung mit diesem Geschehen löste in den vergangenen 200 Jahren eine Reihe regionalgeschichtlicher Forschungen aus, historischer und archäologischer Untersuchungen zur Örtlichkeit der Varusschlacht, die zum Teil auch von den Geschichts- und Heimatvereinen der ostwestfälischen Region mit getragen wurden. Aus diesem Grund ist es sinnvoll, sich im Rahmen der vorgegebenen Thematik „Erinnerungskultur und Geschichtsverein“ auch mit der Suche nach dem Schlachtfeld des Varus – vielfach einer Archäologie im Spannungsfeld zwischen Schulwissenschaft und regionalem Fundamentalismus – zu beschäftigen. Zu Recht weist der Osnabrücker Althistoriker Rainer Wiegels daraufhin, dass es hierbei nicht nur in den vergangenen 200 Jahren, sondern bis heute zu „einer Schlacht um die Schlacht im Teutoburger Wald“ kommt.³

Noch stärker als vor 100 Jahren gilt, dass die zahlreichen Neuerscheinungen zur Varus-/Hermannschlacht bzw. zu „den Germanen“ und die unzähligen neuen Internetquellen nicht mehr zu überblicken sind. Auch wenn Rainer Wiegels zu Recht vor kurzem darauf hinwies, dass es „gleichermaßen unsinnig wie unerquicklich“ ist, einzelne Lokalitäten oder Persönlichkeiten vorzustellen, und stattdessen forderte, nach den Motiven für diese „unermüdliche Suche“ zu erarbeiten, sollen trotzdem in diesem Beitrag einige Beispiele unter der oben genannten Problematik in chronologischer Reihenfolge vorgestellt werden.

¹ SCHUCHHARDT, Carl: Bericht über die Arbeit des Nordwestdeutschen Verbandes für Altertumsforschung 1909, in: *Prähistorische Zeitschrift* 2 (1910), S. 87–94, hier S. 87.

² OPPERMANN, August von/ SCHUCHHARDT, Carl: Atlas der vorgeschichtlichen Befestigungen in Niedersachsen, Hannover 1916, Heft VII, S. 57.

³ WIEGELS, Rainer: Der STREIT um die Lokalisierung der Schlacht im Teutoburger Wald gestern und heute, in: *Deutsches Historisches Institut Paris* (Hg.): *Alésia et la Bataille du Teutoburg*. Ostfildern 2008, S. 165–179, hier S. 165.

Mit der Suche nach dem Schlachtfeld des Varus haben sich durch die Jahrhunderte etliche Menschen – überwiegend Männer – beschäftigt. Erste Ansätze sind aus dem Mittelalter bekannt, die aber mehr von einer gewissen Ahnung, als von konkretem Wissen über die Varusschlacht gekennzeichnet sind.⁴

Der vor einigen Jahren verstorbene Ausgräber der Paderborner Kaiserpfalz Wilhelm Winkelmann kam auf ca. 700 Theorien zu diesem Ort der Varusschlacht, von denen rund 40 im Gebiet zwischen Teutoburger Wald und Weser liegen.⁵ Während ein Teil dieser Theorien von namhaften Historikern und Archäologen aufgestellt wurden, ist der überwiegende Teil von begeisterten Heimatforschern, vielfach ehemalige Offizieren, Pfarrern und anderen Bildungsbürgern aufgestellt worden. Einige von ihnen engagierten sich mit viel Enthusiasmus in den regionalen Geschichts- und Heimatvereinen, andere schufen sich aus der Enttäuschung über diese aber auch über die etablierten Schulwissenschaften ihren eigenen Verein.

Schlüsselwörter

Das Schlüsselwort „Schulwissenschaft“ des Beitragstitels braucht in diesem Zusammenhang nicht weiter erklärt zu werden, denn es ist altbekannt und bezeichnet in diesem Zusammenhang die Geschichtswissenschaften, die auch die ur- und frühgeschichtliche Archäologie umfassen. Der Begriff „Varusschlacht“ muss eigentlich nicht näher erläutert werden, da er aber von konservativen und verstärkt durch die rechtsextremen Gruppen immer wieder angefeindet wird,⁶ behalte ich aus diesem Grund die „römisch akzentuierte Formulierung“ bei.⁷ Anders sieht es hingegen mit dem Begriff „regionaler Fundamentalismus“ aus. Der Begriff Fundamentalismus wurde ursprünglich nur im Zusammenhang mit kompromisslosem Beharren auf biblischen Grundsätzen protestantischer Christen in den USA aufgebracht. Heute hat er einen Bedeutungswandel durchlaufen, er wird überwiegend in Verbindung mit islamischen Terroristen gebracht. Kennzeichen des Fundamentalismus ist allerdings die eigensinnige Versteifung auf politische, ideologische oder religiöse Grundsätze.⁸

Im Hinblick auf die Varusschlacht bedeutet für mich regionaler Fundamentalismus das kompromisslose Beharren verschiedener, zum größten Teil selbsternannter „Germanen-

⁴ WIEGELS, Der Streit um die Lokalisierung, S. 173.

⁵ WINKELMANN, Wilhelm: Auf den Spuren des Varus: 700 Theorien doch keine führt zum Schlachtfeld, in: Westfalenspiegel Jg. 32 (1983), Nr. 3.

⁶ So wies die NPD daraufhin, dass es aus „germanisch-deutscher Perspektive“ eigentlich „Hermannsschlacht“ heißen müsse. http://www.npd-osnabrueck.de/netzseiten/index.php?option=com_content&task=view&id=278&Itemid=1 (Zugriff: 2.3.2009)

⁷ WIEGELS, Rainer: „Varusschlacht“ und „Hermann“-Mythos. Historie und Historisierung eines römisch-germanischen Kampfes im Gedächtnis der Zeiten, in: Deutsches Historisches Institut Paris (Hg.): *Alésia et la Bataille du Teutoburg*. Ostfildern 2008, S. 27–52, hier S. 29.

⁸ Meyers Lexikon online (2008). Fundamentalismus. <http://lexikon.meyers.de/beosearch/permlink.action?pageId=27691333&version=5> (Zugriff: 12.02.2009, 14:18h)

forscher“ auf bestimmten Schlachtfeldlokalitäten. Weitere Charakteristika sind hierbei die oftmals zu beobachtende Weigerung, in einen Dialog mit den Schulwissenschaftlern zu treten, oder, wenn dieser erfolgt, dann mit vehement negativen Anschuldigungen gegen alle wissenschaftlich fundierten Thesen zu argumentieren,⁹ dass zahlreiche Wissenschaftler von sich aus diesen fruchtlosen Dialog aufgeben. Oftmals finden sich auch Hinweise, dass diese regionalen Fundamentalisten sich als Opfer der gegen sie verschworenen Wissenschaftler sehen und diese Opferrolle auch über die Massenmedien einer breiten Öffentlichkeit bekannt machen. Ferner hängen sie in der Regel Verschwörungstheorien an, z. B. dass bestimmte Funde von den Forschern bewusst geheim gehalten würden, damit das wissenschaftliche Bild stimmig und glaubhaft bliebe, die Funde der Fundamentalisten hingegen bewusst falsch bestimmt würden.

Vor der Etablierung des Faches Ur- und Frühgeschichte

Vor dem 18. Jahrhundert hatte zunächst die Rezeption der Antike u. a. durch die Klassische Archäologie als akademisches Lehrfach, verstärkt Eingang in die europäischen aristokratischen Eliten (Adel) gefunden. Dort entstanden die ersten Sammlungen überwiegend mit Gegenständen der griechischen und römischen Antike.¹⁰ Da bis dahin die einheimische vorgeschichtliche Bevölkerung nur aus den antiken Texten als „Barbaren“ bekannt waren, begann mit dem Anwachsen des Wissens um die „heimischen/vaterländischen Altertümer“ im kleinstaatlichen Deutschland eine Hinwendung zu den Germanen in Nord- und Westdeutschland, die nach neueren Forschungsergebnissen im aristokratisch-höfischen Milieu schon im 17./18. Jahrhundert begann.¹¹

Seit der Wiederentdeckung der Annalen des Tacitus in Kloster Corvey (1507/08) geriet die Varusschlacht mit dem Sieg der Germanen und der Niederlage der Römer in den besonderen Mittelpunkt des vorwissenschaftlichen Interesses. Schon um 1560 versuchte der Lemgoer Historiker und Theologe Hermann Hamelmann angeblich römische Funde vom Win(n)feld,¹² die Amelungsburg südwestlich von Hillentrup/ Gemeinde Dörentrup¹³

⁹ Vgl. WIEGELS, Der Streit um die Lokalisierung, S. 166.

¹⁰ BERTRAM, Marion: Zur Geschichte der völkerwanderungs- und merowingerzeitlichen Sammlung des Berliner Museums für Vor- und Frühgeschichte, in: MENGHIN, Wilfried (Hg.), Merowingerzeit – Europa ohne Grenzen. Archäologie und Geschichte des 5. bis 8. Jahrhunderts, Berlin 2007, S. 254–270, hier S. 254.

¹¹ HERMAND, Jost/ NIEDERMAIER, Michael: *Revolutio germanica. Die Sehnsucht nach der „alten Freiheit“ der Germanen 1750–1820*, Frankfurt am Main 2002.

¹² Zur aktuellen Diskussion um die römischen Funde vom Winnfeld vgl. für die Schulwissenschaft ZELLE, Michael: Augustus' Legionen in Lippe – Untersuchungen zur römischen Präsenz in Lippe, in: Lippische Mitteilungen aus Geschichte und Landeskunde 74 (2005), S. 241–279; für die Laienforschung LIPPEK, Wolfgang: Beurteilungen römischer Funde auf dem Winnfeld im Teutoburger Walde, in: Lippische Mitteilungen aus Geschichte und Landeskunde 76 (2007), S. 347–353.

¹³ HAMELMANN, hier zit. nach HOHENSCHWERT, Friedrich: *Ur- und frühgeschichtliche Befestigungen in Lippe*, Münster 1978, S. 120.

und die Wallanlage Herlingsburg bei Schieder/ Kreis Lippe¹⁴ mit der Schlacht zwischen Römern und Germanen in Verbindung zu setzen.

Im 19. Jahrhundert, die Zeit des aufblühenden Nationalismus in weiten Teilen Europas, ist ein Wechsel der Ausgrabungs- und Forschungstätigkeit festzustellen. Mit der zunehmenden Herausbildung und Ausdifferenzierung der Bildungsbürgerelite, verlagerte sich dieses Selbstverständnis auf die jeweils heimische Urgeschichte mit ihren Quellen. Nach den Freiheitskriegen 1815 bzw. verstärkt nach der Reichsgründung von 1871 wurde die ur- und frühgeschichtliche Archäologie zur Legitimation nationaler deutscher Identität einbezogen.

Die Varusschlacht wurde und wird bis heute allgemein und vereinfachend „als Geburtsstunde der deutschen Nation“ gedeutet.¹⁵

Die Suche nach dem Schlachtfeld, aber auch nach römischen Legionslagern, um von ihnen aus die mögliche Zugroute der römischen Truppen an die Weser zu lokalisieren, wurde auf wissenschaftlicher Seite von einigen Historikern betrieben. Zu nennen ist hier der bekannte Berliner Historiker Theodor Mommsen, der – angeregt durch die Goldmünzenfunde von Barenau – sich zur Theorie der Varusschlacht bei Kalkriese äußerte.

Da das Fach Ur- und Frühgeschichte noch keinen Eingang in den Fächerkanon deutscher Universitäten gefunden hatte, wurde es im 19. Jahrhundert überwiegend von Laien aus den zahlreichen Geschichts- und Altertumsvereinen betrieben und erreichte deshalb nur selten eine wissenschaftlichen Standards genügende Professionalität.¹⁶ Zahlreiche Pfarrer, Apotheker, ehemalige Offiziere machten sich auf die Suche nach dem Schlachtfeld der Varusschlacht oder beschäftigten sich mit den materiellen Hinterlassenschaften der siegreichen Germanen, denn diese Objekte der eigenen vorgeschichtlichen = germanischen Vergangenheit erlaubte nun Konstruktionen nationaler Größe und Geschichte. Die Laienforschung suchte nun für die Zeit ohne schriftliche Überlieferung nach dieser materiellen Kultur und nationale Identität erhielt auf diesem Weg eine ur- und frühgeschichtliche Legitimation. Als Beispiel sei hier nur auf die 1820 erfolgte Kartierung der Hügelgräber im Teutoburger Wald durch Wilhelm Tappe verwiesen. Tappe versuchte durch die gezielte Suche und die für damalige Verhältnisse vorbildliche Kartierung der Hügelgräber die „Wahre Gegend und Lande der dreitägigen Hermannsschlacht“ im und am Teutoburger Wald zu lokalisieren.¹⁷ Tappe konnte noch keinen Rückhalt in einem regionalen Geschichtsverein für seine Forschungen finden, denn weder der Naturwissenschaftliche

¹⁴ HAMELMANN, hier zit. nach HOHENSCHWERT, Ur- und frühgeschichtliche Befestigungen, S. 84.

¹⁵ TACKE, Charlotte: Denkmal im sozialen Raum, Göttingen 1995, S. 34

¹⁶ HALLE, Uta: Die „Jugend“ des Faches an den deutschen Universitäten – „Förderung zur wissenschaftlichen Pflege der Heimatkunde“ oder „Gebot vorausschauender Nationalpolitik“, in: CALLMER, Johan/ MEYER, Michael/ STRUWE, Ruth/ THEUNE, Claudia (Hg.), Die Anfänge der ur- und frühgeschichtlichen Archäologie als akademisches Fach (1890–1930) im europäischen Vergleich. Internationale Tagung an der Humboldt-Universität zu Berlin vom 13.–16. März 2003, Rahden, Westf. 2006 (Berliner archäologische Forschungen 2), S. 73–80.

¹⁷ TAPPE, Wilhelm: Die wahre Gegend und Linie der dreitägigen Hermannsschlacht, Essen 1820.

Verein für das Fürstentum Lippe, der heutige Naturwissenschaftliche und Historische Verein (gegründet 1835), noch der Verein für Geschichte und Altertumskunde Westfalens (gegründet 1824) waren schon entstanden. Tappes Kartierung dürfte aber auch einer der verschiedenen Zündpunkte für die sich dann ausbreitende Schlachtfeldsuche des 19. Jahrhunderts sein. Immerhin steht seitdem der archäologischen Forschung in Lippe eine Karte des frühen 19. Jahrhunderts für die damals vorhandenen Grabhügel, von denen heute schon etliche durch die Aktivitäten auf dem Truppenübungsplatz Senne verschwunden sind, zur Verfügung.¹⁸

Durch den langwierigen Bau des Hermannsdenkmals auf der Grotenburg bei Detmold im 19. Jahrhundert verfestigte sich in der allgemeinen Bevölkerung der Gedanke, dass es sich bei dem ehemals Osning genannten Gebirgszug um den bei Tacitus genannten Teutoburger Wald handelte. Damit hatte Ernst von Bandel einen spektakulären Erinnerungsort an die Schlacht geschaffen. Das Ereignis Varusschlacht wurde aber nicht nur in der monumentalen Skulptur, sondern auch durch unzählige Romane, Theaterstücke und Gemälde quasi in das Gedächtnis der deutschen Bevölkerung eingebrannt. Das machte sich auch in der weiteren archäologischen Forschung in Lippe bemerkbar, wie das folgende Beispiel aus den 1880er Jahren zeigt.

Die Varusschlacht an den Externsteinen

1881 führte der Horner Kaufmann und Bürgermeister Gotthilf August Schierenberg an den Externsteinen/ Kreis Lippe eine archäologische Untersuchung durch. Diese Ausgrabung sollte dazu dienen Relikte, die für die Anwesenheit der Römer an den Felsen sprächen, zu entdecken. Sie galt demnach – wenn auch etwas verklausuliert ausgedrückt – der Suche nach dem Schlachtfeld der Niederlage des Varus. Schierenberg ließ mehrere Schnitte unmittelbar vor den Felsen anlegen, immer in der Hoffnung dort römische Funde bergen zu können und damit den Platz der siegreichen Schlacht zu finden. Er erhielt – wie er auch öffentlich in Form von Zeitungsartikeln eingestand – nur negative Ergebnisse.¹⁹ Obwohl er keine Erfolge hinsichtlich der archäologischen Suche nach dem Schlachtfeld nachweisen konnte, äußerte sich Schierenberg in den folgenden Jahren vehement gegen die Ergebnisse der Studie des renommierten Berliner Althistorikers Theodor Mommsen, wonach der Ort der Varus-Schlacht bei Kalkriese zu suchen sei. Mommsen, der nach Stefan Rebenich „tiefst von der Vorstellung eines Dualismus zwischen katholisch-romanisch und den protestantisch-germanischen Völkern geprägt war“,²⁰ war aufgrund der

¹⁸ HOHENSCHWERT, Friedrich: Archäologische Forschung und Bodendenkmalpflege im ehemaligen Land Lippe, in: Führer zu archäologischen Denkmälern in Deutschland 10 (Der Kreis Lippe 1), Stuttgart 1985, S. 34–46, hier S. 39.

¹⁹ SCHIERENBERG, Gotthilf August Benjamin: Ausgrabungen an den Externsteinen, in: Lippische Landeszeitung vom 25. und 26.2.1882.

²⁰ REBENICH, Stefan: „Die Urgeschichte unseres Vaterlandes“ – Theodor Mommsen, die Reichslimeskommission und die Konstruktion der deutschen Nationalgeschichte, in: Deutsches Historisches Institut Paris (Hg.): Alésia et la Bataille du Teutoburg. Ostfildern 2008, S. 105–120, hier S. 109.

Münzfunde von Barenau auf die Gegend aufmerksam geworden und schrieb 1886: „Meines Erachtens gehören die in und bei Barenau gefundenen Münzen zu dem Nachlass der im Jahre 9 n. Chr. im Venner Moor zugrunde gegangenen Armee des Varus“²¹ und verortete damit das Schlachtfeld bei Osnabrück. Dies wollte und konnte der lippische Lokalpatriot Schierenberg nicht hinnehmen und so veröffentlichte er als vehemente Entgegnung seine Schrift „Die Räthsel der Varusschlacht oder Wie und wo gingen die Legionen des Varus zu Grunde? (Frankfurt a. M. 1888)“.²² Schierenberg versuchte mit seinen Veröffentlichungen den Schlachtort wieder in den Teutoburger Wald zu verlegen. Damit begann m. E. erstmals so etwas wie ein regionaler Fundamentalismus mit dem um den Schlachtort gekämpft wurde und wird. Hier wurde also erstmals ein Konflikt ausgetragen, der bis heute virulent geblieben ist: engagierte Heimatforscher aus Lippe, der Region Teutoburger Wald oder sich dieser Region zugehörig fühlende Laienforscher gegen etablierte und anerkannte Schulwissenschaftler aus anderen Regionen.

Zum 1900-jährigen Jubiläum 1909

Den nächsten Höhepunkt in der Diskussion bildete der Zeitraum des Jahres 1909, zum 1900-jährigen Jubiläum. Schon eingangs wurde mit Schuchhardts Zitat darauf hingewiesen, dass aus diesem Anlass unzähliges neues Literaturmaterial beschrieben wurde. Ein Teil dieser Literatur stammt von Heinrich Schwanold.²³

Wer war dieser Heinrich Schwanold? Er wurde am 16. April 1867 als Sohn des Salzufler Bürgers Friedrich Wilhelm Schwein und dessen Ehefrau Karoline, geborene Kluckhuhn, geboren. Nach dem Besuch der Bürger- bzw. der Rektorschule in Salzuflen ging er ab 1883 auf das Lehrerseminar in Detmold, wo er 1886 die Seminarabgangsprüfung ablegte. Gleichzeitig änderte er mit Erlaubnis der Fürstlich Lippischen Regierung seinen Nachnamen von Schwein in Schwanold, wohl um voraussehendem Spott seiner zukünftigen Schüler zu entgehen.²⁴

Schwanold wurde wie viele andere Lehrer auch aktives Mitglied im Naturwissenschaftlichen und Historischen Verein für das Land Lippe und publizierte in dessen Mitteilungen verschiedene seiner Aufsätze. Zunächst trat er aber als Verfasser mehrerer heimatkundlicher Studien ins Blickfeld der außerschulischen Öffentlichkeit. 1899 erschien seine erste Monographie „Das Fürstentum Lippe. Das Land und seine Bewohner“. Anlässlich der 1900-Jahrfeier der Varusschlacht verfasste er die Schrift „Arminius, die Varusschlacht und das Hermannsdenkmal. Festschrift zur Neunzehnhundertjahrfeier der Schlacht im Teutoburger Walde“. Seine Motivation zu dieser Publikation beschrieb er wie folgt:

²¹ MOMMSEN, Theodor: Zur Örtlichkeit der Varusschlacht, Berlin 1885.

²² SCHIERENBERG, Gotthilf August Benjamin: Die Räthsel der Varusschlacht oder Wie und wo gingen die Legionen des Varus zu Grunde? Frankfurt am Main 1888.

²³ HALLE, Uta: Auf der Suche nach den Germanen. Germanenforschung im Teutoburger Wald in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts, in: Lippische Mitteilungen aus Geschichte und Landeskunde 77 (2008), S. 105–128, hier S. 109–114.

²⁴ Landesarchiv NRW Staats- und Personenstandsarchiv Detmold (kurz: StADt) StADt D72 Schwanold.

„Seine Persönlichkeit und sein Werk [des Arminius' U.H.] (ist) den meisten Deutschen fast unbekannt, von jener Tat abgesehen, deren 1900jähriges Gedächtnis in diesem Jahr gefeiert wird. Wenn aber diese Feier mehr sein soll als schnell verrauschter Festesjubiläum, so tut es Not, dass die Persönlichkeit des ersten Helden unserer Geschichte in den Geistern lebendig wird, dass wir einen Hauch seines Wesens und Wollens spüren und im Anschauen seiner Größe selber wachsen in opferfreudiger Liebe zur Heimat und zum deutschen Volk und Wesen. Dazu möchten diese Blätter helfen.“²⁵

Der Ausgang der Schlacht war für ihn der Grund für seine Publikation, denn wie Schwanold vermerkte, wären dadurch die Deutschen Germanen geblieben und deshalb verdankten „wir Hermann die erste Rettung unserer deutschen Art, unserer Sprache und unseres Volkstums“.²⁶

In diesem Werk benutzte er regelmäßig die zeittypische Gleichsetzung „germanisch = deutsch“ und zog fast ausschließlich die „alten Schriftsteller“, d. h. die antiken Schriftquellen zur Varusschlacht heran. Diese Quellen schmückte er allerdings phantasie-reich im Stil der damaligen Zeit aus. Mutmaßungen über den Ort des Schlachtfeldes stellte Schwanold hier kaum an. Dieser war für ihn unbekannt und er vertrat die Meinung, dass „Gewissheit darüber erst die Forschung mit dem Spaten geben [könnte], wenn einmal die Reste aus jener Zeit, die der Boden noch [berge], ans Tageslicht kommen sollten“.²⁷ Damit verwies er die Beantwortung der Frage nach der Örtlichkeit eindeutig den archäologischen Quellen zu. Trotzdem ging er nur an einer Stelle auf damals bekannte archäologische Befunde ein, nämlich als er den Standort des Hermannsdenkmals beschrieb, denn abwägend zog er in Betracht, ob „vielleicht die alten Wallreste [...] die Trümmer der Teutoburg“ wären.²⁸ Insgesamt wird aus diesem Text deutlich, dass Schwanold für diese Studie hauptsächlich an die Rezeption der antiken Quellen anknüpfte.

Nach der 1900-Jahrfeier der Varusschlacht wandte sich Schwanold verstärkt der regionalen Sagenforschung zu, bis er Mitte der 1920er Jahre vermehrt archäologisch arbeitete. Trotz seiner vorherigen Beschäftigung mit der Varusschlacht konzentrierte er sich nun auf die steinzeitlichen Befunde und Funde und begann sich wissenschaftlich fortzubilden. Allerdings sah sich Schwanold in den 1920er Jahren noch mehrfach gezwungen, sich zum Ort des Schlachtfeldes zu äußern. Im September 1928 führte eine Exkursion den Naturwissenschaftlichen und Historischen Verein zum Leuser Wall/ Kreis Nienburg Weser, der

²⁵ SCHWANOLD, Heinrich: Arminius, die Varusschlacht und das Hermannsdenkmal. Festschrift zur Neunzehnhundertjahrfeier der Schlacht im Teutoburger Walde, Detmold 1909, Vorwort.

²⁶ SCHWANOLD, Arminius, S. 7.

²⁷ SCHWANOLD, Arminius, S. 27.

²⁸ SCHWANOLD, Arminius, S. 64.

als der bei Tacitus genannte Angrivarierwall diskutiert wurde,²⁹ und zum Ringwall Nammer Lager/ Gemeinde Porta Westfalica, wo die Vereinsmitglieder, unter ihnen auch Heinrich Schwanold, von Friedrich Langewiesche geführt wurden. Im Pressebericht dazu vermerkte Schwanold, dass sie die „Schlachtfelder“ der letzten römisch-germanischen Auseinandersetzung von Arminius und Germanicus besichtigt hätten, ohne sich ansonsten zur neu aufkommenden Germanendiskussion zu äußern.³⁰

Im April 1930 nahm Schwanold an der Tagung des wissenschaftlich sehr angesehenen Nordwestdeutschen Altertumsverbandes teil und fuhr auch auf die Exkursion zum Hügel im Offenen Holz bei Iburg. Zu diesem Hügel war im Jahr zuvor eine öffentliche Diskussion entbrannt, weil der Direktor des Osnabrücker Ratsgymnasiums und Vorsitzende des Historischen Vereins, Friedrich Knocke, die Meinung publiziert hatte, wonach dieser Hügel der „Tumulus des Germanicus“ wäre, in dem die „Gebeine der Varianischen Legionen bestattet“ wären.³¹ Schwanold berichtete der lippischen Öffentlichkeit darüber, wenn dem so wäre, stünde „das Hermannsdenkmal nicht auf dem rechten Platz“. Er fügte allerdings anschließend zur Beruhigung gleich hinzu, dass sich aber alle Exkursionsteilnehmer für eine Interpretation des Hügels als „mittelalterliche Töpferei“ ausgesprochen hätten.³² Schwanold bekam die Anerkennung der regionalen Schulwissenschaften und die Unterstützung des Naturwissenschaftlichen und Historischen Vereins des Landes Lippe und seine archäologischen Ergebnisse zur steinzeitlichen Besiedlung in Lippe sind bis heute von den regionalen Archäologen genutzt. In Schwanolds letzten Lebensjahren machte ein anderer selbsternannter Germanenforscher mit seinen Aufsehen erregenden Thesen über die Germanen in Lippe und darüber hinaus auf sich aufmerksam, Wilhelm Teudt.

Der ehemalige Pfarrer Wilhelm Teudt lebte seit 1920 in Detmold. Auch er wurde von der Varusschlacht geprägt, allerdings in deutlich anderer Form als der zuvor charakterisierte Heinrich Schwanold. Teudt wurde beeinflusst durch Diskussionen, die sich an den römischen Funden in der *Germania libera* entspannen. Er schrieb dazu: „Es mögen [...] treffliche Männer sein, die in Harmlosigkeit oder in einem uns unbegreiflichen Rausch, etwas Römisches auf germanischen Boden [...] gefunden zu haben, die Entdeckung des Schauplatzes der Befreiungstat Hermanns für ihren vermeintlichen Fundort in Anspruch nehmen.“³³ Gleichzeitig beschuldigte Teudt diese „sich damit unbewusst an der Berau-

²⁹ BERSU, Gerhard/ HEIMBS, G./ LANGE, H./ SCHUCHHARDT, Carl: Der Angrivarisch-Cheruskische Grenzwall und die beiden Schlachten des Jahres 16 n. Chr. zwischen Arminius und Germanicus, in: *Prähistorische Zeitschrift* 17 (1926), S. 100–131.

³⁰ SCHWANOLD, Heinrich: Bericht über die Exkursion des Naturwissenschaftlichen und Historischen Vereins, in: *Lippische Landeszeitung* vom 16. September 1928.

³¹ PAUL, Volker: Zur Varusschlacht im Teutoburger Wald. Materialsammlung. http://home.arcor.de/heimatkunde_iburg/Varusschlacht.pdf (Zugriff: 15.5.2008).

³² SCHWANOLD, Heinrich: Bericht über die 20. Tagung des Nordwestdeutschen Verbandes für Altertumsforschung in Osnabrück, in: *Lippische Landeszeitung* vom 13. April 1929.

³³ TEUDT, Wilhelm: *Geschichtsverdunklung, Teutoburg und Agrivarierwall*, hier zit. n. BÜNTE, Rudolf (Hg.), *Wilhelm Teudt im Kampf um Germanenehre. Ausgewählte Aufsätze*. Leipzig/ Bielefeld 1940, S. 49–64, hier S. 49.

bung unseres Volkes um seine wertvollste örtlich bestimmte alte Geschichtsüberlieferung“ zu beteiligen.³⁴ Eine Begründung für seine Auffassung lieferte Teudt mit. Demnach wären die Tacitus Annalen und die Germania aufgrund der „verdächtigen Geschichte des Verlustes und Wiederfindens“ eine „gründlich zusammengestrichene und gefälscht[e] Geschichte der Varusschlacht, mit der „antigermanischen Tendenz der römischen Papstkirche“. Obwohl er seine Germanenforschung ab 1925 immer weiter ausdehnte und ein angeblich germanisches Heiligtum nach dem anderen entdeckte, suchte er nicht stärker nach dem Platz der Varusschlacht, denn dieser stand für ihn fest, in der Nähe der Externsteine, der Teutoburg und der angeblichen Heiligtümer in Oesterholz.

Teudt wurde durch den etablierten Naturwissenschaftlichen und Historischen Verein für das Land Lippe mit seinen Theorien nicht anerkannt und wurde von diesem nicht unterstützt. Deshalb sammelte er etliche Anhänger hinter seinen Theorien und gründete mit Rückhalt aus dem völkischen Deutschbund einen eigenen Verein, die „Vereinigung der Freunde germanischer Vorgeschichte“.³⁵ Teudt reiste durch Deutschland und stellte seine angeblichen Ergebnisse überall in Vorträgen vor. 1929 erschien Teudts Buch „Germanische Heiligtümer, Beiträge zur Aufdeckung der Vorgeschichte, ausgehend von den Externsteinen, den Lippequellen und der Teutoburg“.

Bei der sozialdemokratischen Landesregierung Lippes, als solche zuständig für die Externsteine, konnte Teudt sich mit diesen germanophilen Vorstellungen Ende der 1920er Jahre nicht durchsetzen.³⁶ Auch die meisten involvierten Fachwissenschaftler, zu nennen sind hier die renommierten Prähistoriker Carl Schuchhardt und Gustav Kossinna, lehnten die Vorstellungen Teudts vehement ab. Die lippische Landesregierung beauftragte allerdings den Münsterschen Archäologen August Stieren mit der Durchführung einer Ausgrabung, die im April 1932 erfolgte. Sie ergab keine Hinweise, die auf eine Nutzung der Felsgruppe in der Zeit vor 800 n. Chr. deuteten.

Trotz dieser archäologisch festgestellten Realität, die sich in Form der gefundenen Scherben des 11. bis 19. Jahrhunderts und in gestörten archäologischen Fundschichten an den Externsteinen widerspiegelte, sahen sich Wilhelm Teudt und seine rund 1.000-köpfige Anhängerschar aus allen Teilen Deutschlands – darunter Personen, die später zu den aktiven Förderern der SS gehörten, wie Mathilde Merck, Weißthor oder aber auch der Hamburger Kaffeeröster Darboven – als Opfer der gegen sie verschworenen Schulwissenschaftler. Die veränderte politische Situation nach der Machtübernahme der Nationalsozialisten verschaffte Teudt neue Möglichkeiten zum Handeln. Er konzentrierte sich ab Februar 1933 darauf, die neuen lokalen, regionalen Machthaber (Landesregierung und Gauleitung) und Mitglieder der neuen Reichsregierung auf seine Ideen und Vorstellungen zu den „Germanen“ aufmerksam zu machen. Teudts Pläne sahen vor, die Externsteine in ih-

³⁴ TEUDT, *Geschichtsverdunklung*, S. 49.

³⁵ HALLE, Uta: *Die Externsteine sind bis auf weiteres germanisch! Prähistorische Archäologie im Dritten Reich*. Bielefeld 2002, S. 73–75.

³⁶ HALLE, *Externsteine*, S. 116.

ren angeblich ursprünglichen „germanischen Zustand“ zurück zu versetzen. Die Ideen Teudts galten bei seinen gegnerischen Zeitgenossen nicht als „Forschung“, sondern wurden als „eine Sektenbildung“ angesprochen.

Hatte sich Teudt schon in den Jahren vor den Ausgrabungen als Opfer der gegen ihn verschworenen Schulwissenschaftler gesehen, von denen Teudt annahm, „daß das anererbte gefühlmäßig gewordene Vorurteil gegen Germanenkultur“ eine „objektive Beurteilung“ verhindere, so verstärkte sich dieses nach dem Ende der Ausgrabungen. Nun blendeten die Mitglieder der „Vereinigung“ die archäologisch festgestellte Realität – keine ungestörten Bodenverhältnisse, keine „germanischen“ Funde – vollkommen aus.

An diesem Beispiel zeigt sich sehr deutlich, dass wir es hier mit einem regionalen Fundamentalismus durch die völkische Heimatbewegung zu tun haben. Hier treffen alle Merkmale, die fundamentalistische Bewegungen, Ideen und Ziele kennzeichnen, zu: Es gab ein „geistiges Oberhaupt“, Wilhelm Teudt, eine charismatische Persönlichkeit der völkischen Bewegung, welche die Ideen und Ziele vorgab. Nachweisen lassen sich auch seine „fanatischen Anhänger“, die gläubig an seinen Ideen hingen, wissenschaftliche Erkenntnisse ablehnten und sich vehement für Teudts Ideen und Ziele einsetzten. Im Zentrum dieser Ideen und Ziel stand die Umwandlung der Externsteine in ein „germanisches Heiligtum“, also ein lokaler/regionaler Rahmen. Durch den Rückhalt dieser Gruppe bei den lokalen und regionalen NSDAP-Größen konnte Teudt einige der Schaltstellen populärer Wissensvermittlung (Öffentlichkeitsarbeit durch Führungen/Lehrerausbildung/Presse) erreichen und seine Ideen einer breiten Öffentlichkeit vorstellen. Sein Einfluss reichte so weit, dass seine Auswirkung noch heute, 68 Jahre nach seinem Tod, spürbar ist.³⁷

Völkische selbsternannte Germanenforscher wie der Architekt Hermann Wille in Oldenburg und Wilhelm Teudt erhielten durch den Machtantritt der Nationalsozialisten stärkere Einflussmöglichkeiten und konnten die Verifizierung oder Falsifizierung von Ausgrabungen an den „angeblich germanischen Heiligtümer“ und Kultstätten durchsetzen. Dabei stand nicht die Suche nach dem Schlachtfeld im Mittelpunkt, sondern es sollte die kulturelle Gleichwertigkeit oder sogar die Überlegenheit der Germanen bewiesen werden. Zum Entsetzen, zum Teil aber auch mit Unterstützung der anerkannten Wissenschaftler, geisterten fortan markante Kulturdenkmale, z. B. die oldenburgischen Großsteingräber, als „germanische Kulthallen“ und das Natur- und Kulturdenkmal Externsteine in der Nähe des Hermannsdenkmals als „germanische Kultstätten“ durch die NS-Propaganda.³⁸ Hierzu sind auch noch die SS-Grabungen am Kriemhildenstuhl bei Bad

³⁷ HALLE, Uta: Die Externsteine/ Kr. Lippe. Ein Natur- und Kulturdenkmal im Spannungsfeld rechter und esoterischer Ideologie, in: Regierungspräsidium Stuttgart – Landesamt für Denkmalpflege (Hg.): Das Denkmal als Fragment – Das Fragment als Denkmal. Denkmale als Attraktionen. Jahrestagung der Vereinigung der Landesdenkmalpfleger (VdL) und des Verbandes der Landesarchäologen (VdLA) und 75. Tag für Denkmalpflege 10.–13. Juni 2007 in Esslingen a. N., Stuttgart 2008 (Arbeitsheft), S. 121–132.

³⁸ HALLE, Uta: Ur- und Frühgeschichte, in: ELVERT, Jürgen/ NIELSEN-SIKORA, Jürgen (Hg.): Kulturwissenschaften und Nationalsozialismus, Stuttgart 2008, S. 109–166.

Dürkheim und die einwöchige Grabung 1942 auf dem Michelsberg bei St. Johann im Elsaß zu rechnen, die von der Osningmark-Gesellschaft (Nachfolgeorganisation der „Freunde der germanischen Vorgeschichte“ um Teudt) unter Leitung von A. Meier-Böke durchgeführt wurde. Die Grabungsergebnisse an den umstrittenen „germanischen“ Orten brachten aber in allen Fällen nicht die von der völkischen Laienforschung erhofften verifizierenden Ergebnisse und die Schulwissenschaft beurteilte die kruden Ideen weiterhin als „kunterbunte Gemüse aus Gelesenem (das ist das wenigste) und kenntnislos Gedichtetem (was das meiste ist)“. Gleichzeitig wurde weder von den NS-Politikern noch von den Wissenschaftlern die Varusschlacht in das Zentrum der Forschung gerückt. Stattdessen entwickelten die Archäologen immer wieder neue „germanische“ Forschungsvorhaben oder schon bestehende Vorhaben wurden fortgeführt, die z. T. in die politisch motivierte Ost- und Westforschung gehören.³⁹

Nach 1945 war das Thema Varusschlacht und noch sehr viel stärker aber „die Germanen“ quasi verbrannt. Die mittlerweile stark angewachsene Wissenschaftlerriege mied diese Themen, um nicht zu sehr erkennen zu lassen, wie sehr sie persönlich aber auch das Fach Ur- und Frühgeschichte mit den „germanischen Weltanschauungen“ der Nationalsozialisten paktiert hatten. Sie beschränkte sich auf statistische und beschreibende Auswertungen zur vorrömischen Eisenzeit oder Römischen Kaiserzeit und es dauerte mehrere Jahrzehnte, bis sich Historiker und Archäologen wieder mit „den Germanen“ auseinandersetzten. Das 100-jährige Bestehen des Hermannsdenkmals löste 1975 keinen neuen Schlachtfeldsuche-Boom aus. Allerdings kam mit der Entdeckung der neuen Funde in Kalkriese in den 1980er Jahren die Forschung wieder in Schwung. Fortan begannen die Laienforscher im Teutoburger Wald vehement damit, altbekannte oder neue Theorien zum „wahren“ Ort der Varusschlacht in Umlauf zu bringen.

2009

Im Vorinternetzeitalter tobte die Diskussion zwischen solchen gegensätzlichen Gruppen nur über die Schriftmedien und in vereinseigenen oder öffentlichen Vortragsveranstaltungen. Heute fast ein dreiviertel Jahrhundert später treffen sich die Fundamentalisten zu einseitigen aber sehr regen Diskussionen im Internet. Mit der immer schnelleren Anbindung ins Internet nutzen sie heute größtenteils dieses Medium um z. T. in einer äußerst polemischen Form gegen die Schulwissenschaftler ihre unbewiesenen Ideen in die Welt zu bringen.

Auch in diesem Fall gründen und sammeln sich die regionalen Fundamentalisten in eigenen „Geschichts“-Vereinen im Teutoburger Wald. Hier ist dies u. a. der Verein „Arminiusforschung“, in dem der 2007 verstorbene Lehrer und Heimatforscher Rolf Bökemeier aktiv war. Auch er versuchte – in den Augen der Schulwissenschaftler vergeblich – Belege für eine lippische bzw. Weserberglandlokalisierung der Schlacht zu finden, wobei er nicht

³⁹ HALLE, Ur- und Frühgeschichte, S. 109–166.

auf einen Ort fixiert war, sondern sich über Strukturen auf selbst ausgewerteten Luftbildern orientierte. Auch er schaffte es, eine kleine Probesondage in Stapelage/ Kreis Lippe durchführen zu lassen, allerdings konnte er die negativen Ergebnisse nicht akzeptieren. Seine Aussagen fasste er in verschiedenen Publikationen zusammen die u. a. im rechtsgerichteten Grabert-Verlag erschienen. Gleichzeitig machte er eine Homepage unter der Bezeichnung „Römerfreunde-Weser“ im Internet auf, die auch nach seinem Tod noch von mehreren seiner Anhänger fortgeführt wird. Unterstützung erhielt er durch den Verein „Arminiusforschung“, dessen Mitglieder überwiegend im Teutoburger Wald leben und z. T. noch in anderen obskuren Vereinen, wie dem Verein „Logistik des Varus“ aktiv sind. Aus dem Verein „Arminiusforschung“ wurde z. B. die erste Anzeige gegen das Museum und Park Kalkriese gestellt. Wie weit der Medieneinfluss dieses Vereins reicht soll ein Beispiel zeigen. Am 2. Januar 2009 titelte die Zeitung Super Illu: „Vor 2000 Jahren wurden wir Deutsche“ und bezog sich dabei auf Informationen aus dem Verein, dessen Vorstand sie auch mit Foto abbildete.⁴⁰

Aktiv im Vorstand der Arminiusforschung war bis vor wenigen Wochen (Februar 2009) auch der ehemalige Lehrer Wolfgang Lippek.⁴¹ Er ist zusammen mit Wolfgang Schlüter Herausgeber der neuen Publikation „Die Schlacht – Plausible Gründe zur Varuskatastrophe“, für die auf einer anderen obskuren Seite des Forschungskreises Externsteine mit folgenden Worten geworben wird: „Varus starb im Lipper Wald, nicht bei Kalkriese. Es handelt sich bei dem Werk um die wichtigste Meinungsäußerung zum Thema Varuskatastrophe seit dem Ende des 2. Weltkrieges. Das Buch wird in Kürze in einer Rezensionabhandlung von G. Meier besprochen.“⁴² Das Buch wird demnach von Dr. Gert Meier, dem Referenten der „Gesellschaft für freie Publizistik“ rezensiert, und bei dieser Gesellschaft handelt es sich um die „größte rechtsextreme kulturpolitische Vereinigung in Deutschland.“⁴³

Regionaler Fundamentalismus zur Varusschlacht heutzutage ist aber nicht nur im Gebiet Ostwestfalen-Lippe zuhause. Als Beleg für eine andere Region, die in Insiderkreisen heiß diskutiert wird, wird zum Schluss dieses Beitrages noch ein Beispiel aus einer anderen Region vorgestellt. Dabei geht es um den Versuch des Nachweises, dass der Ort der Varusschlacht bei Halberstadt im Harz gesucht werden muss.⁴⁴ Auf der gleichnamigen Homepage kann man nachlesen, dass „**Nicht im Teutoburger Wald, nicht bei Kalkriese** (...) die berühmte Schlacht geschlagen (wurde), sondern im Nordharzgebiet, auf der

⁴⁰ Vgl. Super-Illu vom 2.1.2009.

⁴¹ Dem neuen Vorstand gehört Lippek anscheinend nicht mehr an. Die Homepage des Vereins wird seit der letzten Jahreshauptversammlung neu gestaltet und informiert z. Zt. nur über den neuen Vorstand.

⁴² <http://www.forschungskreis-externsteine.de/Veroeffentlichungen-Neuerscheinungen.html> (Zugriff: 3.2.2009).

⁴³ <http://www.netz-gegen-nazis.de/lexikontext/gesellschaft-fuer-freie-publizistik-gfp> (Zugriff: 3.2.2009).

⁴⁴ Alle Zitate sind der Homepage http://www.varusschlacht-am-harz.de/varus_arminius.htm entnommen (Zugriff: 25.8.2008). Hervorhebungen im Original.

Fläche eines **römischen Saltus bei Halberstadt**, und zwar am **29. Juli des Jahres 9 n. Chr.** (+/- Tag).“

Angebliche Belege für die Varusschlacht am Harz bilden für die Betreiber der Homepage folgende Aspekte: „Ein Übersetzungsfehler“ aller Althistoriker mit fatalen Folgen, denn deshalb sei immer an falschen Orten nach Überresten der Varusschlacht gesucht worden. Die einzig richtige Übersetzung der lateinischen Quellen liefert natürlich angeblich der Harz-Theorievertreter. Auch meint er den Ort genau lokalisiert zu haben, schließlich befände sich „mitten im Gewerbegebiet ‚Sülzegraben‘ von Halberstadt sich der noch nicht überbaute mächtige Tumulus“. Hier soll „Germanicus mit seinen Legionen 15 n. Chr. die verwitterten und verstreuten Überreste der bei der Varianischen Niederlage Erschlagenen unter einem gemeinsamen Leichenhügel bestattet haben. [...] Einen Tumulus von solcher Größe findet man in Kalkriese nicht“

Diese Homepage ist seit ihrem Bestehen in Juni 2003 schon über 100.000 Mal angeklickt worden und dürfte demnach schon verschiedene Mitstreiter gefunden haben. Der eine Betreiber hält Vorträge, so z. B. im April 2008: „Die Varusschlacht am Harz. Angebliches Varusschlachtfeld Kalkriese – ein Komplott profilsüchtiger Archäologen? Dr. F. H. Rainer Friebe“ Veranstalter in Hamburg war die „Forschungsgesellschaft HAMBURGER-FORUM e.V.“ die mit der Aussage „unkonventionelle und provokante Thesen zu MENSCH – WELT – RAUMZEIT“ für ihre Veranstaltungen wirbt. Wer ist dieser Varus-Forscher Friebe: Von Haus aus Architekt forscht Dr. F. H. Rainer Friebe nach eigenen Aussagen seit 30 Jahre über die Römer in Mitteldeutschland im Allgemeinen und die Varusschlacht im Besonderen. „Geboren und aufgewachsen in Schwanebeck bei Halberstadt verließ er die DDR in den 1960er Jahren“. Friebe versucht seitdem nachzuweisen, dass die Varusschlacht bei Halberstadt stattgefunden hat und argumentiert mit ähnlichen Funden wie die Arminiusforschung in Lippe. Kritik kam von Seiten der etablierten Fachwissenschaftler in Sachsen-Anhalt; so stuft der Hallenser Geschichts-Professor Andreas Mehl Friebes eigene Übersetzung des Tacitustextes als „nicht haltbar“ ein und das sachsen-anhaltinische Landesamt für Archäologie sieht keine Anhangspunkte für einen Schlachtort bei Halberstadt.⁴⁵ Auch Friebe entpuppt sich als regionaler Fundamentalist, der sich als Opfer der gegen ihn verschworenen Schulwissenschaft sieht, er hängt einer Verschwörungstheorie an, wonach die Schulwissenschaft seine Funde falsch datiert etc.

Bedenklicher ist dabei aber, dass es im Bereich dieser engagierten Laien durchaus Überschneidungen mit der rechten Ideologie gibt. Im Jahre 2009 wird die Schlacht im Teutoburger Wald nicht nur unter dem wissenschaftlichen Fokus „Mythos 2000 Jahre Varusschlacht“ im Blickpunkt stehen, sondern leider auch Anziehungspunkt rechtsextremer Neonazis sein, die das Ereignis propagandistisch vermarkten. So wird z. B. zum Zeitpunkt

⁴⁵ GRAU, Toralf: Das Römer-Rätsel von Halberstadt, in: Mitteldeutschen Zeitung Quedlinburg vom 25. November 2003.

als dieser Artikel entsteht, von rechtsextremen Neonazis für eine Veranstaltung in Osnabrück geworben, auf der unter dem Leitthema „Die Hermannschlacht: 2000 Jahre Kampf gegen Überfremdung – für nationale Selbstbestimmung“ die ideologische Vereinnahmung des Themas erkennbar wird.⁴⁶

Mittlerweile nimmt der regionale Fundamentalismus immer groteskere Formen an. So lässt sich im Internet verfolgen, dass der selbsternannte Germanenforscher Gerhard Tiggelkamp, der 1990 das angeblich „germanische Vaterunser an den Externsteinen“ entdeckt hat,⁴⁷ erneut Strafanzeige gegen die Betreiber des Museums und Parks Kalkriese bei der zuständigen Strafverfolgungsbehörde gestellt hat.⁴⁸ Als zusätzliches Druckmittel versucht er in seinem Schreiben den Kalkrieser Wissenschaftlern damit zu drohen, dass er dieses Schreiben auch dem niedersächsischen Justizministerium eingereicht habe. Obwohl auf der Homepage auch der Eintrag eines „Pumpnickels“ als „unfassbarer Unsinn“ bezeichnet wird,⁴⁹ kostet er die in Kalkriese tätigen Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen viel Zeit und Energie, die sie bei der Suche nach dem Schlachtfeld des Varus anderweitig gut verwenden könnten.

Schlussbemerkungen

Allen interessierten Nutzern und Nutzerinnen sei bei der Informationssuche zur Varusschlacht und zu den Germanen über das Internet äußerste Vorsicht angeraten, denn allzu schnell erscheinen Webseiten, die uns an und in die Abgründe der Rezeptionsgeschichte dieses historischen Ereignisses im Teutoburger Wald führen.

Der renommierte Archäologe Carl Schuchhardt schloss seine Ausführung anlässlich des Jubiläums im Jahr 1909 wie folgt: „Ausgrabungen haben bei Detmold trotz mannigfaltiger Versuche immer noch nichts ergeben. [...] Kundige Leute, die wissen, wie römische Scherben aussehen, sollten sich nicht verdrissen lassen, dort immer wieder über frisch gepflügte Äcker zu gehen.“⁵⁰ Dem ist aus archäologischer Perspektive kaum noch etwas hinzuzufügen, außer dass dies auch für die anderen Regionen gilt, in denen die regionalen Fundamentalisten vehement versuchen, den Ort der Varusschlacht zu finden. Doch was stellte der Journalist Andreas Fasel 2005 in einem Artikel fest: „Die wissenschaftliche Vernunft hatte bei diesem Thema schon immer einen schweren Stand gegen lokalpatriotische Gefühle, Unsachlichkeit und mitunter wahnhaften Eifer.“⁵¹ Dem sei zum

⁴⁶ Dpa-tin Meldung im Weser-Kurier vom 8. März 2009, S. 16.

⁴⁷ Zu diesem Vorgang vgl. PESCH, Alexandra: Noch ein Tropfen auf die heißen Steine ... Zur 1992 entdeckten Runeninschrift an den Externsteinen, in: HEINZMANN, Wilhelm/ VAN NAHL, Astrid, *Runica – Germanica – Mediaevalia*. Festschrift für Klaus Düwel, New York/ Münster 2003, S. 567–580.

⁴⁸ <http://www.logistik-des-varus.de/?p=129#comments> (Zugriff 4.3.2009)

⁴⁹ Eintrag von „Pumpnickel“ vom 15.2.2009. <http://www.logistik-des-varus.de/?p=129#comments> (Zugriff 4.3.2009).

⁵⁰ SCHUCHHARDT, Bericht, S. 109.

⁵¹ FASEL, Andreas: Varus, Varus, wo sind deine Legionäre gestorben?, in: *Welt am Sonntag*, Nr. 27, 3. Juli 2005, S. NRW 4.

guten Schluss noch ein bedenkenswertes Zitat des Archäologen Friedrich Koepp aus dem Jahr 1940 hinzugefügt: „Ob Varus bei Detmold oder bei Barenau [Kalkriese U.H.] bei Iburg oder sonst wo in sein Schwert gestürzt hat, ist wirklich so wichtig nicht, daß man sich darum mit seinen Mitmenschen verzanken sollte.“⁵²

⁵² KOEPP, Friedrich: Varusschlacht und Aliso., Münster 1940.

Die Historische Kommission und die Geschichtskultur in Westfalen

von Wilfried Reininghaus

Der Titel legt eine Dreiteilung meines Vortrags nahe, an die ich mich halten möchte.¹ Zu beantworten sind drei Fragen: (1.) Was ist die Historische Kommission für Westfalen? (2.) Was ist Geschichtskultur, insbesondere in Westfalen? (3.) Wie wirken beide aufeinander ein? Was kann die Kommission für die regionale Geschichtskultur tun und umgekehrt: Wie beeinflusst diese die Arbeit der Kommission?

1. Die Historische Kommission für Westfalen

Der erste Teil ist (scheinbar) der einfachste, denn die Historische Kommission für Westfalen ist eine altherwürdige Einrichtung, die im Jahr 2008 seit 112 Jahren besteht und sich selbst feste, stabile Regeln gegeben hat. Sie heißt zwar nicht Verein, aber ist gewissermaßen einem Verein entsprungen, nämlich dem Verein für Geschichte und Altertumskunde Westfalens. Dieser gab als sein wissenschaftliches Vorzeigeprojekt das Westfälische Urkundenbuch heraus, das er 1896 an die zu diesem Zweck gegründete Kommission übergab. Hinter diesem Akt verbergen sich gleich mehrere Zäsuren. Zum einen begann für den „Altertumsverein“ eine neue Phase seiner Geschichte. Sammeln und Retten vaterländischer Altertümer war für die Gründungszeit des Vereins in der Zeit nach 1815 konstitutiv gewesen. Die fortschreitende Professionalisierung der Archive und der Geschichtswissenschaften, insbesondere der Mediävistik und Historischen Hilfswissenschaften, machte deutlich, dass das Urkundenbuch keine Aufgabe des Vereins mehr sein konnte, sondern übergeben werden musste an Archivare und Historiker, die sich nunmehr in der Kommission trafen. Der Altertumsverein und andere Historische Vereine, in Westfalen und in Gesamtdeutschland, behielten ihre Funktion als Förderer und Vermittler allgemeiner wie regionaler historischer Erkenntnisse, ihre Mitglieder forschten aber als historisch interessierte Laien nicht mehr selbst. Mit der Gründung dieser und anderer Historischer Kommissionen wurde aber – und dies ist der andere Aspekt, der für 1896 wichtig ist – ein wichtiger Schritt in Richtung Institutionalisierung des Faches Landesgeschichte getan. Dessen definitive Ausbildung, beginnend im Rheinland (Bonn) nach dem Ersten Weltkrieg, kann hier nicht ausführlich behandelt werden. Nur so viel sei gesagt, dass die Geschichte der Geschichtswissenschaften in Westfalen seit der Zwischenkriegszeit in vielen Kapiteln noch ungeschrieben ist, also auch die Geschichte der Kommission und der Historischen Vereine.

¹ Der Beitrag entspricht dem Vortrag, den der Verfasser am 8.11.2008 im Rahmen der Tagung „Erinnerungskultur und Geschichtsverein“ an der Universität Paderborn gehalten hat. Der Vortragstil wurde im Folgenden ausdrücklich beibehalten.

Die Eckdaten der Kommissionsgeschichte sind hinreichend bekannt. Die Kommission schloss sich 1929 dem Provinzialinstitut für westfälische Landes- und Volkskunde an und gehörte damit dem damaligen Provinzialverband und heute schließlich seinem Rechtsnachfolger, dem Landschaftsverband Westfalen-Lippe (LWL) an. Ihm ist die Kommission zu großem Dank verpflichtet, weil er ihr einen finanziellen Rahmen bietet, den andere Kommissionen in Deutschland in dieser Form nicht antreffen. Wichtig für das Selbstverständnis der Kommission ist aber, dass sie ihre Aufgaben ohne inhaltliche Weisungen des LWL in Selbstbestimmung durch ihre Mitglieder wahrnimmt. In der Satzung sind die Aufgaben so definiert: Die Kommission nimmt sich der wissenschaftlichen Erforschung in all ihren Bereichen an. Was bedeutet das im Einzelnen? Vor allem aber: Wer sind die handelnden Personen der Kommission?

Zurzeit umfasst die Kommission ca. 140 ordentliche und korrespondierende Mitglieder. Ihre wissenschaftliche Arbeit oder ihre berufliche Stellung qualifizieren sie für die Mitgliedschaft, zu der sie durch Kooptation gewählt werden. In der Regel sind sie an Universitäten tätig oder forschen an Instituten, sind Archivarinnen und Archivare, Lehrer, Archäologen oder Mitarbeiter an Museen. Die Arbeit in der Kommission und ihren Gremien geschieht ehrenamtlich; die Geschäftsführung ist im Hauptamt tätig und hat ihren Sitz im Erbdrostenhof in Münster. Vertreten wird die Kommission nach außen durch einen sechsköpfigen Vorstand.

Wie kommt die Kommission ihrem Auftrag nach? Es gibt zwei große Arbeitsfelder. Das eine, umfangreichere, sind die Veröffentlichungen von Quellen und Darstellungen zur Landesgeschichte. Sie stehen – siehe Westfälisches Urkundenbuch – am Anfang der Kommissionsgeschichte. Urkundenbücher sind immer noch ein Thema, nur gewinnen sie nach dem weitgehenden Abschluss der Arbeiten am Westfälischen Urkundenbuch in Vollregesten bis 1325 neue Züge. Offen sind aus dem Ursprungsprogramm die abschließenden Arbeiten an den westfälischen Papsturkunden. Die veröffentlichten Urkundenbücher der letzten Jahre waren Fondsrepertorien zu einzelnen Klöstern und Stiftern des südöstlichen Westfalen, jeweils weit über 1325 hinaus. Helmut Müller vom Staatsarchiv Münster hat sich um sie verdient gemacht: Ich nenne nur die Namen Marsberg, Bredelar, Dalheim, Hardehausen und zuletzt Wormeln. Wie wichtig diese Urkundenbücher sind, habe ich für eigene Arbeiten in der Montangeschichte erlebt, denn sie halten wertvolle Informationen vor allem zum 15. und 16. Jahrhundert bereit.

Breiten Raum nehmen die Steuerlisten und Lehnregister und vergleichbare grundlegende Quellen für einzelne westfälische Territorien ein. Auch hier liegt der Schwerpunkt auf der Zeit zwischen 1450 und 1650. Eine neue Textgattung hat vor kurzem die Edition einer Historischen Statistik erschlossen, das sogenannte Taschenbuch Romberg, das Informationen zur Grafschaft Mark aus dem Jahr 1804 bündelt. Die Erweiterung der Quellenbasis steht weiterhin im Mittelpunkt. Dies wird etwa durch die Edition von Chroniken dokumentiert, von denen ich die des Bruders Göbel durch Heinrich Rüthing wegen unserer Nähe zu Böddecken hier ausdrücklich hervorheben will.

Ein Flaggschiff der Kommission ist der Westfälische Städteatlas, der in enger Zusammenarbeit mit dem Institut für vergleichende Städtegeschichte in Münster herausgegeben wird, aktuell von Cornelia Knepe und Mechthild Siekmann, die das Werk von Wilfried Ehbrecht fortsetzen. Mittlerweile sind wir bei der zehnten Lieferung angelangt. Eine Lieferung umfasst jeweils Blätter zu einzelnen, großen und kleinen Städten mit Karten auf der Grundlage des Urkatasters und stadthistorischen Forschungskommentaren. Angesichts seiner Bedeutung liegt es nahe, dass die Kommission noch in diesem Jahr eine Fallstudie zum Urkataster am Beispiel der Stadt Dülmen herausgibt.

Mit den „Westfälischen Lebensbildern“ veröffentlicht die Kommission eine zentrale Schriftenreihe zur regionalen Biographik. Sie gibt aber auch personenbezogene Handbücher heraus wie das Werk von Joachim Lilla zu den leitenden Verwaltungsbeamten von 1918 bis 1945. Ein Nachschlagewerk, das bekanntes oder durch neue Forschungen erhaltenes Wissen bündelt, war das von Karl Hengst initiierte Westfälische Klosterbuch. Es behandelt alle Klöster und Stifter in Westfalen bis 1803 und ist Vorbild für mehrere Projekte in anderen deutschen Ländern geworden. Handbuchcharakter haben auch andere Veröffentlichungen der Kommission, z. B. das Wappenbuch der westfälischen Gemeinden von Peter Veddelar.

Momentan ist die Kommission mit dem großen Handbuchprojekt über die jüdischen Gemeinschaften in Westfalen befasst. Der Band zum Regierungsbezirk Münster ist in diesem Jahr erschienen, die Bände zu den Regierungsbezirken Detmold und Arnswald werden jetzt redaktionell für den Druck bearbeitet, bevor ein vierter, resümierender Band erscheint.

Seit 1994 hat die Kommission ein zweites Standbein: die meistens öffentlichen Kolloquien, Symposien und Workshops, deren wissenschaftliche Erträge zum Teil gedruckt werden. Den Anfang machte vor dem Hintergrund von Mordanschlägen gegen Ausländer 1994 ein Kolloquium über „Westfalens Geschichte und die Fremden“, gefolgt von Tagungen über Ostflüchtlinge und -vertriebene in Westfalen (1996), Zunftlandschaften in Deutschland und den Niederlanden (1997) und die Revolution 1848/49 in Westfalen und Lippe. Die Themen zeigen, dass aktuelle Phänomene mit regionalhistorischen Bezügen und Vertiefungen gekoppelt werden. Forschungsdesiderate werden während dieser Tagungen ebenso artikuliert wie die landesgeschichtliche Seite allgemeiner geschichtswissenschaftlicher Diskurse. In der Zwischenzeit hat die Kommission ihre öffentlichen Veranstaltungen in zwei Reihen untergliedert. Zum einen fanden und finden Tagungen statt, die die Geschichte westfälischer Klöster, von Dalheim bis Clarholz, weiter aufbereiten. Zum anderen hat ein Arbeitskreis Bergbau im Sauerland, den die Kommission gemeinsam mit dem Westfälischen Heimatbund betreibt, damit begonnen, seine Arbeitsergebnisse öffentlich vorzustellen. Die nächste Tagung findet im Jahr 2009 in Winterberg-Silbach anlässlich der 450. Wiederkehr der Verleihung der Bergfreiheit für diesen Ort statt. Als Gesamtergebnis erschien in diesem Jahr ein zusammenfassendes Werk über Berg-, Hütten- und Hammerwerke im Herzogtum Westfalen vor 1815, erfreulicherweise schon in der zweiten Auflage.

2. Geschichtskultur und ihre Träger

Der Begriff „Geschichtskultur“ hatte in den letzten Jahren Konjunktur. Er kam nach meiner Wahrnehmung ins Spiel, als die publizistischen Debatten über Geschichte seit den 1977er Jahren auch theoretisch zu bewältigen waren, Geschichte also ein breit diskutierter Faktor in der Öffentlichkeit wurde. Mittlerweile liegen griffige Definitionen und Feldbeschreibungen von Geschichtskultur vor. So wird Geschichtskultur definiert als „die Art und Weise, wie eine Gegenwart mit Geschichte umgeht“. Sie „spiegelt in ihrer Gesamtheit die Heterogenität und Institutionalisierung von Geschichte“ wider, jeweils „spezifisch für eine [...] Gesellschaft“. Jörn Rüsen definierte Geschichtskultur als „praktisch wirksame Artikulation von Geschichtsbewußtsein im Leben einer Gesellschaft“. Er lieferte zugleich auch ein Instrumentarium, um Formen und Ausprägungen der Geschichtskultur klassifizieren zu können. Rüsen berücksichtigte drei Dimensionen: Ästhetik (Beispiel: Literatur, Denkmäler, Ikonographie), Politik (National- und Staatssymbolik) und Wissenschaft. In einer kritischen Weiterentwicklung seines fast schon kanonischen Ansatzes ist eine vierte Dimension hinzugefügt worden: die soziale Dimension. Zu fragen ist dabei, welche Institutionen, Berufe, Medien und (Teil-) Öffentlichkeiten Geschichtskultur als Thema besetzen. Diese Erweiterung ist gerade für eine Analyse von regionaler Geschichtskultur wichtig. Ich verbinde die Zustandsbeschreibung mit einer Art Evaluation, um auch deutlich zu machen, wo Desiderate liegen und wo gemeinsames Handeln der an regionaler Geschichtskultur Beteiligten sinnvoll bzw. dringend erforderlich ist.

Beginnen will ich bei denen, die sich im Hauptberuf mit Geschichte beschäftigen: Schulen, Universitäten, Archive, Bibliotheken, Museen, Denkmalämtern.

Der Geschichtsunterricht in Schulen trägt momentan nur dort zur regionalen Geschichtskultur bei, wo dies von den Lehrern ausdrücklich gewollt ist. Die aktuellen Curricula lassen dazu nur wenige Möglichkeiten offen. Immerhin beweist die Teilnahme vieler Schulen unseres Landes am Geschichtswettbewerb der Körber-Stiftung Geschichtsinteresse. Aber festzuhalten ist wohl auch, dass die Absolventen der Gymnasien mit immer weniger Grundwissen in die Universitäten entlassen werden, die die Rückstände nicht mehr ausgleichen können und ihrerseits selbst durch den Bologna-Prozess eingeengt sind. Landesgeschichte ist mittlerweile in ganz Deutschland ein selten betriebenes Fach geworden, von dem sich die Geschichtswissenschaft an unseren Universitäten langsam abzuwenden beginnt. Vor kurzem hatte ich Gelegenheit, beim Jubiläum des renommierten Instituts für historische Landeskunde in Göttingen eine Zwischenbilanz über Gegenwart und Zukunft der Landesgeschichte vorzulegen. Angesichts der vielen historischen Themen, die nur mit landesgeschichtlichem Grundwissen zu beackern sind, kann der jetzige Zustand der Hochschullandschaft nicht befriedigen, zumal die Historischen Hilfswissenschaften, eine wichtige komplementäre Zweigdisziplin, vom Aussterben bedroht sind. Der quantitative Output an Qualifikationsarbeiten mit landesgeschichtlichem Hintergrund sinkt. Zu befürchten ist, dass der Wegfall ausführlicherer Qualifizierungsarbeiten eine innere, qualitative Austrocknung einleitet. Denn oft genug waren solche Arbeiten der Auf-

takt zu quellennahen Dissertationsprojekten, die die Landesgeschichte voranbrachten. Weder die Rettung der Landesgeschichte noch die der Historischen Hilfswissenschaften kann von den Archiven als Institutionen ausgehen. Sie sind unverändert im Land und in den Kommunen zentrale Anlaufstellen für Landes- und Ortsgeschichte. Aber in Zeiten gekürzter Stellenpläne haben sie als vorrangige Aufgabe, Überlieferung – und zwar immer mehr digitaler Art – zu sichern und zu bewahren, nicht aber sie geschichtswissenschaftlich aufbereitet zu präsentieren. Archive werden auch weiterhin kleine Ausstellungen zeigen, aber dies ist das Geschäft der Museen. Im Hinblick auf diese fällt einem externen Betrachter auf, wie groß der Spagat zwischen großen Geschichtsausstellungen, wie wir sie ja auch in regelmäßigen Abständen in Paderborn erleben dürfen, und dem Kerngeschäft im Alltag geworden ist. Kleinere Museen, die für die lokale Geschichtskultur unverzichtbar sind, für die es aber im Gegensatz zu den Archiven keine gesetzliche Grundlage gibt, sind in Zeiten knapper Kassen bedroht. In meiner Heimatstadt Schwerte schwebt über dem Ruhrtaalmuseum das Damoklesschwert der Schließung, weil die Stadt 33 Millionen Euro Schulden wegen ihres Allwetterbades plagen. Um mit einem positiven Beispiel diese erste Runde zu beschließen: Zu einem festen Bestandteil der regionalen Geschichtskultur sind in der letzten Generation die Denkmalämter geworden, die mit gesetzlichem Auftrag die historischen Dimensionen von Objekten unter und über Tage dokumentieren. Archäologie ist spannend, wie der Erfolg der Museen in Herne und Dalheim zeigt; sie verändert und erweitert auch den Blick der Historiker auf die Geschichte durch die Ausdehnung der Quellenbasis.

Wenn wir zur Gruppe der Institutionen kommen, die im Neben- und Ehrenamt für regionale Geschichtskultur zuständig sind, sollten wir nicht verschweigen, dass auch sie nicht frei von Sorgen sind. Das ehrenamtliche Engagement nimmt überall in der Gesellschaft ab und spart auch Einrichtungen nicht aus, in denen wissenschaftliches Renommee erworben werden kann. Viele Geschichtsvereine haben einen hohen Altersdurchschnitt, weisen abnehmende Zahlen auf und ziehen mit ihrem Honoratiorengehabe Jüngere nicht gerade an. Die Mitgliedschaft möchte als Beitragszahler Geschichte lieber „konsumieren“, nicht aber erforschen. Auch die Historische Kommission für Westfalen ist nicht frei von Nachwuchssorgen und sieht sich mit dem Umstand konfrontiert, dass immer weniger Landesgeschichte an den westfälischen Universitäten gelehrt wird.

Ich will eine Jubiläumsveranstaltung wie diese nicht dazu benutzen, um zu provozieren. Aber eine schonungslose Offenheit gegenüber diesen Herausforderungen ist schon deshalb notwendig, weil wir der Geschichtskultur gegenüber, im Allgemeinen wie in der Region, vielfach verpflichtet sind. Ein kritisch-selbstbewusster Umgang mit Geschichte ist für mich ein zentrales Element eines funktionierenden demokratischen Gemeinwesens. Dies ist nicht nur eine Angelegenheit der Sonntagsreden, sondern muss sowohl im Alltag wie in der Wissenschaftspraxis gelebt werden. Es müssen materielle wie ideelle Voraussetzungen geschaffen werden.

3. Regionale Geschichtskultur in Westfalen und Historische Kommission

Was kann die Historische Kommission für Westfalen dafür leisten? Drei Dinge halte ich für wichtig: Erstens ist die regionale Vernetzung der Institutionen von Geschichtskultur notwendig. Es darf keine Eifersüchteleien zwischen diesen Institutionen geben, sondern sie müssen kooperieren und gemeinsame Projekte entwickeln. Die Kommission nutzt, wo immer es geht, die Chancen hierfür. Das beginnt u. a. schon dabei, dass der Tag der Westfälischen Geschichte, den die Altertumsvereine in Münster und Paderborn ausrichten, mit der Jahrestagung der Kommission zusammengelegt wurde. Auf einer gemeinsamen Abendveranstaltung haben wir dann Gelegenheit, jeweils ein Thema der regionalen Geschichte förmlich zu besetzen. Im kommenden April wollen wir in Recklinghausen, einer Stadt, in der 30 Prozent der Bevölkerung einen Migrationshintergrund aufweisen, öffentlich über Migration und Integration in der Regionalgeschichte diskutieren. Ein anderes Beispiel: Der Altertumsverein, die Kommission und das Staatsarchiv in Münster edieren gemeinsam die Tagebücher des Oberpräsidenten Vincke, die in einer langen Reihe seit 1788 vorliegen und eines der wichtigsten Ego-Dokumente der westfälischen Geschichte sind. Band 1 ist soeben erschienen. Mit dem Altertumsverein in Paderborn haben wir die numismatischen Grundlagenwerke von Arnold Schwede zu Paderborn und Corvey zum Druck befördert. Ein letztes Beispiel: Im nächsten Jahr überschreiten wir nach 1998 und Osnabrück anlässlich der 350. Wiederkehr der Verhandlungen zum Westfälischen Frieden zum zweiten Mal die Grenzen von Westfalen und veranstalten mit der Rheinischen Gesellschaft für Geschichtskunde eine Tagung zur 400. Wiederkehr des Jülich-Klevischen Erbfolgestreits nach 1609. Die europäische wie landesgeschichtliche Dimension dieses Ereignisses wird im Düsseldorfer Landtag und im Kurhaus der alten märkischen Hauptstadt Hamm wissenschaftlich aufbereitet. Die dabei praktizierte Zusammenarbeit von gelehrten Vereinigungen in zwei Teilländern zeigt eine gewisse Schwäche der regionalen Geschichtskultur in Nordrhein-Westfalen. Sie ist stark vom Lokalen und Regionalen geprägt, aber findet nur selten auf Ebene des gesamten Bundeslandes statt. Hierüber müssen wir, die wir aktiv Beteiligte sind, auch mit der Politik ins Gespräch kommen. Dies ist ein zweiter Punkt, der mir perspektivisch wichtig erscheint: Orts- und Landesgeschichte darf Politikern jenseits der Sonntagsreden nicht gleichgültig sein, auch wenn wir uns angesichts der Finanzlage in den öffentlichen Haushalten keinen Illusionen hingeben sollten. Aber es darf nicht alles privater Initiative überlassen bleiben, es muss auch gefragt werden, wieviel Konstanz und Kontinuität die hauptamtlichen Institutionen benötigen, damit bürgerschaftliches Engagement erst möglich wird. Diese Fragen werden uns wahrscheinlich noch gründlich beschäftigen, wenn die lokalen und regionalen Folgen der Weltfinanzkrise in unser Blickfeld treten. Drittens muss die Landes- und Ortsgeschichte in Deutschland ihr methodisches Profil schärfen, um innerhalb des Faches überhaupt noch wahrgenommen zu werden. Die Jahre währenden und selten von Erfolg gekrönten Bemühungen, einen Tag der deutschen Landesgeschichte angemessen zu organisieren und zu präsentieren, dokumentieren eine defensive Ausrichtung, die nicht nur im Fußball fatale Folgen haben kann. Dabei gibt es so viele geschichtswissenschaftliche Themen, die ohne regionale An-

bindung überhaupt nicht zu bearbeiten sind. Ich will hier nur einige dieser Themen nennen, die alle aktuelle Konnotationen haben: Ich wiederhole Migration und Integration, die in enger Verbindung zu Religion, Konfession und Historischer Demographie stehen und ferner findet Verkehr immer regional statt, Wirtschaft gleichermaßen, trotz aller Globalisierung. Und selbst das Thema Fotografie – eine Herausforderung des Visual turn – hat seine unmittelbaren landesgeschichtlichen Implikationen, wie die neueste Ausgabe der Westfälischen Forschungen 2009 zeigen wird, für die ich gerne Werbung machen will. Die Landesgeschichte tut sich schwer, mit ihrem großen und fast bunten Spektrum im Konzert der thematisch immer weiter expandierenden Geschichtswissenschaften auf nationaler Ebene Gehör zu finden. Hierzu bedarf es einiger Anstrengung, die wir aber denen schulden, die sich in der regionalen und lokalen Geschichtskultur engagieren.

Lektora

Lektora,

die Kommunikationsagentur:

- **Texte**
- **Lektorat**
- **Bewerbungscoaching**
- **PR**

Es gibt viele Möglichkeiten. Wir bieten alle.

www.lektora.de

Lektora,

der Verlag:

- **Ihr Buch**
Romane, Erzählungen, Gedichte oder Sachbücher

- **Lektorat**
- **Gestaltung**
- **Druck**

Lektora. Es ist Ihr Buch.

www.lektora-verlag.de

Karl der Große, sein Gewissen und seine heilsgeschichtliche Rolle zwischen Fürstbistum und Luthertum. Der Streit zwischen Christian Nifanius und Nikolaus Schaten, 1670–1679

Eine Buchanzeige

von Jürgen Strothmann

Karl der Große gehört zu den bedeutenden Persönlichkeiten der Paderborner Geschichte. Diese Feststellung mag erstaunen, da dieser doch weder in Paderborn geboren wurde noch sich dort längere Zeit aufhielt. Aber seine Person bildet einen Teil der Gründungslegende Paderborns. Tatsache ist, dass die Existenz einer Stadt an der Pader Karl dem Großen und der Errichtung seiner Pfalz zu verdanken ist. Tatsache ist auch, dass Karl die Krönung durch Papst Leo in Rom in Paderborn vorbereitete und – das ist dann schon eine Frage der Deutung – symbolisch vorwegnahm. An der Paderborner Legende beteiligt ist wesentlich das Epos „Karl der Große und Papst Leo“, das die weltgeschichtlich bedeutende Verbindung von fränkischem König und römischem Bischof untrennbar mit Paderborn verknüpfte.¹

Zu den unbestrittenen Tatsachen gehört auch, dass es eine lange Tradition der Konkurrenz zwischen Paderborn und Bielefeld gibt, die ganz wesentlich mit den lange bestehenden konfessionellen Unterschieden einhergeht und zu guten Teilen auf diesen beruht.² Man mag sich fragen, warum das gelegentliche – und für Paderborn oft unrühmliche „Ostwestfalenderby“ der Fußballvereine nicht auf der gewiss mit Wall und Graben gesicherten Grenze zwischen den beiden Einflussphären stattfindet.

Und drittens gilt Karl der Große in der Tradition des deutschen Reiches als eine Art „Ersatzkonstantin“, dessen Kirchenpolitik mit derjenigen Konstantins parallelisiert wurde.³ Dass hinter einem solchen Bild ein Geschichtsdenken steht, das mehr von den Kategorien der jeweiligen Gegenwart ausgeht als von geschichtswissenschaftlicher Mühe, macht solche Parallelen erst möglich. Karl der Große ist als Begründer Paderborns und unnachsichtiger Sachsenapostel neben Arminius⁴ geradezu die Identifikationsfigur für den nahezu römerrfreien Raum östlich des Rheines.⁵

¹ GODMAN, Peter (Hg.): Am Vorabend der Kaiserkrönung. Das Epos „Karolus magnus et Leo papa“, Berlin 2002. – Vgl. zu Karl dem Großen und Paderborn JARNUT, Jörg: Karl der Große – Mensch, Herrscher, Mythos, Paderborn 1999.

² Zu den jüngeren Veränderungen siehe KLENKE, Dietmar: Schwarz – Münster – Paderborn. Ein antikatolisches Klischeebild, Münster 2008.

³ Zu Karl als Konstantin aus der Sicht der Zeitgenossen Karls und zu Konstantin als Begründer des christlichen Imperiums vgl. STROTHMANN, Jürgen: Art. Herrscher, in: Der Neue Pauly 14 (2000), Sp. 362–413, hier Sp. 404–410.

⁴ Vgl. zur Rolle des Arminius/ Hermann die Ausstellung und ihr Katalog, die eine Bedeutung des Arminius im öffentlichen Bewusstsein bis heute belegen und im mit viel Mühe den Bestand eines „Germanien“ postulieren, das von den Römern wegen der Bemühungen des Arminius nicht erobert

Während im 17. Jahrhundert das Bistum Paderborn mit seinem Fürstbischof einen Hauptort der katholischen – also per definitionem rechtgläubigen – Kirche darstellte, hatte sich im nahen Bielefeld die lutherische „Ketzerie“ etabliert.

In der Universitätsbibliothek Paderborn befindet sich unter dem Titel „*Carolus M. Romanorum Imperator et Francorum rex Romano-Catholicus Libris IV. Explicatus, et Vindicatus. Adversus Christianum Nifanium Lutheranum Bilsfeldiae Praedicantem, oppositus libello ejusdem Nifanii de veritate Lutheranae Ecclesiae Auctore Nicolao Schaten, SJ Sacerdote Neuhusii, Johannes Todt, Typographus Aulicus suae Celsitudinis Paderbornensis 1674*“ eine umfangreiche Streitschrift Nikolaus Schatens (1608–1676).⁶ Er wandte sich damit gegen die Angriffe des Bielefelder lutherischen Predigers Christian Nifanius, der 1670 behauptet hatte, dass Karl der Große nicht „päpstlich“, also eigentlich eine Art Protestant gewesen sei.⁷ Der Jesuit Schaten verteidigt Karl den Großen vor diesem aus seiner Sicht ungeheuerlichen Angriff unter anderem unter Hinweis auf seine Verbundenheit mit den Bischöfen des Reiches. Auf die Schrift Schatens, der ja als eine Art ‚Chefideologe‘ angesehen werden darf, in einer Zeit, in der das Argument mit der Geschichte immer auch ekklesiologische Qualität hatte, replizierte Nifanius im Jahr 1679, nachdem Schaten bereits gestorben war.⁸

Es muss dem heutigen Rezipienten lächerlich und historisch unsauber erscheinen, wenn darüber gestritten wird, ob Karl der Große über 700 Jahre vor der Reformation katholisch oder etwa eigentlich Protestant war. Es ist jedoch ein wesentlicher Zug des Protestantismus, dass er sich nicht auf seine unfreiwillige Begründung im 16. Jahrhundert allein gründet, sondern auf das frühe Christentum, das als von den römischen Zwängen späterer Zeiten frei angesehen wird. Während nun aber anzunehmen ist, dass das Christentum der Kirchengeschichte folgte und also von einem Fortbestehen reiner evangelischer Lehre nicht auszugehen ist, gehörte für den Protestantismus eben diese Fiktion lange Zeit zu seiner Identitätsbegründung. Es hatte nach dieser Auffassung zu allen Zeiten Protestanten gegeben, wie etwa ein Blick auf die Geschichte der Bewertung des hochmittelalterlichen Kirchenkritikers Arnolds von Brescia leicht zeigen kann. Der wahre protestantische Geist ist nach dieser Grundauffassung „unhistorisch“, also nur an die Schrift ge-

werden konnte: Landesverband Lippe (Hg.): 2000 Jahre Varus-Schlacht. Imperium, Konflikt, Mythos, 3 Bde., Stuttgart 2009.

⁵ Karl der Große ist als mittel- bzw. unmittelbarer Urheber zahlreicher Bistümer östlich des Rheines hervorgetreten und kann so zu Recht als Wegbereiter des kommenden deutschen Reiches gelten.

⁶ Der Band trägt den handschriftlichen Eintrag: „Eusebius Pauli, pastor Vinsebecensis me suis annumerat.“ - Nikolaus Schaten (1608–1676) stammt aus dem Bistum Münster und war zunächst im Dienst des Bischofs Franz Wilhelm von Osnabrück, dann Hofhistoriograph bei dem Münsteraner Fürstbischof Christoph Bernhard von Galen, aus dessen Diensten er austrat, um schließlich bis zu seinem Tod im Jahr 1676 Ferdinand von Fürstenberg in Paderborn zu dienen, der nach dem Tod Christoph Bernhards 1678 seinerseits auch zum Bischof von Münster geweiht wurde.

⁷ *Christiani Nifanii Ostensio quod Caroli M formaliter non fuerit Papista, Francofurti 1670.*

⁸ *Carolus M. Veritatis Evangelicae confessor denuo exhibitus atque ab impugnationibus Nic. Schaten SJ vindeatus, Francofurti 1679.*

bunden und war nicht der historisch-gesellschaftlichen Entwicklung unterworfen. Das ist das protestantische Selbstbild, das der vergeschichtlichten katholischen Kirche entgegengehalten wurde.

Wenn nun aber von protestantischer Seite doch historisch argumentiert wird, dann eben nicht, um eine geschichtlich begründete Wahrheit zu beschreiben, sondern um genau das Gegenteil zu erweisen. Karl der Große war für Nifanius eben frei von der falschen Lehre der „Papisten“.

Nikolaus Schaten kann diese offensichtliche Provokation nicht stehen lassen, liegt darin doch ein offensichtlicher Angriff auf das Paderborner Selbstverständnis und – das ist noch viel gravierender – ein Angriff auf die katholische Ekklesiologie.

Wenn Karl der Große also kein „Papist“ war, würde die heilsgeschichtliche Konzeption wegbrechen, die die römisch-katholische Kirche des 17. Jahrhunderts legitimierte. Der Bischof von Rom verdankt seine Stellung im Westen wesentlich der Fiktion, dass Kaiser Konstantin ihm als Vertreter Petri die Verfügungsgewalt über das Kaisertum im Westen überlassen habe.⁹ Nur durch diese Konstruktion war es dem Papst möglich, die Erhebung Karls des Großen zum Kaiser im Westen zu vollziehen und damit das Heilige Römische Reich im Westen wiedererstehen zu lassen. Von der Fähigkeit Kaiser zu erheben wiederum profitierte die Stellung des römischen Bischofs, der seit dem Ende Konstantinopels schließlich gemeinsam mit dem Kaiser das gesamte Imperium Romanum führte und so Anteil hatte an der heilsgeschichtlichen Funktion des Römischen Reiches, das ja das letzte Reich vor dem anbrechenden Gericht sein würde. Solange also Kaiser und Papst als Bewahrer der Rechtgläubigkeit das von Christus auserwählte Römische Reich führten, hatte auch die Kirche dieses Reiches unter Führung des römischen Bischofes ihre volle Existenzberechtigung als eschatologische Größe.

Schaten argumentiert denn auch mit der Kaiserreihe Konstantin, Theodosius, Karl der Große und zeigt so, dass die Funktion Karls durchaus in der Fortführung des Imperium Romanum zu verstehen sei. In der Parallele zu Konstantin und hier vor allem Theodosius II. liegt auch die Argumentation mit der Einbeziehung der Bischöfe in das politische Handeln Karls.¹⁰ Dass Karl der Große mit Hilfe und Rat der Bischöfe regierte, wie Schaten darlegt, wertet dieser als Beleg für dessen Rechtgläubigkeit und Romtreue. Allein dieses Argument verweist bereits deutlich auf seinen Gebrauch im 17. Jahrhundert; denn es setzt eine hierarchisch durchgeordnete Kirche voraus, die die Bischöfe als Sachwalter päpstlicher Vorgaben sieht; zugleich bildet sich hier der Typus des Fürstbischofs ab, zu denen gerade Ferdinand von Fürstenberg gehörte.

⁹ Das ist die Kernaussage der sogenannten „Konstantinischen Schenkung“, die vermutlich im 8. Jahrhundert ihre Form fand, deren Grundgedanke aber an einigen Stellen der mittelalterlichen Geschichte sichtbar wird, etwa in dem Ablauf der Kaiserkrönung.

¹⁰ In der Dedicatio: „Et quae non in hanc rem Theodosius, et Carolus religiosissimi Imperatores Episcoporum auctoritati, veneration, iudicioque detulerunt? Eius quam non partem muneris sui Carolus Magnus in administrando regno imperioque Episcopis commisit?“

Der Bischof war wie Kaiser Karl der Große für weltliche und geistliche Belange gleichermaßen zuständig. Seine geistlichen Interessen manifestierten sich im weltlichen Handeln; er war Herr und Hirte zugleich, ganz wie Karl nach seinem eigenen Selbstverständnis, nur eben in umgekehrter Reihenfolge.¹¹

In der umfassenden Antwort auf die Streitschrift des Nifanius zeigt Schaten so zugleich das fürstbischöfliche Selbstverständnis in seiner zeitgenössischen Selbstverständlichkeit und in seiner geschichtlichen Gebundenheit, während der Protestant Nifanius ohne jede Rücksicht auf die katholisch-geschichtliche Wahrheit mit der reinen Wahrheit der Schrift und des Glaubens Karl den Großen in Glaubensfragen zu einem Privatmann werden lassen kann.¹²

¹¹ Vgl. grundlegend zu dieser Problematik GÖTTMANN, Frank: Der nordwestdeutsche geistliche Staat der Frühen Neuzeit als Forschungsaufgabe, in: BRAUN, Bettina/ GÖTTMANN, Frank/ STRÖHMER, Michael (Hg.), Geistliche Staaten im Nordwesten des Alten Reiches. Forschungen zum Problem frühmoderner Staatlichkeit, (Paderborner Beiträge zur Geschichte 13), Köln 2003, S. 9–57, bes. 27–29.

¹² Für die hier angestellten Beobachtungen sind nur die Dedicatio und die Praefatio ad lectorem der Schrift von Schaten berücksichtigt worden; es handelt sich also eigentlich um eine „Buchanzeige“. Die Kontroverse selbst würde in ihrer Gesamtheit einen höchst lohnenden Untersuchungsgegenstand darstellen; hier angestellte anfängliche Vermutungen und allgemeine Beobachtungen könnten damit möglicherweise vertieft, aber vor allem um einige wertvolle Ergebnisse erweitert werden; der Autor dieser kurzen „Anzeige“ hat solches jedoch gegenwärtig nicht vor.

**„Schreiben Sie Ihre eigene Geschichte“¹ –
Computerspiele und ihr Geschichtsbild: Ein Arbeitsbericht der Arbeitsgruppe
„Geschichte im Computerspiel“ des Historischen Instituts**

von Bastian Dawitz, Christian Michalke und Alexander Schmeding

Computerspiele sind spätestens seit den Amokläufen von Erfurt und Winnenden ein Reizthema in den Medien. Einerseits wird ein Verbot von gewalthaltigen Computerspielen gefordert, andererseits die medienpädagogische Dimension von Computerspielen betont. Die Positionen, die zu diesem Gegenstand vertreten werden, könnten gegensätzlicher nicht sein.² In vielen Bereichen ist das Thema abseits jeder Polemik jedoch zumeist nur unzureichend, wenn überhaupt, wissenschaftlich bearbeitet worden. Die Forschung konzentrierte sich aufgrund der aktuellen Debatte in Politik und Gesellschaft vor allem auf die Frage, ob Computerspiele gewalttätiges Verhalten fördern oder hervorrufen können. Daneben wurden in den meisten Fällen andere fachwissenschaftliche oder didaktische Fragestellungen zu diesem Medium jedoch vernachlässigt. Im Zuge der weiten Verbreitung von Computern und damit verbunden Computerspielen, erscheinen die Letztgenannten aber als wesentlicher Impuls für die Fachwissenschaft und die Fachdidaktik. Vor diesem Hintergrund sah es unsere Arbeitsgruppe als lohnendes Thema an, sich mit Computerspielen mit historischem Hintergrund zu beschäftigen. Dabei sollte der Frage nachgegangen werden, wie Geschichte in diesen Computerspielen dargestellt wird und welche Geschichtsbilder durch sie vermittelt werden. Allerdings sollte der Themenkomplex „gewalthaltige Computerspiele“ aus der Betrachtung ausgeklammert werden, da er nicht originär historischem Interesse entspringt.

Die Arbeitsgruppe um PD Dr. Rainer Pöppinghege wurde nach einem Seminar zu dem Thema „Geschichte im Computerspiel“, welches im Wintersemester 2006/2007 an der Universität Paderborn gehalten wurde, ins Leben gerufen.³ Das Seminar bildete die Basis für die späteren Untersuchungen durch die Arbeitsgruppe. Hier wurden einerseits die theoretischen Grundlagen zu historischem Lernen durch Computerspiele besprochen, andererseits ausgewählte Computerspiele auf ihren historischen Gehalt hin untersucht. Es zeigte sich, dass es bereits einige Arbeiten gab, deren Fokus auf historischen Computerspielen lag.⁴ Allerdings wurde zumeist durch die Autoren selbst vermerkt, dass eine wei-

¹ Verpackungsrückseite des Computerspiels „Civilization IV“, einem Spiel, in dem man die Menschheitsgeschichte nachspielen und umschreiben kann.

² Siehe für einen zusammenfassenden Überblick unter anderem: ZIMMERMANN, Olaf / GEIBLER, Theo (Hgg.): Streitfall Computerspiele: Computerspiele zwischen kultureller Bildung, Kunstfreiheit und Jugendschutz, Berlin 2008.

³ Die Arbeitsgruppe besteht seit dem Februar 2007. Beteiligt sind: Barbara Burgwedel, Bastian Dawitz, Patrick Knüttel, Christian Michalke, Daniel Pickert, Rainer Pöppinghege, Alexander Schmeding.

⁴ Als ein Beispiel sei hier die Arbeit von Grosch genannt: GROSCH, Waldemar: Computerspiele im Geschichtsunterricht, Schwalbach 2002.

tere Beschäftigung mit dem Thema notwendig sei, da es noch nicht ausreichend bearbeitet worden sei. Außerdem war der bisherige Forschungsstand aus mehreren Gründen als mangelhaft zu bezeichnen. Zum einen gab es unseres Wissens keine empirischen Untersuchungen zu Computerspielen mit historischem Hintergrund, zum anderen konnten in vielen Arbeiten keine Spiele als konkrete Beispiele zu den Aussagen benannt werden. Das Fehlen empirischer Untersuchungen schließt eine Überprüfbarkeit der in den Forschungsdesideraten diskutierten Thesen unserer Meinung nach aus. In demselben Licht ist das Fehlen von konkreten Beispielen zu sehen, welches eine Distanz zwischen Theorie und Praxis wesentlich begünstigt. Aufgrund dieser Vorüberlegungen hielten wir die Bildung einer Arbeitsgruppe und die weitere Beschäftigung mit diesem Thema für sinnvoll. Gleichfalls definierte sich daher das Ziel der Arbeitsgruppe durch den Versuch, die genannten Missstände anzugehen. Als praktisches Ergebnis sollte ein Vortrag erarbeitet werden, der insbesondere an Schulen vorgestellt werden sollte. Damit begründete sich gleichzeitig das Interesse, die Ergebnisse in einer Form aufzubereiten, die vor allem für Lehrer und interessierte Laien nutzbringend sein sollte.



Abb. 1: Erlebte Geschichte? Der D-Day aus Sicht des Spielers in dem Spiel „Codename Panzers: Phase 1“.

Im Mittelpunkt der ersten Arbeitsphase der Gruppe stand die weitere Fundierung des theoretischen Fundaments, auf dem der Vortrag aufbauen sollte. Neben der didaktischen Theorie Rüsens und verschiedenen Theorien zur Medienwirkung war ebenfalls die Anwendbarkeit der Ergebnisse im Schulunterricht ein zentrales Thema. Konkret wurde dabei versucht Unterrichtsvorschläge zu entwickeln, in denen Computerspiele mit historischem

Hintergrund im Schulunterricht eingesetzt werden können. Nachdem das Grundgerüst des Vortrages vorhanden war, erarbeiteten wir in einer zweiten Arbeitsphase einen Fragebogen, um den festgestellten Mangel an empirischen Ergebnissen anzugehen. Als Zielgruppe wählten wir Jugendliche und junge Erwachsene aus. Dies erschien in mehrfacher Hinsicht sinnvoll. Einerseits sprachen eine leichte Durchführbarkeit der Umfrage an Schulen und die selbst gewählte Zielsetzung für diese Auswahl. Andererseits legte eine Beschäftigung mit Studien zur Mediennutzung von Kindern und Jugendlichen nahe, dass in dieser Zielgruppe ein hoher Prozentsatz⁵ der Befragten mit Computerspielen in Berührung gekommen war. Aus diesen Gründen erschien die Befragung dieser Zielgruppe vielversprechend. Zu den durch den Fragebogen überprüften Items zählten unter anderem allgemeine Fragen, wie die Frage nach der Nutzungshäufigkeit. Kernpunkt der Untersuchung war jedoch, den Bekanntheitsgrad von „historischen“ Computerspielen zu überprüfen. Dazu wurde nach der Bekanntheit ausgewählter Spiele mit historischem Hintergrund gefragt, die vorher durch die Arbeitsgruppe ausgewählt worden waren. Der abschließende Teil des Fragebogens war als freie Frage konzipiert, in der die Befragten Computerspiele nominieren konnten, die aus Sicht derselben der historischen Realität relativ nahe kommen. Den dabei entstandenen Fragebogen verteilte die Arbeitsgruppe an mehreren Schulen in Ostwestfalen-Lippe. Dabei wurden alle Standardschulformen, Gymnasium, Realschule und Hauptschule sowie die Berufsschule berücksichtigt und insgesamt über 500 Schülerinnen und Schüler befragt. Bevor im Folgenden einige ausgewählte Ergebnisse des Fragebogens vorgestellt werden, soll zunächst auf das weitere Vorgehen der Arbeitsgruppe eingegangen werden.

Um den Vortrag zu erproben wurde zuerst eine Lehrerfortbildung mit dem Paderborner Lehrerbildungszentrum vereinbart, die trotz geringer Resonanz aufgrund einiger Kommunikationsprobleme erfolgreich durchgeführt werden konnte. Für diese Veranstaltung standen die Poolräume der Universität zur Verfügung, so dass die Teilnehmer selbst Computerspiele mit historischem Hintergrund erproben und bewerten konnten. Dabei wurden durch die an der Veranstaltung teilnehmenden Studenten wertvolle Anregungen für die weitere Arbeit geliefert. Gleichzeitig musste die Rohfassung des Vortrages erweitert werden, da an den Schulen keine Möglichkeit bestand, dass das Publikum die besprochenen Spiele selbst erproben konnte. Deswegen wurde der Vortrag durch weiteres Video- und Bildmaterial aus den Spielen selbst ergänzt. Der nunmehr vollständige Vortrag wurde dann an Schulen in Münster und Soest vorgestellt. Die Vorträge ergänzten wir durch eine Diskussionsrunde mit den anwesenden Schülern, Lehrern und Eltern. Bei diesen Diskussionen fiel auf, dass es einzelne Personen gab, die sehr gut über das Thema Computerspiele informiert waren, zumeist aber unter den älteren Teilnehmern, d.h. Lehrern und

⁵ Insgesamt 81 % der 6–12-jährigen und immerhin noch 52 % der 12–19-jährigen haben regelmäßigen Zugang zu Computerspielen. Zitiert nach KIM-Studie 2006 und JIM-Studie 2006 des Medienpädagogischen Forschungsverbundes Südwest, abrufbar im Internet: <http://www.mpfs.de/> Zugriff: 01.04.2008.

Eltern, eher Unkenntnis diesbezüglich vorherrschte. Die Vortragsarbeit fand auch Resonanz in den Medien, so gingen unter anderem ein Radiointerview bei dem Sender EinsLive und einige Zeitungsartikel sowohl in Lokalpresse als auch in überregionalen Printmedien daraus hervor.⁶ Trotz dieser positiven Berichterstattung seitens der Medien fiel die weitere Nachfrage nach dem Vortragsprogramm durch die Schulen jedoch eher gering aus. Damit ist ebenfalls der Stand der Arbeitsgruppe bis zu dem Zeitpunkt, an dem dieser Artikel verfasst wurde, vollständig charakterisiert.

Es sollen nun einige der interessantesten Ergebnisse der Arbeitsgruppe referiert werden. Sicherlich sind die Ergebnisse der empirischen Untersuchung zuerst zu nennen. Die allgemeine Frage nach der Nutzungshäufigkeit lieferte ähnliche Ergebnisse wie die der großen Kinder- und Jugendstudien zur Mediennutzung.⁷ Zu den bekanntesten Spielen gehören neben Spielen im Mittelalter bzw. der Frühen Neuzeit, wie z. B. Age of Empires II und III, sowie Spiele der Anno-Reihe vor allem Spiele, welche den zweiten Weltkrieg thematisieren. Bei der Vorgabe der Spiele, die auf den Bekanntheitsgrad hin untersucht werden sollten, wurde zumeist das Genre der Egoshooter außer Acht gelassen, da diese Spiele im Allgemeinen keine Jugendfreigabe haben und damit für die Zielgruppe größtenteils nicht geeignet sind. Die Umfrage zeigte jedoch, dass diese Spiele auch bereits bei jüngeren Spielern durchaus bekannt waren. Außerdem deuteten die erhobenen Daten darauf hin, dass Computerspiele mit historischem Hintergrund bei den Schülern aufgrund ihres hohen Bekanntheitsgrades weit verbreitet sind. Darüber hinaus wurden die bekannteren Spiele, wie die der Anno- oder der Age of Empires-Reihe, durchweg als nah an der historischen Realität nominiert. Dies könnte natürlich durch deren Bekanntheit bedingt sein, also durch den Effekt, dass eine genügend große Stichprobe mindestens irgendwelche Spiele als historisch „korrekt“ nominiert. Andererseits deuten die empirischen Befunde, in denen sich eine Spitzengruppe von Titeln deutlich von anderen Spielen absetzt und die geringe Zahl von Nennungen bei der freien Frage, in eine andere Richtung. Das Material ist unserer Meinung nach als ernst zu nehmende Nominierung zu interpretieren, welche die Meinung der Befragten widerspiegelt. Insgesamt deutet dies darauf hin, dass Elemente aus den Spielen in das eigene Geschichtsbild übernommen werden, da diese im Computerspiel als realitätsnah empfunden werden. Dies führt zu der bisher in diesem Artikel unbeantworteten Frage, welche Geschichtsbilder durch die Computerspiele vermittelt werden. Dazu sollen im Folgenden einige unserer Ergebnisse exemplarisch anhand der Spiele „Medieval II – Total War“ und „Civilization IV“ herausgestellt werden.

Bei „Medieval II“ handelt es sich um ein im Mittelalter angesiedeltes Strategiespiel, in dem der Spieler die Geschicke eines mittelalterlichen Königreiches lenkt. Der Spieler ver-

⁶ Eine Auswahl der Veröffentlichungen: 14.07.2007 Westfälisches Volksblatt, 08.09.2007 Westfälische Nachrichten, 08.11.2007 Die ZEIT, 14.11.2007 WDR EinsLive, 23.11.2007 Soester Anzeiger, Dezember 2007 Bonner Generalanzeiger, 01/02 2008 politik und kultur, März 2008 Neue Westfälische

⁷ Gemeint sind die bereits erwähnten KIM- und JIM-Studien. Siehe Anmerkung 5.

waltet dabei nicht nur die Wirtschaft des Königreiches und führt Krieg, sondern muss auch Religion und die Beziehungen zum Papst berücksichtigen. Dies ist zunächst als durchaus positiv zu bewerten, da die Religion als Spielelement überhaupt berücksichtigt worden ist. Sie beeinflusst den Spielverlauf nachhaltig, da die Religion des Herrschers zu den Beherrschten passen muss, um Aufständen vorzubeugen oder die Gunst des Papstes zu gewinnen. Andernfalls droht die Exkommunikation. Natürlich kann das Spiel nicht die religiöse Durchdringung der Gesellschaft des Mittelalters abbilden, da das Spiel auf Militär und Wirtschaft fokussiert ist. Dem Papsttum kommt daher die Rolle eines reinen Machtinstruments zu,⁸ das quasi als „Aufsichtsbehörde“ durch Exkommunikation oder Belohnung die europäischen Herrscher kontrollieren kann. Das komplizierte Verhältnis zwischen Kirche, Adel und dem Papst wird nicht abgebildet. Im Vergleich zu einigen älteren Spielen, wie z. B. „Age of Empires II“, ist jedoch ein anderer Umgang mit der Religion erkennbar. Hier diente die Kirche der Beschaffung von Geld für den Herrscher und der Rekrutierung von Spezialeinheiten, die thematisch an das Christentum angelehnt waren. Die Religion wird zumeist also als Mittel zum Zweck dargestellt.



Abb. 2: Das Heilige Römische Reich Deutscher Nation gegen England. Schlachtenszene aus dem Spiel „Medieval II – Total War“.

⁸ Es erscheint daher als durchaus amüsant, dass die Rückseite der Verpackung des Spiels Medieval II mit dem Auszug aus dem „Vater Unser“: „DEIN REICH KOMME, DEIN WILLE GESCHEHE“ überschrieben ist.

Ein weiterer Punkt lässt sich anhand des zweiten gewählten Beispiels „Civilization IV“ verdeutlichen. Das Spiel „Civilization IV“ gibt dem Spieler die Möglichkeit, die Menschheitsgeschichte von 4000 v. Chr. an nachzuspielen und eine alternative Historie zu erschaffen. Der Spieler lenkt dabei die Geschicke eines Volkes und kontrolliert alle Aspekte, welche die Entwicklung des Volkes betreffen. Dem Staatsoberhaupt, das der Spieler verkörpert, wird daher die Macht zugesprochen sein Volk in allen Belangen zu kontrollieren. Dem Spieler wird suggeriert, dass die Entscheidungen eines Einzelnen die einzig ausschlaggebende Rolle für den Erfolg oder Misserfolg eines Volkes bzw. Staates sind. Das alte Diktum „Große Männer machen Geschichte“ lebt hier wieder auf.

Zusammenfassend sind die durch Computerspiele vermittelten Geschichtsbilder in vielen Punkten stark vereinfachend oder irreführend. Da der Spielspaß im Vordergrund bei der Entwicklung eines Computerspieles steht, ist dies also der Form des Mediums geschuldet. Als äußerst bedenklich erscheint jedenfalls, dass in einigen Fällen nicht einmal solides Handbuchwissen durch die Spiele abgebildet wird. Verständlich ist dies vor dem Hintergrund, dass der Computerspielermarkt äußerst schnelllebig ist und die Firmen auf geringe Entwicklungszeiten und Gewinnmaximierung achten müssen. Geschichte ist daher häufig nur eine Folie, ein zusätzliches Verkaufsargument. Trotz der genannten negativen Beispiele, zu denen sich noch viele hinzufügen ließen, wollen wir dennoch nicht von einer Beschäftigung mit diesen Spielen abraten. Es scheint nur geboten, Fehler und Verzerrungen aufzuzeigen und die Konsumenten darauf aufmerksam zu machen.

Trotz der Bemühungen der letzten Jahre ist die Wirkung dieses vergleichsweise jungen Mediums noch nicht ausreichend erforscht. Somit stellt auch dieser Arbeitsbericht keinen endgültigen Erkenntnisstand dar, sondern soll dazu anregen, sich kritisch mit dem Thema auseinanderzusetzen. Außerdem ist die Arbeit der Gruppe keinesfalls bereits beendet. Ganz im Gegenteil ist eine Erweiterung unserer Tätigkeit geplant, so soll als nächstes versucht werden, Kontakt mit den Entwicklern von Computerspielen herzustellen. Langfristig ist unser Ziel, für einen verantwortungsbewussten Umgang mit historischen Inhalten in Computerspielen zu sensibilisieren. Abschließend bleibt noch festzustellen, dass nun wissenschaftliche Arbeit gefragt ist, nachdem Computerspiele wie kaum ein anderes Thema in den letzten Jahren einer Polemisierung ausgesetzt waren.

Vor 70 Jahren: Paderborner Eisenbahner im Dienst der Generaldirektion der Ostbahn in Krakau¹

von Gerbard Düsterhaus

Als am 1. September 1939 der Führer und Reichskanzler Adolf Hitler in das Mikrofon der Krolloper in Berlin, wo sich nach dem Brand des Reichstagsgebäudes die „Abgeordneten“ hin und wieder zu versammeln pflegten, die zornigen Worte schrie „Seit 5 Uhr 45 wird zurückgeschossen“, hatte mit dem Überfall auf Polen der Zweite Weltkrieg begonnen. Nach der Niederlage der polnischen Armee setzten dann all die geplanten Maßnahmen ein, deren Ziele ein großgermanisches Reich, die Eliminierung der jüdischen Bevölkerung und die Erniedrigung aller slawischen Bewohner zu einer Helotenexistenz waren.

Kaum waren die Hauptkämpfe vorüber,² erhielt bereits eine Gruppe Paderborner Eisenbahner, Lokpersonal, aber auch andere, ihre Abordnung nach Polen, genauer nach Krakau, dem späteren Sitz³ der Generaldirektion der „Ostbahn“ (Gedob), die das Gebiet des sogenannten „Generalgouvernements“ umfasste und ab 1943 in drei Direktionen eingeteilt war: Krakau, Lemberg und Warschau. Wie umfangreich die Gruppe aus Paderborn war, lässt sich derzeit nicht mehr eruieren (siehe Abb. 1–3).

Die Abordnung der ersten Gruppe muss zwischen dem 14. September 1939, als die ersten deutschen Eisenbahner in Krakau eintrafen, und dem 24. September 1939 erfolgt sein. Seit dem letzteren Datum gab es eine eigenständige Eisenbahnbetriebsabteilung Krakau (ab 1. November 1940 „Eisenbahnbetriebsdirektion“), die bis dahin der Reichsbahndirektion Oppeln unterstanden hatte.⁴ Durch Verfügung der Gedob vom 3. Dezember 1939 erhielt dann die EBD Krakau die folgenden Strecken zugeteilt: Deutsche Grenze–Krakau–Przemysl und alle südlich davon gelegenen Strecken, Krakau–Tunel, Krakau–Kocmyrzow, Tarnow–Szcucin und die im Bezirk liegenden Schmalspurbahnen.⁵ Der Reichsbahninspektor Heimberg schrieb im September 1940 über die Anfänge der Betriebsabteilung:

¹ Der Inhalt des Artikels beruht weitestgehend auf dem nach 1945 erstatteten mündlichen Bericht des 1977 verstorbenen Paderborner Lokomotivführers Stephan D. Alle Versuche, in in- und ausländischen Archiven etwas mehr über die Gruppe, die 1939/40 nach Krakau abgeordnet wurde, zu erfahren, sind bisher vergeblich gewesen. Die Redaktion der PHM würde sich über Mitteilungen von Familienangehörigen freuen, insbesondere auch, was die Identifikation von Personen auf den Fotos (Abb. 1–3) betrifft.

² Erst am 5. Oktober 1939 kapitulierten die letzten polnischen Verbände.

³ Ab 9. November 1939.

⁴ PISCHEL, Werner: Die Generaldirektion der Ostbahn in Krakau 1939–1945. Ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Eisenbahnen im Zweiten Weltkrieg, in: Archiv für Eisenbahnwesen 74/ 1 (1964), S. 6f.

⁵ Amtsblatt der EBD Krakau, Nr. 1, 28. Dezember 1939, S. 7.

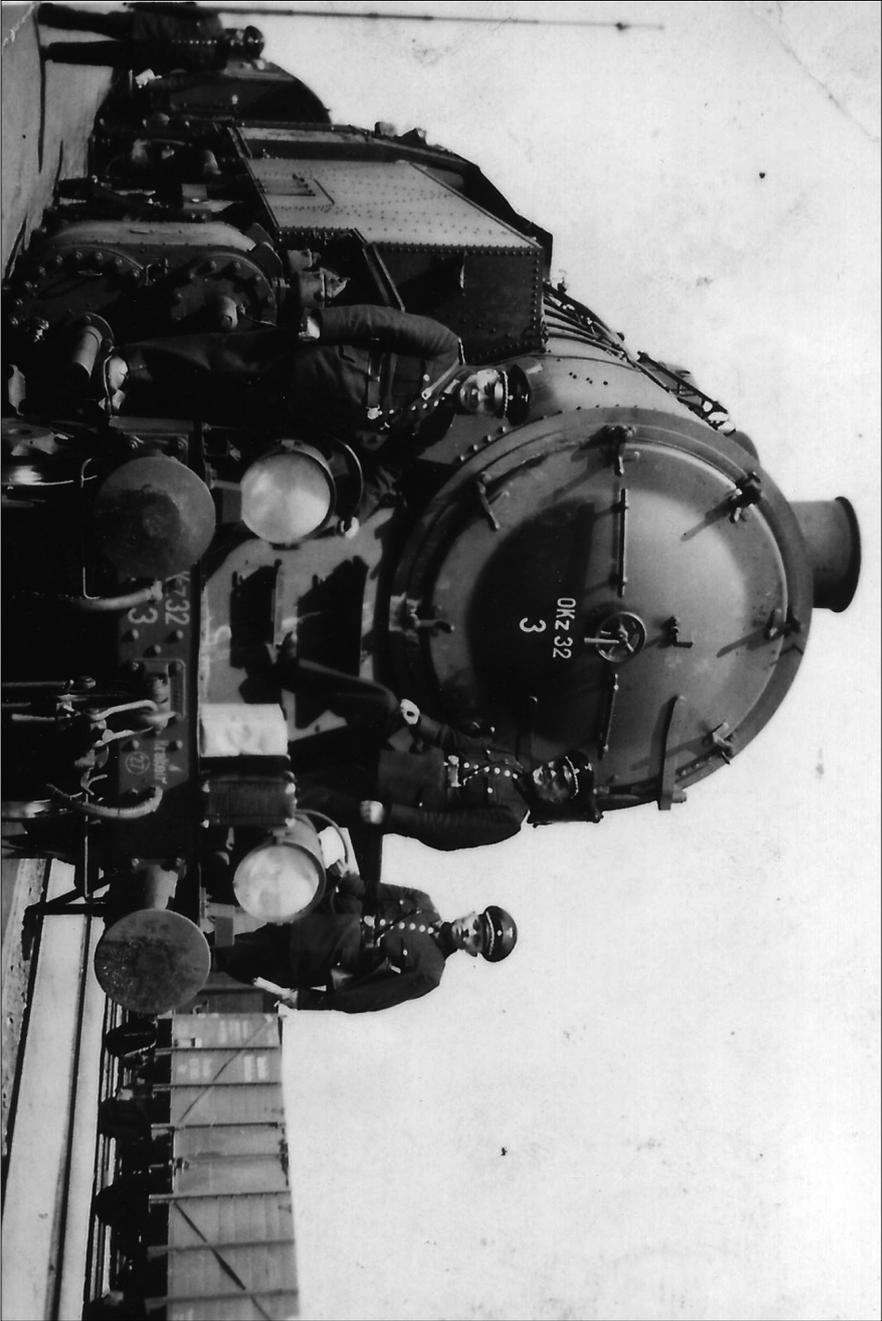


Abb. 1: Paderborner Eisenbahner in Krakau, Sept. 1939 – Sept. 1940.
Zweite Person links (auf der Lok stehend) Lokf. Stephan D. (Repro: G. Düsterhaus).



Abb. 2: Die deutsche Belegschaft des Bahnbetriebswerkes Krakau, Ende 1939
(DB Museum Nürnberg, Repro: G. Dusterhaus).

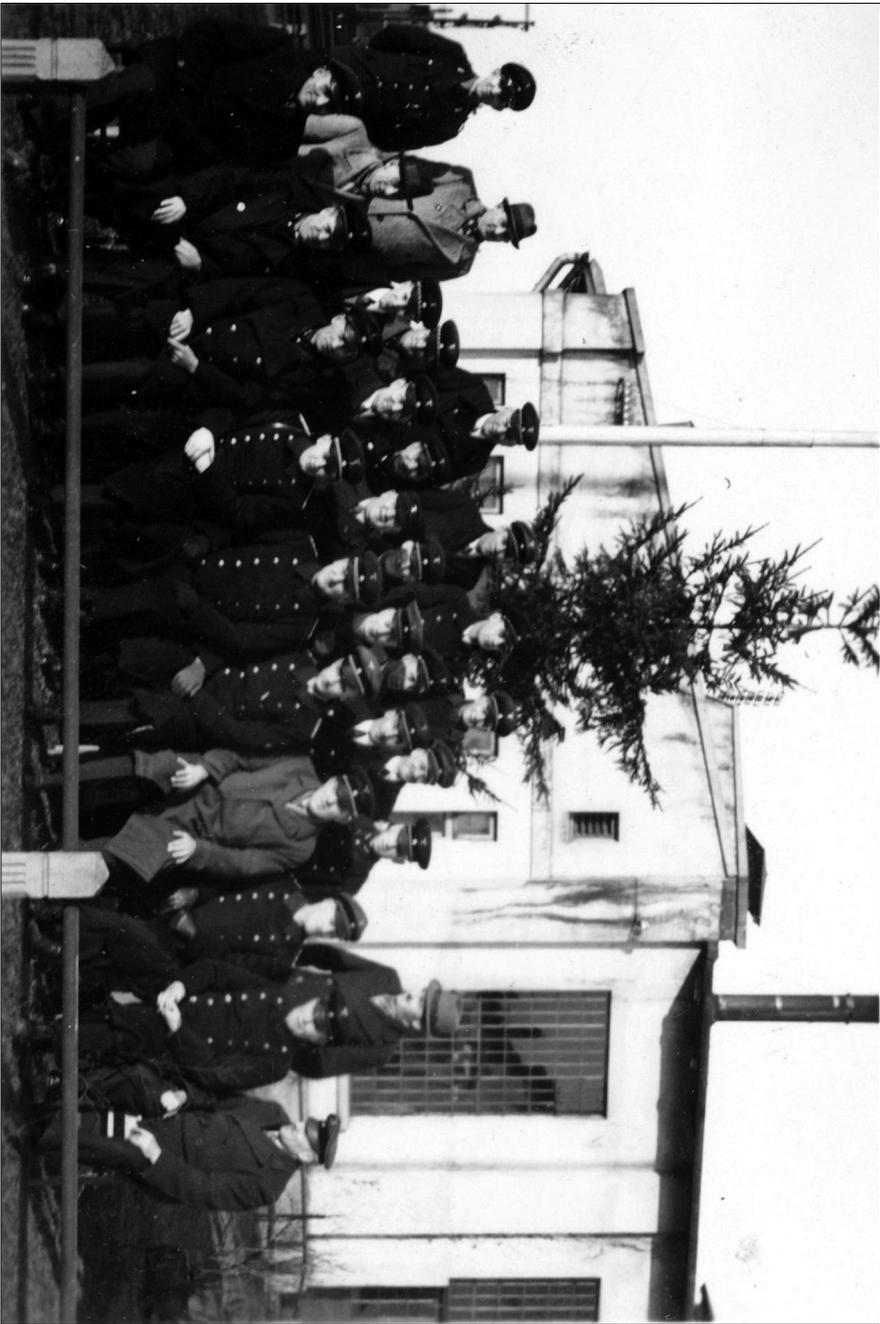


Abb. 3: Die deutsche Belegschaft des Bahnbetriebswerkes Krakau, Ende 1939
(DB Museum Nürnberg, Repro: G. Düsterhaus).

„Um 11h morgens am 24.9.39 fand die erste Sitzung der Eisenbahnbetriebsabteilung in dem großen Sitzungssaal des Direktionsgebäudes statt. Es nahmen daran außer dem Leiter, den Dezernenten 31, 34, 42 und den Vorständen des BA (Betriebsamtes, Anm. d. Verf.) und des MA (Maschinenamtes, Anm. d. Verf.) Krakau auch alle Büroarbeiter teil, so dass die Plätze an dem langen Tisch alle besetzt waren. Die Aufgaben wurden von dem Leiter, Herrn ORR Mangold, kurz umrissen und jedem Büroarbeiter ein bestimmtes Arbeitsgebiet zugewiesen. Mit dieser Sitzung hatte die Eisenbahnbetriebsabteilung Krakau ihre Arbeit aufgenommen.“⁶

Unter den hier Anwesenden dürften auch einige Paderborner gewesen sein. Schon am 20. September 1939 war in Berlin eine Eisenbahndirektion für die besetzten polnischen Gebiete zusammengestellt worden, zu der anfangs 9.000 Beamte aus zahlreichen Eisenbahndirektionen abgeordnet wurden, deren Anzahl aber schon bald erheblich reduziert wurde. Sie erhielten blaue Eisenbahneruniformen und sollten auch mit Handfeuerwaffen ausgerüstet werden, was aber wohl in der Praxis nicht immer der Fall war.⁷ In seinem am 8. Dezember 1953 verfassten Erlebnisbericht über den Kriegseinsatz im Osten 1939–1944 schreibt der Bundesbahnrat Dr. F. Ruyters über „Das Personalwesen im Bezirk Kassel während des 2. Weltkrieges (1939–1945)“:

„Für das besetzte polnische Gebiet und die beiden neu errichteten Reichsbahndirektionen Danzig und Posen mussten Bedienstete aller Sparten in immer steigendem Maße abgegeben werden. Die sich rasch vergrößernden besetzten Gebiete im Westen und Osten verlangten immer neue Abordnungen gut ausgebildeter Kräfte“.⁸

Aufgabe dieser Männer war es, nach den Kriegszerstörungen den Betrieb wieder in Gang zu setzen, d. h. im Falle der Paderborner Gruppe das polnische Bahnpersonal zur Arbeit einzuteilen, Dienstpläne aufzustellen, deren Einhaltung zu überwachen, z. T. aber auch die in der Heimat ausgeübte Tätigkeit fortzusetzen. Für manche Eisenbahner bedeutete dies eine völlig neue und ungewohnte Aufgabe, wozu eigentlich Personal vom Inspektor an aufwärts benötigt wurde, gehörten doch die meisten der abgeordneten Eisenbahner den unteren Rängen der Beamtenhierarchie an, von einzelnen Angehörigen des Mittleren und Höheren Dienstes einmal abgesehen. Sie erhielten somit Verantwortung über eine größere Zahl von Untergebenen, was zu allen Kriegszeiten möglich und üblich war und immer Perspektiven für eine durchaus erwünschte Beförderung eröffnete. Dies war vielleicht auch ein Lockmittel, denn von einer großartigen Bereitschaft, sich nach Krakau versetzen

⁶ RB-Inspektor HEIMBERG: Bei der Eisenbahnbetriebsabteilung Krakau, in: Amtliches Nachrichtenblatt der Generaldirektion der Ostbahn in Krakau, 12. September 1940, S. 317.

⁷ PISCHEL, Generaldirektion der Ostbahn, S. 7.

⁸ Bundesarchiv Berlin (im Folgenden BAB), Sammlung Sarter, R. 5, Anh. 1/ 120, S. 149. Vgl. hierzu auch den Bericht des BOR Dr. Koch über das Personalwesen der Deutschen Reichsbahn im Zweiten Weltkrieg, ebd., Anh. 1/13, S. 65.

zu lassen, konnte keineswegs die Rede sein. Auch war in den unteren Besoldungsklassen das Gehalt der polnischen Eisenbahner zunächst höher als das der deutschen, so dass deren Vergütung angehoben werden musste.⁹ Ab 1940 machten die deutschen Reichsbahner dann ca. 8 Prozent des Gesamtpersonals der Gedob aus.¹⁰ Die Männer aus Paderborn waren durchweg zwischen 30 und 40 Jahre alt, hatten Familie und Eigentum daheim und standen innerlich, bis auf die Minderheit der Parteimitglieder, dem Regime reserviert gegenüber. Ein Blick auf diejenigen, die zurückbleiben durften, zeigte ihnen, dass „Alte Kämpfer“ z. B. von der Versetzungsorder nicht betroffen waren.

Auch in späteren Jahren kam es noch zu Abordnungen aus Paderborn nach Krakau. Unter der Rubrik „Personalmeldungen“ heißt es im Amtsblatt der Reichsbahndirektion Kassel von 1941: „Die Abordnung des RR Ballhorn nach Krakau wird aufgehoben, so dass er die Leitung des RAW Paderborn-Nord wieder übernimmt.“ Dafür wurde dann der ORR Glaser von Paderborn nach Krakau geschickt.¹¹ Welche Leistungen die Eisenbahner z. B. im Bahnbetriebswerk Krakau, wo auch die meisten Paderborner beschäftigt waren, von Anfang an erbringen mussten, beschreibt der am 2. März 1940 in der „Krakauer Zeitung“ erschienene Artikel „Wahre Dispositionskünstler bei der Ostbahn“. Darin heißt es u. a.:

„Große Arbeiterkolonnen sind ständig damit beschäftigt, aus den Drehscheiben und Geleisen den Schnee und das Eis, das sich an den Halteplätzen der Lokomotiven immer wieder neu bildet, zu entfernen. Die von der Fahrt zurückkommenden Lokomotiven sind vollständig vereist, so dass Schäden nur schwer zu erkennen und noch schwerer zu beseitigen sind. [...] Aber die Männer vom Bahnbetriebswerk Krakau Hauptbahnhof, die unter der tatkräftigen Leitung ihres Gefolgschaftsführers im September und Oktober aus einer trostlos zerstörten Werkstätte in kürzester Zeit eine gut funktionierende Dienststelle schufen, sind nicht gewillt, vor Schwierigkeiten zu kapitulieren. Und so ist es bei der ganzen Ostbahn: Schwierigkeiten sind da, um überwunden zu werden.“¹²

Am 27. Januar 1940 hatte die gleiche Zeitung bereits unter der Überschrift „Eisenbahnverkehr trotz minus 42 Grad“ geschrieben: „Der letzte Kälteeinbruch und die immer wieder einsetzenden Schneefälle haben auch unserer Deutschen Ostbahn einen Strich durch alle wohlüberlegten Fahrplanrechnungen gemacht. Der Reiseverkehr musste bis zu dreißig Prozent eingeschränkt werden.“¹³

In der zweiten Septemberhälfte 1939 war die bereits erwähnte Paderborner Gruppe über Leipzig, Dresden und Breslau nach Krakau gereist. Ob sie zunächst nach Lodz oder

⁹ Ebd.

¹⁰ BAB, Sammlung Sarter, S. 35.

¹¹ Amtsblatt der RBD Kassel, 1941, S. 361. DB Leipzig, ZB 14696.

¹² „Krakauer Zeitung“, 2. Jg., Nr. 52, 2. März 1940.

¹³ „Krakauer Zeitung“, ebd., 27. Januar 1940.

Oppeln zur Weiterverteilung kam, ist nicht mehr festzustellen. Schon wenige Stunden nach ihrer Ankunft in Krakau wurden die ersten zur Nachtschicht eingeteilt. Als der Lokführer Stephan D. seinen abzulösenden Kollegen fragte, was im Fall eines Falles zu tun wäre, wies dieser stumm auf einen kleinen Tisch hin, auf dem eine Pistole lag. Nachts wurde hier und da in der Stadt immer noch geschossen. Herr D. hatte in seinem Leben noch nie eine Waffe in Händen gehalten und war völlig unfähig, das gute Stück im Notfall zu bedienen.

Nach einiger Zeit war es den Eisenbahnern möglich, ihre Gemeinschaftsunterkunft zu verlassen, um sich in Gruppen die ehemalige polnische Haupt- und Krönungsstadt mit ihren überreichen Kunstschatzen und ihren herrlichen Kirchen und profanen Bauten anzusehen. Einer kleinen Gruppe gelang es noch im Oktober, sich den „Wawel“, das alte Königsschloss mit der eindrucksvollen Kathedrale anzuschauen, dann wurde der Eingang für normale ‚Touristen‘ verschlossen und Generalgouverneur Hans Frank begann dort mit seiner blutigen Herrschaft.

Als die unmittelbaren Kriegsschäden beseitigt, die polnischen Eisenbahner ihre Arbeit wieder aufgenommen hatten und der Betrieb einigermaßen zufrieden stellend funktionierte (am 15. Dezember 1939 wurde bereits der erste Fahrplan veröffentlicht),¹⁴ stellte man fest, dass sich auch in Krakau ganz gut leben ließ.¹⁵ Die Geschäftsanzeigen der Theater, Cafés und Restaurants in der Krakauer Zeitung geben ein beredtes Zeugnis davon.¹⁶ Gewiss, es blieb die Sehnsucht nach Frau und Kindern,¹⁷ dafür aber war die Verpflegung gut und man konnte noch so manches erwerben, was daheim unter „Mangelware“ lief. Alle bis zum 31. Dezember 1939 „zur Ostbahn abgeordneten Gefolgschaftsmitglieder“ erhielten bis Jahresende einen Heimaturlaub von zehn Tagen. Eine erneute Beurlaubung konnte ab 1. Januar 1940 beantragt werden, doch sollte zuerst der Resturlaub aus dem Jahre 1939 bis zum 31. März 1940 verbraucht werden. Einschränkend heißt es dann: „Von dem Gesamtjahresurlaub werden den Beamten jedoch für 1939 und zunächst auch für 1940 nur 2/3 gewährt.“¹⁸

Am 28. Februar 1940 gab die Eisenbahnbetriebsdirektion Krakau schließlich noch bekannt, dass der Medizinalrat Dr. med. Reichel zum Eisenbahnvertrauensarzt bestellt sei und täglich eine Sprechstunde von Montag bis Freitag zwischen 15 und 16 Uhr abhalte.¹⁹

¹⁴ PISCHEL, Generaldirektion der Ostbahn, S. 8.

¹⁵ Seit dem 1. Dezember 1939 funktionierte auch der Postdienst zwischen dem Deutschen Reich und dem Generalgouvernement, so dass ein regelmäßiger Briefverkehr mit den Angehörigen möglich war. Vgl. Amtsblatt der RBD Kassel 1939, Nr. 67, S. 390. DB Leipzig, ZB 14696.

¹⁶ Z. B. „Krakauer Zeitung“, 26./ 27. November 1939.

¹⁷ Für die Angehörigen in der Heimat sollte die „Bezirksfürsorge des Kameradschaftswerks“ zuständig sein. Der Dienstvorsteher hatte die Aufgabe, sich mit dem örtlichen Vertrauensmann ins Benehmen zu setzen, ihm die nötigen Unterlagen zu überreichen und auf nähere Umstände hinzuweisen. „Auch werktätige Ehefrauen, die ihren Haushalt weiterführen, kommen für eine Betreuung infrage“. Amtsblatt der RBD Kassel, 1940, Nr. 25, S. 173.

¹⁸ Amtliches Nachrichtenblatt der Generaldirektion der Ostbahn, 1940, Folge 1, Nr. 109, S. 65.

¹⁹ Amtliches Nachrichtenblatt der Generaldirektion der Ostbahn, 1940, Folge 5, S. 104.

Wer in Krakau offene Augen und Ohren hatte, merkte bald, was die anwesenden Vertreter des „Herrenvolkes“ mit ihren SS-²⁰ und Polizeieinheiten im Schilde führten. Als Herr D. sich in den ersten Wochen in Krakau ein Radio kaufte, nahm ihn die Geschäftsinhaberin beiseite und fragte nach einer möglichen Bezahlung in Reichsmark, was streng verboten war. Herr D. kam dem Wunsch sofort nach, in der Hoffnung, dieser Frau und ihrer Familie evtl. noch zu der Chance zu verhelfen, das Land zu verlassen. Der Versand von Paketen in die Heimat nahm allgemein einen großen Umfang an und nicht immer ging es hierbei reell zu. Bestechungen und andere illegale Handlungen waren nach Aussagen von kritischen Beobachtern durchaus verbreitet.

Die polnischen Eisenbahner, ohne deren Mithilfe der Betrieb nicht unterhalten werden konnte, merkten bald, wem sie vertrauen konnten. Dies war besonders wichtig, als die Lebensmittelversorgung für die Einheimischen schon im Winter 1939/40 kritisch wurde. Kluge deutsche Vorgesetzte erfüllten jeden Wunsch nach Fahrerlaubnissen und Freifahrtscheinen, damit ihre Kollegen sich durch Fahrten aufs Land selbst helfen konnten. Es gab durchaus so etwas wie eine „corporate identity“ unter den Eisenbahnern während der Besatzungszeit. Der Repressionsapparat bedrückte auch die rechtlich denkenden und gewissenhaft handelnden deutschen Eisenbahner sehr. Mag die Mehrheit vielleicht nur an Befehl und Gehorsam gedacht haben, so gab es doch eine Minderheit, die von Anfang an befürchtete, in Zukunft einmal für das mithaft zu müssen, was andere Deutsche in Polen anrichteten. Mit diesen wollten sie nicht in einen Topf geworfen werden. Auf das, was in den kommenden Jahren zu erwarten war, wies bereits ein Bericht über eine von der Gedob veranstaltete Pressefahrt für zwölf Hauptschriftleiter der Parteipresse hin. Unter der Überschrift „Interesse für Eure Arbeit“ heißt es im nichtamtlichen Teil des „Amtlichen Nachrichtenblattes“ der Gedob vom 3. Februar 1940:

„Die Ghettos in Warschau und Lublin vermitteln ein anschauliches Bild von der Gefahr, die das Judentum für die Völker bedeutet; denn auch die Juden, die früher Macht und Einfluß in Deutschland besaßen, haben ihre Urheimat (!, Anm. d. Verf.) in den schmutzigen und verwahrlosten – zum Teil unterirdischen – Behausungen dieser östlichen Ghettos.“²¹

Und die „Krakauer Zeitung“ textete bereits am 16. November 1939 anlässlich der Fahrt des Generalgouverneurs durch Galizien: „Deutsch-Przemisl bereits judenfrei“.²² Im

²⁰ Im großen Saal des Alten Stadttheaters in Krakau feierte Anfang März 1940 das 3. Bataillon der SS Totenkopfstandarte „Krakau“ unter seinen Kommandeuren v. Bülow und v. Jena einen ersten Kameradschaftsabend. Die „Krakauer Zeitung“ schrieb hierzu am 2. März 1940 u. a.: „Als dann auf einmal der Saal dunkel wurde und auf einer Leinwand der Besuch des Reichsführers SS beim 3. Bataillon gezeigt wurde, hatten Überraschung und Freude ihren Höhepunkt erreicht.“ „Krakauer Zeitung“, 2. Jg., Nr. 52, 2. März 1940. Die Truppe war bereits am 18. November 1939 in Krakau eingetroffen und in der Sonntagsausgabe der Lokalzeitung begrüßt worden. Vgl. „Krakauer Zeitung“, 21. November 1939.

²¹ Amtliches Nachrichtenblatt der Generaldirektion der Ostbahn, 1940, Folge 5, S. 105.

²² „Krakauer Zeitung“, 16. November 1939.

Verordnungsblatt des Generalgouverneurs für die besetzten polnischen Gebiete hieß es dann in § 1 am 26. Januar 1940: „Die Benutzung der Eisenbahn durch Juden ist verboten“.²³

Berichte leitender Beamter der Gedob, die nach 1945 verfasst wurden, betonen immer wieder die stets gute Zusammenarbeit zwischen deutschen und polnischen Eisenbahnern. Aber auch die „Krakauer Zeitung“ lobte schon im Januar 1940 das polnische Bahnpersonal:

„Sie (die Ostbahn, Anm. d. Verf.) beschäftigt zur Zeit zahlreiche Reichsdeutsche, einen starken Anteil Volksdeutsche und sehr viele Polen. Dabei ist anzuführen, dass sich die polnischen Eisenbahner mit anerkanntem Fleiß und erfreulicher Bereitwilligkeit der deutschen Leitung einordnen“.²⁴

Der kleine Eisenbahnerausweis schützte manche Polen vor Schikanen und wenn einmal jemand von ihnen verhaftet worden war, versuchten deutsche Vorgesetzte, ihn wieder frei zu bekommen, da er für den Betrieb unverzichtbar sei. Es war manchmal ein vergeblicher Kampf mit den Mächtigen.

Bereits vier Wochen nach seiner Ankunft in Krakau stellte Herr D. einen Antrag auf Rückversetzung, der natürlich abgelehnt wurde. Die Anträge wiederholten sich dreimal im Laufe eines Jahres, bis ein höherer Vorgesetzter ihn kommen ließ, und ihn im Stile der Zeit anraunzte, wer er denn sei und was für eine minore Funktion er denn daheim habe. Hier könne er etwas werden, wovon er sonst nur träumen könne. Herr D. verschwieg seine wahren Gründe und schützte familiäre Verpflichtungen vor. Schließlich gewährte man ihm im September 1940 die Rückversetzung mit dem Vermerk „politisch unzuverlässig“ in seinen Personalakten. Ob er noch an der Feier im Staatstheater in Krakau anlässlich der einjährigen Wiederkehr der Tage, an denen zum ersten Mal deutsche Eisenbahner nach Polen kamen, teilgenommen hat, ist nicht mehr festzustellen. 1000 Mitarbeiter der Krakauer Ostbahnstellen hatten sich damals versammelt, um das Schauspiel „Glück und Glas“ von Heinz Steguweit zu sehen und dem Orchester des Staatstheaters zu lauschen, das zu Beginn der Veranstaltung die „Titus“-Ouvertüre von Mozart spielte. Der Präsident der Generaldirektion der Ostbahn, Adolf Gerteis, hob in seiner Ansprache die großen Leistungen der Eisenbahner hervor, die im Winter 1939/40 u. a. 124.000 Wolhynien- und Galiziendeutsche mit 24.000 Pferden und 13.000 Wagen befördert und dazu noch den deutsch-sowjetischen Warenaustausch abgewickelt hätten.²⁵

Die Rückkehr in die Heimat aus dem Hexenkessel Krakau konnte jedoch auch zu neuen Problemen führen. Denn auch durch Paderborn rollten später Deportationszüge nach Osten, mit fünf- bis zehnminütigem Aufenthalt auf dem Hauptbahnhof.²⁶ Und jeder

²³ Verordnungsblatt des Generalgouverneurs für die besetzten polnischen Gebiete, Teil 1, Nr. 10, 6. Februar 1940.

²⁴ Ebd., 27. Januar 1940.

²⁵ BAB, Sammlung Sarter, R. 5, Anh. I/20.

²⁶ HILBERG, Raul: Sonderzüge nach Auschwitz, Frankfurt/ Berlin 1987, Anlagen 24 u. 26.

Eisenbahner, der einmal in die Nähe eines solchen Transportes geriet, konnte sich keine Illusionen mehr über das Schicksal der Menschen in den Waggons machen. Herr D. blieb es durch glückliche Umstände erspart, in die Maschinerie des Todes eingespannt zu werden, doch machte er sich bis zu seinem Tode Gedanken darüber, wie er sich wohl verhalten hätte, wenn ...

Wie in anderen Werken wurden übrigens auch im Reichsbahnausbesserungswerk Nord in Paderborn Ersatzteile für Güterwagen der polnischen Staatsbahn (PKP) vorgehalten, und zwar für den Werkstättenbezirk Kassel. Eine Dienstanweisung bestimmte, dass alle untersuchungspflichtigen polnischen Güterwagen, die ab dem 22. September 1939 beidseitig die Aufschrift „deutsch“ tragen mussten,²⁷ den genannten Reichsbahnausbesserungswerken zuzuführen waren.²⁸ Diese Güterwagen hatten dann nach ihrer Wartung und Reparatur sehr unterschiedliche Frachten aufzunehmen. In den letzten Kriegsmonaten mussten viele Eisenbahner die Bombardierung der Bahnhöfe und den Beschuss durch Tiefflieger auf offener Strecke über sich ergehen lassen. Auch Herr D. wurde noch im März 1945 im Dienst schwer verwundet.

Die Erfahrungen dieses einen Jahres in Krakau prägten Herrn D. nachhaltig. Er sprach kein Polnisch, konnte sich jedoch mit älteren polnischen Kollegen noch auf Deutsch verständigen. Er kehrte in die Heimat mit einer großen Hochachtung für das Land, die Stadt und seine Bevölkerung zurück.

Später fragte er sich oft, was wohl am Ende des Krieges mit seinen deutschen Kollegen geschehen sei und gab sich selbst die Antwort: „Sie wurden wohl alle erschlagen.“ Dies geschah zum Glück nicht. Am 18. Januar 1945 erhielten die deutschen Eisenbahner in Krakau den Marschbefehl nach Oppeln und Ende April 1945 wurde der Dienstzug zur Abwicklung der Gedob von den Amerikanern im Bayerischen Wald überrollt, worauf sich die Direktion selbst auflöste.²⁹ Wie hatte doch Oberreichsbahnrat Mangold, Direktor der Eisenbahnbetriebsdirektion Krakau, zum Jahreswechsel 1939/40 im Amtsblatt der Direktion mit innerer Überzeugung geschrieben:

²⁷ REIMER, Michael/ KUBITZKI, Volkmar: Eisenbahn in Polen 1939–1945. Die Geschichte der Generaldirektion der Ostbahn, Stuttgart 2004, S. 15.

²⁸ Amtsblatt der RBD Kassel, 1939/40, 2. Januar 1940. BAB, R. 5/ 16231.

²⁹ PISCHEL, Generaldirektion der Ostbahn, S. 77.

„Die Nachwelt wird uns einst um das Glück beneiden, in dieser großen Zeit gelebt und unserem genialen Führer beim Bau Großdeutschlands geholfen zu haben. Zeigen wir uns dessen würdig. Gleichzeitig wünsche ich allen Berufskameraden in der zuversichtlichen Hoffnung auf den endgültigen deutschen Sieg ein glückliches neues Jahr und spreche mit Emanuel Geibel: Und so mag am deutschen Wesen einmal noch die Welt genesen.“³⁰

Es folgt die übliche Grußformel.³¹

Auswahlbibliographie:

GALL, Lothar/ POHL, Manfred (Hg.): Die Eisenbahn in Deutschland, München 1999.

KREIDLER, Eugen: Die Eisenbahnen im Zweiten Weltkrieg, Hamburg 2001.

MIERZEJEWSKI, Alfred C.: The Most Valuable Asset of the Reich. A History of the German National Railway, Vol. 1: 1920–1932, Vol. 2: 1933–1945, Chapel Hill/ London 1999/2000.

POTTGIEßER, Hans: Die Deutsche Reichsbahn im Ostfeldzug 1939–1944, Neckargemünd 1975.

REIMER, Michael/ KUBITZKI, Volkmar: Eisenbahn in Polen 1939–1945. Die Geschichte der Generaldirektion der Ostbahn, Stuttgart 2004.

REIMER, Michael: Lokomotiven für die Ostfront. Mensch und Maschinen im Zweiten Weltkrieg, München 1999.

³⁰ Amtsblatt der Eisenbahn-Betriebsdirektion Krakau, Nr. 1, 28. Dezember 1939, S. 1.

³¹ *Epilog: Auf dem zentralen Marktplatz in Krakau, dem Rynek, befindet sich eine Bodenplatte mit der Jahreszahl 1525. Hier kniete am 10. April 1525 Herzog Albrecht, der ehemalige – und letzte – Hochmeister des Deutschen Ordens vor König Sigismund von Polen nieder und empfing von ihm das in ein weltliches Herzogtum verwandelte Ordensland zu Leben. Über die Bemühungen des Fürsten Albrecht und seiner Nachfolger um das ländliche Schulwesen im Herzogtum im 16. und 17. Jahrhundert hat der Autor dieser Zeilen seine Dissertation verfasst. Anfang Mai 2004 hielt er einen Vortrag in Krakau, diesmal auf Einladung der polnischen „Gesellschaft für Kanadastudien“. Im September 2004 sprach der jüngste Enkel des Herrn D. auf einer Konferenz europäischer Historiker in Krakau über die Grundzüge seiner geplanten, inzwischen abgeschlossenen, Dissertation. Im gleichen Jahr wohnte sein zweitjüngster Enkel in Warschau den Feierlichkeiten anlässlich des Beitritts Polens zur Europäischen Union bei. Wohnort unserer Familie ist Rheinbach bei Bonn, wo auf der im Stadtgebiet liegenden Tomburg die spätere polnische Königin Richeza geboren wurde, die mit ihrem Gatten Miesko II in der ersten Hälfte des 11. Jahrhunderts einige Jahre lang in Krakau residierte.*

Kurzporträts neuer Kolleginnen und Kollegen des Historischen Instituts der Universität Paderborn

Mittelalterliche Geschichte



Prof. Dr. Hermann Kamp, geb. 1959, ist seit Oktober 2008 Inhaber des Lehrstuhls für „Mittelalterliche Geschichte“ am Historischen Institut. Nach einem Studium der Geschichte, Publizistik und Romanistik an den Universitäten Mainz, Dijon, München und Münster wurde er im Bereich der Mittelalterlichen Geschichte über das Thema „Memoria und Selbstdarstellung. Die Stiftungen des burgundischen Kanzlers Rolin“ 1991 promoviert. Anschließend war er als wissenschaftlicher Mitarbeiter und Assistent bei Prof. Dr. Gerd Althoff an den Universitäten Gießen, Bonn und Münster tätig. Habilitiert wurde er im Jahr 2000 mit einer Arbeit über „Friedensstifter und Vermittler im Mittelalter“. Von 2000 bis 2006 arbeitete er als Hochschuldozent an der Universität Münster, wo er in den Wintersemestern 2003/2004 und 2006/2007 jeweils den Lehrstuhl für mittelalterliche Geschichte vertrat. Seine Arbeitsschwerpunkte sind die Geschichte Burgunds im Spätmittelalter, die mittelalterlichen Formen der Konfliktführung und Friedensstiftung, das Zusammenleben der Völker im Mittelalter und die allgemeine politische Geschichte des hohen Mittelalters.

Kontakt:

Prof. Dr. Hermann Kamp

Raum: N 2.347

Telefon: (05251) 60-2443

E-Mail: Hermann.Kamp[at]uni-paderborn.de

Das Kriegsende und kein Ende – Das „Massaker von Paderborn“

von *Stefan Westhoff*

Das Kriegsende in Paderborn: Ein Thema, das trotz zahlreicher Veröffentlichungen noch nicht als vollständig erforscht gelten kann. Obwohl es nur 63 Jahre zurück liegt, sind doch sehr viele Begebenheiten heute nicht mehr nachzuvollziehen. Diese Lücken werden häufig mit Legenden gefüllt und diese sind dann ebenfalls nicht mehr zu überprüfen. Im Folgenden wird eine solche Lücke aufgezeigt und auch die außerordentlich schwierige Suche nach Fakten und Hintergründen.¹

Mit dem letzten großen Luftangriff auf Paderborn am 27. März 1945 war der Krieg für die Stadt noch nicht überstanden. Bereits zwei Tage zuvor waren die Amerikaner aus dem Brückkopf bei Remagen ausgebrochen und drangen nun nach Osten vor. Die Planung dieser Operation sah vor, Paderborn innerhalb von fünf Tagen zu erobern. Zwischen dem Luftangriff (27. März, 17:30 Uhr) und der geplanten Eroberung² der Stadt (29. März, abends) sollten also nur 50 Stunden liegen. Am 29. März wurde Paderborn aber noch nicht erobert. An diesem Tag wurde in der Senne die SS-Ersatzbrigade „Westfalen“ aufgestellt, zum größten Teil bestehend aus Ausbildern und Schülern einer Panzer- und einer Panzeraufklärungsschule. Ausgerüstet mit Trainings- und Fahrschulpanzern sowie Ausbildungswaffen, die teilweise aus deutschen Beständen stammten, teilweise auch Beutewaffen waren, zogen diese Verbände nach Süden, der 3. US-Panzerdivision entgegen. Die deutschen Soldaten der Ersatzbrigade „Westfalen“ waren teilweise noch minderjährig und wurden noch auf dem Marsch an den Waffen ausgebildet. Mehrere Unteroffiziere und Offiziere waren kriegsversehrt.³ Einige Ausbilder fuhren ohne Beine in einem Panzer in die Schlacht. Zu der Brigade „Westfalen“ gehörte aber auch die „schwere Panzerabteilung 507 (Tiger)“. Die Soldaten dieser Panzereinheit waren kampferprobt und gerade von der Ostfront zurückgekehrt. In Sennelager sollten sie neue Panzer vom Typ Tiger II (Königstiger) übernehmen.⁴ Diese Einheit hatte einen militärischen Wert im Gegensatz zu den übrigen Teilen der Brigade und während der „Schlacht um Paderborn“ sollten diese Panzer auch noch eine Rolle spielen.

¹ Der Beitrag geht zurück auf einen am 22. Oktober 2008 im Rahmen des „Historischen Gesprächskreises des Vereins für Geschichte an der Universität Paderborn“ gehaltenen Vortrag. Den zahlreichen Teilnehmern sei für die anregende Diskussion gedankt. Ausführlich schildert der Verfasser die Thematik in der veröffentlichten Fassung seiner Examensarbeit: WESTHOFF, Stefan: Das Kriegsende in Paderborn – Die letzten elf Tage vom 22. März bis zum 1. April 1945, Norderstedt 2008.

² Action against the enemy, Reports After/ After Action Reports (1-30 March 1945), Headquarters Third Armored (Spearhead) Division, S. 6.

³ TIEKE, Wilhelm: Aufstellung, Einsatz und Untergang der SS-Panzerbrigade „Westfalen“ März-April 1945, in: Der Freiwillige 4/89, S. 30.

⁴ SCHNEIDER, Helmut (Hg.): Chronik 507 – Die Geschichte der s.Pz.Abt.507 (Tiger) 1943–1945, o. O. 1992, S. 238.

An dieser Stelle sei auf die ersten Probleme hingewiesen. Die Soldaten, die der SS-Ersatzbrigade „Westfalen“ angehörten, konnten nicht mit einer einheitlichen Uniform ausgestattet werden.⁵ In einigen Ortschroniken ist daher von Wehrmachtssoldaten die Rede, obwohl nachweislich die SS-Ersatzbrigade in dem Ort war. Auch wurden die Erkennungsmarken zur Identifikation zwar ausgegeben, aber die Besitzer wurden nicht in Listen eingetragen.⁶ Dem Volksbund Deutsche Kriegsgräberfürsorge e.V. war es aufgrund dieser Tatsache nach Kriegsende nicht möglich, gefallene Soldaten zu identifizieren, obwohl diese eine Erkennungsmarke bei sich trugen. Aufgrund dieses Chaos' der letzten Kriegstage ist es daher nicht einmal mehr möglich, zu sagen, aus wie vielen Soldaten die deutsche Truppe bestand, die Paderborn verteidigen sollte. Die Amerikaner nennen in ihren Berichten auch nur Kriegsgefangenenzahlen für einen Zeitabschnitt.⁷ Alle Zahlen müssen demnach Schätzungen sein.

Die Waffen-SS Brigade „Westfalen“ zog den Amerikanern zu Fuß entgegen. Fahrzeuge gab es fast keine, keine Feldküche, keine Krankenwagen, nicht einmal Verbandmaterial, kaum Munition, keine Luftaufklärung, kein Funk, keine Artillerie und keinerlei Nachschub oder Ersatz.⁸ Die Truppe war ganz auf sich allein gestellt. Wenn Befehle oder Informationen ausgetauscht werden mussten, dann entweder per Telefon oder mit dem Fahrrad. Südlich von Korbach traf diese Truppe ohne Panzerunterstützung auf die Spitzen der 3. US-Panzerdivision. Es war ihr unmöglich, die Amerikaner aufzuhalten und so zogen die deutschen Soldaten sich wieder zurück. Einige Teile der Brigade „Westfalen“ wurden jedoch so stark von der 3. US-Panzerdivision getroffen, dass sie mehrere Tage brauchten, um sich wieder zu sammeln.⁹ Am Abend des 30. März 1945 standen die amerikanischen Panzer und Schützenpanzer bereits vor Borcheln.

Die 3. US-Panzerdivision verfügte über Panzer, Artillerie, Schützenpanzer, Flugabwehrgeschütze, Instandsetzungseinheiten, Sanitätsdienst und Luftaufklärung. Sie konnte auf überlegene Luftunterstützung zurückgreifen und dieser Einheit folgte die 104. US-Infanteriedivision. Eine beeindruckende Streitmacht, die seit der Landung in der Normandie an allen größeren Schlachten in Europa teilgenommen hatte, zuletzt an der Schlacht in den Ardennen und der Eroberung der Stadt Köln, zog nun Richtung Paderborn. Diese schlagkräftige Truppe führte den Ehrennamen „Spearhead“, was soviel wie Speerspitze bedeutet und zum Ausdruck bringen sollte, dass diese Einheit häufig in vorderster Reihe kämpfte. Die Amerikaner sprechen zwar von einer „Schlacht von Paderborn“, die knapp dreitägi-

⁵ MUES, Willi: Der Grosse Kessel – Eine Dokumentation über das Ende des Zweiten Weltkrieges zwischen Lippe und Ruhr / Sieg und Lenne, Lippstadt 1984, S. 571.

⁶ TIEKE, Untergang, S. 30.

⁷ After Action Reports, Annex #4: Report of enemy losses and third armored division losses for the period 25 March to 1 April 1945. In dieser Zeit wurden 20.193 deutsche Soldaten gefangen genommen.

⁸ TIEKE, Untergang, S. 30. Die Einheit verfügte: „[...] noch über einen PKW, zwei Kleinst-Krafträder und zwei Holzgas-LKWs.“

⁹ TIEKE, Untergang, S. 31.

gen Kämpfe sind aber nicht auf ernsthaften Widerstand der Deutschen zurückzuführen. Lediglich bei Borchten stießen die Amerikaner auf solchen Widerstand.

Am Abend des 30. März 1945 ereigneten sich allerdings zwei Dinge, die die Amerikaner schwer trafen. Nachdem Etteln erobert worden war, fuhren die amerikanischen Panzer in Richtung Norden weiter durch den Wald und wollten auf die Straße zwischen Borchten und Dörenhagen stoßen. Der Widerstand war bisher so gering gewesen, dass die Marschkolonne keinerlei Vorsichtsmaßnahmen traf. Im Gegenteil, als die Panzer und Schützenpanzer auf die Straße in Richtung Borchten einbogen, da hielten sie sogar noch kurz an, um sich zu organisieren.¹⁰ In diesem Augenblick eröffneten deutsche Königstiger das Feuer auf die Kolonne vom Kühlenberg aus. In kurzer Zeit waren etwa 30 amerikanische Fahrzeuge zerstört. Die Deutschen konnten diesen Erfolg jedoch nicht ausnutzen und mussten das Gefecht abbrechen, um zu tanken und neue Munition aufzunehmen. Der General der US-Panzerdivision, Maurice Rose, wollte sich das Schlachtfeld ansehen und zu der Truppe, die diese „Panzerschlacht“ verloren hatte. Da es schon Abend geworden war, fuhr er in seinem Jeep mit einem Begleitkommando durch die Dunkelheit. Die Gruppe kam jedoch nicht dort an, wo sie hinwollte, sondern sie geriet in eine deutsche Panzergruppe. Der General wurde gestoppt und versehentlich getötet. Ein deutscher Panzerkommandant hatte wohl eine Bewegung des Generals Rose missverstanden und diesen dann erschossen.¹¹ Nach dem Tod ihres kommandierenden Offiziers mussten die Amerikaner einen Nachfolger festlegen und dieser musste in seiner Stammeinheit ebenfalls ersetzt werden. Brigadegeneral Doyle O. Hickey wurde am 31. März 1945 zum neuen Anführer der 3. Panzerdivision ernannt. Dieser Tag war mit Umstrukturierungen gefüllt und es gab kaum Geländegewinne für die Amerikaner. Der finale Sturm auf Paderborn sollte am nächsten Morgen, dem Ostersonntag 1945 um 6 Uhr beginnen.

Eine weitere Legende: Während dieser „Schlacht um Paderborn“ soll es zur Ermordung von deutschen Kriegsgefangenen gekommen sein. Auf im Juli 2002 enthüllten Gedenksteinen am Stern im Haxtergrund bei Paderborn ist die Zahl 98 eingraviert.¹² So viele Gefangene sollen die Amerikaner erschossen und erschlagen haben. Dabei sollen die Taten nicht am Stern selbst, sondern in naheliegenden Ortschaften am 31. März und dem 1. April stattgefunden haben. Unter anderem soll es in Etteln zur Ermordung von deutschen Kriegsgefangenen gekommen sein. Über diese Ereignisse liegen die Aussagen eines Zeitzeugen vor, der die Kämpfe in Etteln selbst miterlebt hat. Zusätzlich gibt es auch einen Bericht über eine Fahrt der HIAG-Kriegsgräberstiftung¹³ nach Etteln:

¹⁰ SCHNEIDER, Chronik 507, S. 243.

¹¹ After Action Reports, S. 7: „*At dusk, General Rose issued radio orders to TF 'Doan', that was following TF 'Welborn', to clear out this enemy force. Shortly thereafter he was captured while trying to make an escape to the west, and killed by his nervous captor who fired at the General with a machine pistol from the turret of a Tiger Tank.*“

¹² Der Text auf einem der Gedenksteine lautet: „*Wanderer gedenke der hier am 31.3. und 1.4.1945 von ihren Kriegsgegnern getöteten 98 deutschen Kriegsgefangenen.*“

¹³ Bei der HIAG-Kriegsgräberstiftung handelt es sich um eine Stiftung, die im Jahre 1993 gegründet wurde. Die HIAG ist die „Hilfsgemeinschaft auf Gegenseitigkeit der ehemaligen Angehörigen der

„Mit dem HIAG-Kriegsgräberbeauftragten Kamerad August Hoffmann fuhr ich [Karlheinz Springer, *S. W.*] in den Kampfraum unserer letzten Einheit, der Panzer-Aufklärer-Ausbildungs-Ersatz-Abteilung. [...] In Etteln, dem Hauptziel unserer Fahrt, hatte der Junglehrer Beil bereits von sich aus Nachforschungen angestellt. [...] Alle von uns Befragten sagten übereinstimmend aus, daß fast sämtliche Kameraden durch Kopfschüsse gefallen waren. Diese müssen aus nächster Entfernung abgegeben worden sein, denn dafür spricht, daß sie sehr gut gezielt waren. [...] Wir wurden an eine Hecke geführt, hinter der damals achtzehn durch Kopfschüsse getötete Kameraden gefunden wurden.“¹⁴

Dieser Bericht beschreibt zunächst einmal Tatsachen, die auch der Augenzeuge bestätigen kann, jedoch sind die von der HIAG-Kriegsgräberstiftung angedeuteten Hintergründe grundsätzlich andere.

„Ihre Aussage zum vermeintlichen Massaker kann ich aus meiner Erinnerung voll bestätigen. Ich habe alle in Etteln gefallenen ‚Kindersoldaten‘ gesehen, zum Teil an den Stellen, an denen sie gefallen waren, kurz nach Ende der Kämpfe. Sehr viele waren durch einen Kopfschuss getötet worden. Die zerfetzten Stahlhelme habe ich noch vor Augen. Als Junge habe ich immer geglaubt, dass durch einen Stahlhelm kein Schuss gehen kann.“¹⁵

Die deutschen Soldaten wiesen also tatsächlich Schussverletzungen am Kopf auf, jedoch hatten sie ihre Helme auf, als sie getroffen wurden. Dieser Umstand deutet darauf hin, dass ihnen diese Verletzungen während der Kämpfe zugefügt wurden. Im Gespräch konnte der Augenzeuge, Manfred Leniger, auch die achtzehn Leichen hinter der Hecke erklären. Es handelt sich um die Hecke am Friedhof des Ortes. Nach den Kämpfen wurden die toten deutschen Soldaten hier zusammengetragen und dann auf ihren Zeltbahnen aufgereiht. Was im Bericht der HIAG-Kriegsgräberstiftung nach einem Kriegsverbrechen aussieht, wird mit einigen Hinweisen eines Augenzeugen also schnell als Legende entlarvt. In Etteln hat es mit ziemlicher Sicherheit keine Kriegsverbrechen gegeben. Somit sollten von dem Haxtergrund-Gedenkstein auf jeden Fall 18 der 98 Soldaten gestrichen werden. Die verbleibenden 80 Kriegsgefangenen können aber auch nicht stehen bleiben, da es keinen einzigen Beweis für ein solches Verbrechen gibt. Eine exakte Zahl anzugeben, widerspricht dem Stand der Forschung und führt die Betrachter der Gedenksteine in die Irre.

Da es also keine gesicherten Zahlen und Hinweise gibt, muss jeder selbst entscheiden, ob es zu diesem Verbrechen gekommen sein könnte oder nicht. Spannend ist aber auch

Waffen-SS“. Dieser Verein existierte von 1951–1992. Der Verfassungsschutz beobachtete diese Gruppierung bis zu seiner Auflösung. Der letzte Vorsitzende der HIAG, August Hoffmann, wechselte dann in den Vorstand der Kriegsgräberstiftung.

¹⁴ MUES, Kessel, S. 568.

¹⁵ Brief an den Verfasser vom 25.09.2008.

die Frage nach der Entstehung der Legende. Warum wird von einem „Massaker bei Paderborn“ gesprochen, obwohl es dafür überhaupt keine gesicherte Quelle gibt? In seinem Aufsatz aus dem Jahre 1980 schreibt Friedrich Gerhard Hohmann: „80 bis 110 gefangene SS-Männer wurden erschossen.“¹⁶ Hohmann gibt als Quelle einen Jost W. Schneider aus Wuppertal an. Dieser nennt 1983 aber schon eine ganz andere Zahl: „[...] in den nächsten Tagen wurden mehr als 120 Soldaten der Waffen-SS-Einheiten, die sich den Amerikanern ergaben, erbarmungslos niedergemacht.“¹⁷ Innerhalb von drei Jahren ändert Jost W. Schneider seine Zahl der Ermordeten von „80 bis 110“ auf „mehr als 120“. Obwohl der Zweite Weltkrieg damals schon mehr als 35 Jahre zurücklag, stieg die Zahl der angeblichen Opfer eines angeblichen Massakers immer weiter. Auf dem Gedenkstein, den der damalige Landrat Dr. Rudolf Wansleben im Haxtergrund einweihte, stand dann die Zahl 98. Diese Zahl wurde von einem ehemaligen Soldaten der Waffen-SS genannt und wurde dann vom Heimatverein Paderborn übernommen. Sämtliche genannten Zahlen geistern in unzähligen Veröffentlichungen herum und nicht die Ermordung eines einzigen deutschen Kriegsgefangenen konnte bislang nachgewiesen werden. Der Grund für die Veränderung der Zahlen, ohne neue Erkenntnisse gewonnen zu haben, ist völlig unklar. Eventuell sollen deutschen Verbrechen mit einem amerikanischen Kriegsverbrechen relativiert werden. Dafür würde sprechen, dass einige ehemalige Angehörige der Waffen-SS diese Zahlen verbreiten.

Die Suche nach einer realistischen Zahl ist sehr aufwändig und es gibt nur wenige Ansatzpunkte – einer soll an dieser Stelle kurz vorgestellt werden. Fast alle deutschen Soldaten, die im Raum Paderborn gefallen sind und zunächst auf Gemeindefriedhöfen beigesetzt wurden, wurden Anfang der 1950er Jahren auf den Soldatenfriedhof nach Böödeken umgebettet. Bei diesen Exhumierungsaktionen wurde auch versucht, alle Soldaten zu identifizieren. Der Volksbund Deutsche Kriegsgräberfürsorge e. V. hat damals Umbettungsprotokolle für jeden einzelnen Leichnam angelegt. In den Fällen, in denen eine sofortige Identifizierung nicht möglich war, wurden ein Skelettbild, der Zahnbefund und persönliche Gegenstände notiert, um diese nachträglich identifizieren zu können. Für den fraglichen Zeitraum kommen 147 deutsche Soldaten in Frage, die zwischen dem 30. März und dem 1. April 1945 gefallen sind. Von diesen Soldaten konnten 33 nicht identifiziert werden. Somit wurden auch nur von diesen 33 Skelettbilder angefertigt. Bei der Untersuchung dieser Zeichnungen fallen bei 15 Bildern Schädelverletzungen auf, die auf einen Einschuss oder einen Schlag hinweisen. Ob diese Verletzungen während der Kampfhandlungen oder erst danach auftraten, ist nicht sicher zu belegen. Die Umbettungsprotokolle, die eigentlich eine solide Quellengrundlage darstellen könnten, führen in diesem Fall

¹⁶ HOHMANN, Friedrich Gerhard: Das Ende des zweiten Weltkrieges im Raum Paderborn, in: Westfälische Zeitschrift 130 (1980), S. 372.

¹⁷ MUES, Kessel, S. 572.

zu keinem Ergebnis, da die Anzahl an Protokollen zu gering ist, um daraus etwas ableiten zu wollen.¹⁸

In der einschlägigen Literatur findet man – wie beschrieben – statt Beweisen jeweils lediglich Verweise auf eine andere Veröffentlichung. Die Umbettungsprotokolle sind mangels Repräsentativität nicht brauchbar und Augenzeugenberichte sind eher gegen ein mögliches Kriegsverbrechen zu deuten. Somit ist der Wahrheitsgehalt dieser Legende nicht zu bestimmen, jedoch spricht das Ergebnis der Untersuchung für Etteln gegen ein Massaker an deutschen Kriegsgefangenen.

Die „Schlacht um Paderborn“, die drei Tage dauerte, wurde am 1. April 1945 relativ schnell beendet. Die US-Soldaten waren selbst überrascht, wie leicht die Stadt zu erobern war. Am Nachmittag schon war die Stadt in der Hand der Amerikaner. Damit endete für Paderborn der Zweite Weltkrieg.

¹⁸ Die von mir genutzten Umbettungsprotokolle des Volksbundes Deutsche Kriegsgräberfürsorge e.V. liegen in Kopie im Stadtarchiv Paderborn.

„Eine Nacht in der Bibliothek“ – Der VfG zu Besuch in der Universitätsbibliothek:

Rara aus dem 17. bis 19. Jahrhundert

von Jens Schneider, Michael Ströhmer, Guido M. Berndt, Jürgen Strothmann

Ehemals „Gesamthochschulbibliothek“, auf dem Campus gerne „Bibo“ oder „UB“ genannt: Die Bibliothek der Universität Paderborn ist eine wissenschaftliche Einrichtung, die auch externen Nutzern zur Verfügung steht. Sie hat einen Bestand von 1,7 Millionen Büchern und anderen Medien, darunter etwa 2.000 Zeitschriftenabonnements. Ein Schwerpunkt, der zunehmend ausgebaut wird, betrifft die Universitätsbibliothek als virtuellen Dienstleister. Neben der Bereitstellung von Datenbanken, Nachschlagewerken und rund 38.000 Zeitschriften in Form von Campuslizenzen oder ähnlichen Nutzungsmöglichkeiten wird seit kurzem auch die Möglichkeit zur elektronischen Publikation wissenschaftlicher Arbeiten über den DuPS angeboten (<http://ubdok.uni-paderborn.de>).

Was weniger bekannt ist, sind die unter der Signaturengruppe 06 magazinierten seltenen und wertvollen Bände, die auch den regionalhistorischen Auftrag der Hochschule spiegeln. Dieser bescheidene, aber nicht uninteressante Bestand der Rara wurde am 7. Februar 2008 im Rahmen einer gemeinsamen Veranstaltung des VfG mit der Universitätsbibliothek präsentiert. Nach der Begrüßung der rund 40 Vereinsmitglieder durch den zweiten Vorsitzenden Prof. Dr. Frank Göttmann führten Bibliotheksdirektor Dr. Dietmar Haubfleisch und die Fachreferentin für Geschichte, Julia Weidner M. A., durch das Haus. Im Anschluss an eine allgemeine Vorstellung der Bibliothek und ihrer Angebote wurden ausgewählte Titel durch einige Vereinsmitglieder vorgestellt (Dr. Guido M. Berndt, Manuel Koch, Dr. Jens Schneider, Dr. Michael Ströhmer, Dr. Jürgen Strothmann). Die Auswahl richtete sich hierbei nach dem auf Paderborn und das Hochstift gerichtete Forschungsinteresse des VfG, folgte aber auch bibliophilen Gesichtspunkten.



Abb. 1: In den Tiefen des Magazins: Standort der Rara und bibliophilen Schätze der Universitätsbibliothek im Untergeschoss des Hauses (Foto: M. Ströhmer).

Als ältestes Buch aus dem Bestand ist die „**Agenda Ecclesiae Paderbornensis**“ aus dem Jahre 1602 zu nennen, die früher irrtümlich dem Abdinghofer Abt Leonard Ruben zugeschrieben wurde. Dieses Handbuch zur Sakramentenspende mit detaillierten liturgischen Anweisungen ist als Teil des Programms Bischof Dietrichs von Fürstenberg zur Re-katholisierung der Bevölkerung anzusehen, zu dem auch die Gesangbücher von 1609 und 1628 gehörten. Die Agende von 1602, die wohl bis im 19. Jahrhundert in zahlreichen



Abb. 2: Präsenzbestand der Geschichtswissenschaften: Frau Julia Weidner M. A., Fachreferentin und Ansprechpartnerin der UB, stellt den Vereinsmitgliedern die Abteilung auf Ebene 5 vor.

Pfarrhäusern stand, ist auch wegen des Druckers interessant: Sie ist von Matthäus Pontanus gedruckt, den der Paderborner Bischof aus Münster geholt hatte und der seine Werkstatt am Kamp einrichtete.¹

Auf nach wie vor ungebrochenes Interesse stieß die Präsentation der beiden Klassiker der westfälisch-paderbornischen Geschichtsschreibung: zum einen die zwei Bände der „**Annales Paderbornenses**“ (Bd. 1: Erstauflage Neuhaus 1693, Bd. 2: Nachdruck Münster 1775), in denen der Jesuitenpater Nikolaus Schaten (1608–1676), Hof-

historiker des humanistisch gebildeten Fürstbischofs Ferdinand von Fürstenberg, in 18 Büchern erstmals eine quellenkritisch anspruchsvolle Bistumsgeschichte der Jahre 772 bis 1500 vorlegte. Posthum erschienen, gelten die Annalen des in Schloß Neuhaus begrabenen Verfassers bis auf den heutigen Tag als reichhaltiger Fundus für relativ verlässliche Urkundenabschriften, deren Originale bereits den Zeitgenossen nicht immer zugänglich waren und dem Historiker über die Jahrhunderte oft verlorengegangen sind: ein unschätzbares Werk für die moderne Landes- und Regionalgeschichtsforschung. In dieselbe Kategorie gehören zum anderen die ebenso populären „**Monumenta Paderbornensia**“ (Erstauflage 1672), welche von Ferdinand von Fürstenberg weniger als nüchterne Faktengeschichte seines Bistums denn eher als welthistorische Bühne des glorreichen Paderborner Welttheaters konzipiert worden sind. Auch die vorliegende Ausgabe von Christoph Riegel aus dem Jahr 1713 wird durch die bekannten Rudolphi-Stiche mit Ortsansichten zu den legendären Schauplätzen und „Erinnerungsorten“ des Hochstifts illustriert. Mit ihnen

¹ Vgl. www.eab-paderborn.de/aus_agende.htm (Hermann-Josef SCHMALOR) und KOHLE, Maria: Familie Pontanus und ihr Druckwerk. Neuigkeiten zur ersten Paderborner Offizin, in: Westfälische Zeitschrift 156 (2006), S. 368–375.

wollte der ebenso bibliophile wie ambitionierte Landesherr die antiken und mittelalterlichen ‚Highlights‘ seiner westfälischen Heimatregion einer breiteren europäischen Öffentlichkeit ins historische Gedächtnis zurückrufen: Paderborn, der Ort der Varusschlacht und Fluchtburg für asylsuchende Päpste!

Die „**Acta pacis Westphalicae oder Westfälische Friedenshandlungen und Geschichte**“ in sechs Teilen, herausgegeben von Johann Gottfried von Meiern (Hannover 1734–1736), stellen vor der Herausgabe der *Acta Pacis Westphalicae* durch Konrad Repgen und seine Bonner Arbeitsstelle die maßgebliche Quellensammlung zu den Verhandlungen zum Westfälischen Frieden von 1648 dar. „**Carolus M. Romanorum Imperator et Francorum rex Romano-Catholicus**“ von 1679 ist eine umfangreiche Streitschrift Nikolaus Schatens (1608–1676). Er wandte sich mit ihr gegen die Angriffe des lutherischen Predigers Christian Nifanius aus Bielefeld, der 1670 behauptet hatte, dass Karl der Große nicht „päpstlich“, sondern eigentlich eine Art Protestant gewesen sei. Der Jesuit Schaten verteidigt Karl den Großen vor diesem aus seiner Sicht ungeheuerlichen Angriff unter anderem mit dem Hinweis auf seine Verbundenheit mit den Bischöfen des Reiches. Karl der Große steht für ihn in einer Reihe mit dem römischen Kaiser Theodosius, der den Zeitgenossen als besonders fromm galt. Ob wohl die Verbundenheit Paderborns und der Paderborner mit Karl dem Großen auch hier eine besondere Rolle spielte?

Des Weiteren verfügt die Universitätsbibliothek Paderborn über eine zweibändige Ausgabe der „**Historia Augusta**“ aus dem Jahr 1671 (Lugd. Bataworum. Ex Officina Hackiana). Die *Historia Augusta* ist eine der umstrittensten Quellen der Alten Geschichte; die textlich wie inhaltlich sehr heterogene Sammlung enthält – nicht im heutigen Wortsinn zu verstehen – Bio-



Abb. 3: Geschichte zum Anfassen: Einige Vereinsmitglieder stellen im Anschluss an die Hausführung bibliophile Kostbarkeiten aus dem UB-Magazin vor (Foto: F. Göttmann).

graphien der römischen Kaiser von Hadrian (117–138) bis Carinus (283–285), dem Vorgänger Diokletians. Der Herausgeber, Frans Hack, hat darin den vollständigen Text sowie die äußerst umfangreichen Kommentare und gelehrten Noten des Casaubon, Janus Gruter und Claudius Salmasius aufgeführt. Auf insgesamt mehr als 2.000 Seiten wird der vollständige Text geboten. Die Initialen der einzelnen Kapitel sind verziert. Jedem Band ist ein Stich des Künstlers G. Wingendorp vorangestellt.

Weitere Titel sind dem Katalog (OPAC) zu entnehmen, der den Gesamtbestand elektronisch verzeichnet. Die Veranstaltung, die von einer erfreulich hohen Zahl interessierter Mitglieder wahrgenommen wurde und in der „Campus Lounge“ ausklang, darf als voller Erfolg bezeichnet werden. Der Bestand der Universitätsbibliothek und ihre weiteren Angebote zur Recherche und Buchbeschaffung stehen allen Vereinsmitgliedern offen; Ansprechpartnerin ist als Fachreferentin Frau Weidner, deren Büro auf der Eingangsebene der Bibliothek zu finden ist.

Kontakt:

Julia Weidner M. A.,

Fachreferat Geschichte, ev. und kath. Theologie

BI 1. 109

Tel. 05251/ 60 - 2025

E-Mail: j.weidner@ub.uni-paderborn.de

Servicezeit: Di.–Fr. 9.30–13.30 Uhr

**25 Jahre VfG:
„Erinnerungskultur und Geschichtsverein –
Vergangenheit verwerten“**

**Bericht zur 17. Tagung „Fragen der Regionalgeschichte“
des Historischen Instituts der Universität Paderborn**

von Moritz Schäfer

Am Samstag, dem 8. November 2008, fand im Auditorium maximum der Universität Paderborn die 17. Tagung „Fragen der Regionalgeschichte“ zum Thema „Erinnerungskultur und Geschichtsverein“ statt. Anlass die gewählte Thematik aufzugreifen, gab unter anderem das 25-jährige Bestehen des „Vereins für Geschichte an der Universität Paderborn“ im Oktober 2008. An dieses Ereignis anknüpfend, sollten Erscheinungsformen der vergangenen und gegenwärtigen „Jubiläums-Kultur“ grundsätzlich thematisiert werden.

Prof. Dr. Frank GÖTTMANN beschrieb in seiner Eröffnungsrede die „Erinnerungskultur“ als einen zentralen Begriff, wenn es darum ginge, sich der historischen Vergangenheit zu vergewissern, aus dem gebotenen Erfahrungsschatz zu profitieren und die „Vergangenheit zu bewältigen“. Das kollektive Gedächtnis trage zur Identitätsfindung und -bildung des heutigen Menschen und der Gesellschaft bei, deren Fundamente die Erinnerung und die Kulturgeschichte seien. An diesen Selbstvergewisserungsprozessen seien in der einen oder anderen Form alle Kultur- und Bildungseinrichtungen, wie zum Beispiel

Museen, Archive, Hochschulen, Medien und einschlägige Vereinigungen beteiligt. Gerade auch den Geschichtsvereinen komme in diesem Kontext aufgrund ihrer Mittlerfunktion zwischen wissenschaftlicher Forschung und breiter Laienöffentlichkeit eine bedeutende Rolle zu. Dies gelte besonders für die Pflege der „Erinnerungskultur“ durch Jubiläen, Jahrestage, kulturelle Veranstaltungen und allgemein für die Vermittlung historischen Wissens mittels Publikationen, Vorträgen und Exkursionen. Göttmann wies jedoch auch auf Probleme hin, welche diese Form der Erinnerungsarbeit mit sich bringe. So strebe man einerseits in der Öffentlichkeit nach der Erinnerung, kümmere sich andererseits in manchen Bereichen allerdings nicht um die Geschichte. Ferner drohe die Erinnerungs- und Vermittlungsarbeit in den letzten Jahren im Zuge historischer Großereignisse und „Events“ zu einer Art „Jubiläitis“ zu denaturieren, welche dadurch geprägt sei, dass sie mit dem gefeierten historischen Ereignis selbst wenig zu tun habe. Der Gegenstand aus der Geschichte diene nur allzu häufig als eine Art Möglichkeit, sich selbst zu feiern.

Ziel der Tagung sei es daher, so Göttmann, in einem zweiseitigen Zugriff einerseits diese Art von „Verwertung“ von Geschichte einer kritischen Reflexion zu unterziehen, andererseits darauf bezogen die Rolle, die Funktion und das Selbstverständnis von Geschichtsvereinen zu hinterfragen.

Der erste Teil des anschließenden Vortragsreigens wurde daraufhin von Privatdozent Dr. Rainer PÖPPINGHEGE (Paderborn) unter dem Titel „Die Qual der Zahl“ mit einer kritischen Würdigung der hinter Jubiläen jeglicher Art verborgenen Zahlensymbolik eingeleitet. Pöppinghege veranschaulichte zunächst die Genese von Jahrestagen bis in die heutige Zeit und wies unter anderem darauf hin, dass eine Inflationierung der Gedenkfeiern bereits an einem im 19. Jahrhundert einsetzenden „Jubiläumsboom“ zu beobachten sei, der sich laut Pöppinghege aus der massenhaften Verbreitung von Kalendern und Uhren erkläre, die den Menschen den linearen Zeitablauf verdeutlicht hätten. Wesentliches Merkmal von Jubiläen der Neuzeit sei dabei, dass sie nicht mehr länger an Institutionen gebunden, sondern personalisiert werden.

Zudem habe sich die Frequenz im Laufe der Zeit stark verdichtet. Sei früher an ein Ereignis oder eine Person erst nach 100 Jahren mit Hilfe eines Jubiläums erinnert worden, so



Abb. 1: Früchte aus einem Viertel Jahrhundert Vereinsarbeit: Gunnar Grüttner M.A., Redakteur der PHM, am Büchertisch des VfG mit Publikationen aus dessen Schriftenreihen PHF und PHB sowie der Zeitschrift PHM (Foto: M. Schäfer).

könne dies beispielsweise heute bereits schon nach fünf Jahren der Fall sein. Fünf Jahre allerdings, so gab Pöppinghege zu bedenken, könne man im Zeitalter des Internets schon als Rückgriff in die Steinzeit betrachten. Verändert hätten sich auch Sinn und Zweck von Gedenktagen. Wurden sie früher als ein Mittel der Prävention gegen das Vergessen eingesetzt, so stellten sie heute vielmehr eine Art Aufmerksamkeitsfenster dar. Überwiegend würden sie der Selbstdarstellung und der politischen Nutzung dienen und ebenso zunehmend oft für die touristische Vermarktung genutzt. Ein Identitätsstiftender Charakter sei im Bereich der Wirtschaft zu erkennen. Immerhin stünde Alter gleichbedeutend mit Qualität und überzeitlicher Stabilität. Zu beobachten sei, so Pöppinghege, eine Art „Doping der Runden Zahlen“. Immerhin sei die Chance eines Medienbeitrages bei einer runden Zahl am ehesten gegeben. Besonders skurrile Gedenktage seien darüber hinaus ein Mittel dafür, mediale Aufmerksamkeit zu erlangen. Abschließend ging Pöppinghege auf den Umgang des Historikers mit Jubiläen ein. Sie seien insofern wichtig für die historische Analyse, als dass sie Erkenntnisse darüber bieten würden, was heute als würdig erachtet wird.

Im Rahmen des folgenden Vortrags referierte Prof. Dr. Barbara STAMBOLIS über Gedächtnisanlässe und die Geschichtspolitik in Paderborn während der vergangenen 200 Jahre. Die Epoche des Mittelalters erscheine dabei in Paderborn als besonders nachhaltig in ihren Wirkungen, weil sie Teil der symbolischen Ortsbezogenheit sei und ebenso zum Stadtbild wie zum kommunalen Geschichtsverständnis gehöre. Mittelalter und Libori bildeten demnach seit jeher den Mittelpunkt Paderborner Geschichtsbilder. Im Laufe der vergangenen zwei Jahrhunderte habe man sich in Paderborn auf diese Weise an der glanzvollen Geschichte der Stadt im frühen Mittelalter erbaut und dies immer wieder neu und anders. Stets sei es dabei nicht nur um die mittelalterliche Vergangenheit, sondern auch um die aus ihr resultierenden Botschaften für die Gegenwart gegangen. Die Deutungen der Vergangenheit bzw. die jeweiligen Deutungsakzente hätten sich allerdings je nach politischen Verhältnissen, geschichtlich bedeutsamen Zäsuren und nach Selbstversicherungsbedürfnissen verändert.

Im Anschluss referierte Prof. Dr. Uta HALLE (Bremen) unter dem Titel „2000 Jahre Varus und seine Folgen“ über die regionalgeschichtliche Forschung zur Varusschlacht. Seit der Entdeckung der Annalen des Tacitus in der Bibliothek des Klosters Corvey zu Beginn des 16. Jahrhunderts und dem damit einsetzenden Interesse an im Boden verborgenen Spuren aus der Vergangenheit, habe vor allem die Verortung des Schlachtfeldes der Varusschlacht über die Jahre hinweg etliche Forscher beschäftigt. Von den vielen Orten, welche demnach als mögliche Schlachtfelder in Frage kämen, lägen allein 40 in der Region zwischen dem Teutoburger Wald und der Weser. Die Theorien über die Verortung der Schlachtfelder seien dabei zumeist von begeisterten Heimatforschern aufgestellt worden, welche sich in Geschichts- und Heimatvereinen engagierten. Auch im Kontext der Varusforschung spiele der Aspekt der Identitätsstiftung eine zentrale Rolle. Viele sahen bereits im 19. Jahrhundert in der Varusschlacht die „Geburtsstunde“ der Deutschen und die Laienforschung bemühte sich darum, diese nationale Identität zu belegen. So hoffte der

Heimatsforscher Gotthilf August Schierenberg im Verlauf seiner bis 1881 andauernden Ausgrabungen an den Externsteinen auf Relikte zu stoßen, welche die Anwesenheit der Römer belegen würden. Bemerkenswert, so Halle, sei der Mut Schierenbergs gewesen, die negativen Ergebnisse seiner Grabungen zu erläutern. Aufgrund der ausbleibenden Funde gab Schierenberg zu, dass letztendlich nichts für die Anwesenheit der Römer an diesem Ort spräche. Ebenso wie Schierenberg hatte sich daraufhin in den 1920er Jahren Wilhelm Teudt mit einer Deutung der Externsteine beschäftigt. Zentrum seiner Ideen war demnach eine Umwandlung der Externsteine in ein germanisches Heiligtum. Halle beschrieb Teudt als eine Art regionalen „Fundamentalisten“, der dafür kämpfte, dass der Teutoburger Wald mit den Germanen in Verbindung gesetzt werden solle. Seine Ideen fanden später auch Anklang bei den Forschungsstellen des NS-Regimes.

Zu einer verschärften Diskussion im Kontext der Verortung der Varusschlacht sei es seit Mitte der 1980er Jahre gekommen. Diese Diskussion bestünde heute vor allem zwischen Schulwissenschaftlern und regionalen Fundamentalisten, denen seit einiger Zeit verstärkt das Internet als Plattform diene. Hier würde die Anzahl der bislang ca. 700 Theorien, die sich seit den 1970er Jahren etabliert hätten, in regelmäßigen Abständen erweitert. Bedenkenswert, so Halle abschließend, sei hier vor allem die Vermarktung der Varusschlacht unter anderem auch von rechtsextremer Seite aus.

Im zweiten Teil der Veranstaltung kamen am Nachmittag nun die Vorsitzenden einiger Geschichtsvereine zu Wort, um über die Aufgaben, die Funktion und das Selbstverständnis ihrer Vereine zu referieren. Dr. Margit NAARMANN, Erste Vorsitzende des „Vereins für Geschichte an der Universität Paderborn“, ließ rückblickend auf das 25-jährige Bestehen ihres Vereins, dessen Schaffen Revue passieren. Junge Studenten seien es gewesen, die den Verein gegründet hätten und mit Blick auf die Veröffentlichungen und andere Leistungen könne man sagen, dass der Verein erwachsen geworden sei. Hervorzuheben sei jedoch, dass noch immer vor allem junge Historiker neben Arbeit und Studium Zeit für ihr Engagement im Verein finden würden. Ein solches ehrenamtliches Engagement sei als Stärkung der Gesellschaft anzusehen und dies gelte eben nicht nur für Bereiche wie den Sport. Wichtig sei es, auch im Kulturellen die individuelle gesellschaftliche Identitätsbildung zu bestärken. Das Wissen um historische Ereignisse diene hier als wichtige Quelle für das Verständnis der Gegenwart und die Geschichte sei somit die Grundlage für die Zukunft.

Die Geschichte und Kultur Westfalens zu erforschen und zu vermitteln, hat sich der „Verein für Geschichte und Altertumskunde Westfalens, Abteilung Paderborn e.V.“, kurz Altertumsverein, zur Aufgabe gemacht, welcher vom Vereinsdirektor Dr. Hermann-Josef SCHMALOR vorgestellt wurde. Um dieser Aufgabe gerecht zu werden, veranstaltet der Verein in regelmäßigen Abständen Exkursionen, organisiert unter anderem den „Tag der westfälischen Geschichte“ und unterstützt Forschungsprojekte zur Geschichte Westfalens. Darüber hinaus verleiht er seit 1991 den Ignaz-Theodor-Liborius-Meyer-Preis für Arbeiten junger Historiker zur Landesgeschichte Ost- und Südwestfalens. Ebenfalls wird jeweils

im Sommer und im Winter eines jeden Jahres, in Zusammenarbeit mit dem historischen Institut der Universität Paderborn, ein Vortrag zu verschiedenen Themen organisiert.

Weniger im Bereich der Forschung oder der Publikation sieht hingegen der „Paderborner Heimatverein e.V.“ sein Aufgabenfeld. Ursprünglich hatte es sich zur Zeit seiner Gründung im Jahre 1888 vielmehr um eine Art Verschönerungsverein gehandelt, so der Vorsitzende Gerhard SANDER. Da die Stadt damals anscheinend nicht über die Möglichkeiten verfügte, hatten sich kurzerhand einige engagierte Bürgerinnen und Bürger im Verein zusammengeschlossen, um sich um die Verschönerung des Stadtbildes zu bemühen. Der Heimatverein fungiere heute, so Sander weiter, als eine Art „Gewissen der Bürgerschaft“, deren Stimme durch ihn in Angelegenheiten der Stadt vertreten würde.

Auch in Bad Lippspringe fungiert der „Heimatverein Bad Lippspringe e.V.“ als eine Art Sprachrohr der Bürgerschaft. So beschrieb der ehemalige Vorsitzende Wilhelm HAGEMANN die Gründungsumstände des Vereins aus dem Jahr 1983, in dem sich traditionsbewusste Bürger der Stadt erfolgreich für den Erhalt der Kaiser-Karls-Trinkhalle einsetzten, deren Abriss bereits kurz zuvor von Seiten der Stadt beschlossen worden war. Der aus diesen Umständen entstandene Verein setze sich seit dem mit der Heimatgeschichte und der Erhaltung von heimatkundlich wertvollem Kulturgut, der Pflege von Brauchtum und Mundart auseinander. Darüber hinaus befasse er sich mit der Erhaltung, Pflege und Wiederherstellung historischer, wissenschaftlicher und künstlerisch bedeutsamer Natur-, Kultur- und Baudenkmäler. Nicht zuletzt durch das Engagement im Kontext der Errichtung und Förderung eines Heimatmuseums versuche man, das Bewusstsein und die Verantwortung der Bürger für die Erhaltung und Gestaltung der natürlichen und geschichtlichen Eigenart Bad Lippspringes zu fördern.

Im Rahmen des letzten Tagungsbeitrages referierte Prof. Dr. Wilfried REININGHAUS als erster Vorsitzender der „Historischen Kommission für Westfalen“ über deren Tätigkeit seit ihrer Gründung als wissenschaftliches Gremium durch den Verein für Geschichte und Altertumskunde Westfalens im Jahre 1896. Ihre Aufgabe sei es seit dem gewesen, sich der wissenschaftlichen Erforschung der westfälischen Landesgeschichte in all ihren Bereichen anzunehmen und sie insbesondere durch Veröffentlichung von Quellen und Darstellungen, sowie durch die Organisation von Ausstellungen zu fördern. Als eine Art zweites Standbein führe sie zusätzlich seit 1994 öffentliche Vortragsveranstaltungen und wissenschaftliche Tagungen durch, deren Beiträge und Ergebnisse in der Regel publiziert würden. Abschließend ging Reininghaus auf die Geschichtskultur in Westfalen ein. Seit den 1970er Jahren sei die Geschichte demnach zu einem breit diskutierten Bereich der Öffentlichkeit geworden. Akteure seien hier die professionelle Forschung, die Geschichtsvereine und ihre im Ehrenamt engagierten Mitglieder sowie die Geschichtsinteressierten als Publikum. Im Bereich der professionellen Forschung erweise sich die Ausbildung des Nachwuchses allerdings insofern als problematisch, als das Absolventen der Gymnasien immer weniger Grundkenntnisse im Bereich der Geschichte mitbrächten. Ein Defizit, welches an der Universität nur schwer aufzuarbeiten sei. Auch im Bereich der Geschichtsvereine sei es in den letzten Jahren zu einer gewissen Stagnation gekommen, da das ehrenamtliche

Engagement überall abnehme. Die Mitgliederzahlen seien vor allem deshalb rückläufig, weil die Vereine gerade für junge Menschen an Attraktivität eingebüßt hätten. Diese würden Geschichte anscheinend lieber konsumieren, anstatt sie selbst zu erforschen. Ebenfalls sprach Reininghaus die Gefährdung kleinerer lokaler Museen an, welche sich vor allem aus finanziellen Umständen heraus erklären lasse. Von Vorteil für die Geschichtskultur Westfalens sei sicherlich eine regionale Vernetzung jener Institutionen, welche mit historischen Belangen zu tun hätten. Darüber hinaus wäre es notwendig, dass aktiv an der Geschichte Beteiligte mit der Politik ins Gespräch kämen. Sicherlich dürfe man sich keine falschen Vorstellungen hinsichtlich der Finanzlage machen, aber nicht alles dürfe privaten Institutionen überlassen werden. Auch der Dialog mit den Nachbardisziplinen müsse gesucht werden. Die Interdisziplinarität, so Reininghaus abschließend, dürfe nicht nur auf dem Papier existieren.

Die Tagung gab facettenreiche Einblicke in die Entwicklung und den Umgang mit regionaler Erinnerungskultur. Zudem bot sie die Möglichkeit, über die Arbeit und das Selbstverständnis einzelner Geschichtsvereine zu informieren. Dabei wurde insbesondere am Beispiel des Jahrestages der Varusschlacht deutlich, wie sehr im Kontext der Erinnerung an ein historisches Ereignis sowohl die populärwissenschaftliche als auch die touristische Vermarktung eine seriöse Auseinandersetzung, wie sie unter anderem in Geschichtsvereinen stattfindet, in den Hintergrund treten lassen kann.

Corrigenda PHM 20

In Heft 20 (2007) wurde in der Miszelle „Für Königtum und Himmelreich“ (S. 91–102) versäumt, die Ausgabe der *Vita Meinwerci* von Klaus TERSTESSE (Das Leben des Bischofs Meinwerk von Paderborn. Erste deutsche Übersetzung der von Franz Tenckhoff 1921 herausgegebenen *Vita Meinwerci*, Paderborn 2001) als Referenz der deutschen Zitate anzugeben. Dies betrifft die Anm. 1 (S. 32), 8 (S. 154), 12 (S. 145), 16 (S. 120f.), 21 (S. 21) und 45 (S. 186). Die Redaktion bittet dies zu entschuldigen.

BETTINA HEINE-HIPPLER/ MELANIE MERTENS: Paderborn und Höxter um 1900. In Aufnahmen der Königlich Preußischen Messbildanstalt (Studien und Quellen zur westfälischen Geschichte, Bd. 59), Paderborn: Bonifatius-Verlag 2007, 139 S., 27,80 €.

An einem Septemberabend des Jahres 1858 hätte ein soeben zum Regierungsbauführer ausgebildeter junger Mann aus Bequemlichkeit beinahe einen Fehltritt begangen. Als der vierundzwanzigjährige Albrecht Meydenbauer, der den ganzen Tag damit beschäftigt gewesen war, eine Bauaufnahme des Wetzlarer Domes anzufertigen, sein Tagwerk unterhalb des oberen Gesimses des südlichen Querschiffecturmes beendet hatte, kam ihm der Gedanke, für den Weg nach unten statt der langsamen, aufzugähnlichen Konstruktion eine Abkürzung durch die Schallarkaden des Turmes zu nehmen. Dazu stellte er sich auf den oberen Rand des Aufzugkastens und setzte einen Fuß auf die Sohlbank der Schallöffnung. Das hatte zur Folge, dass sich der Aufzug nebst anderem Fuß von der Schallarkade entfernte. Nur durch beherztes Abstoßen gelang es Meydenbauer, sich in den Turm zu retten und den Absturz zu vermeiden.

Diesem, fast böse ausgegangenen Ereignis verdanken wir eine bahnbrechende technische Erfindung: Der geschockte und leicht blessierte Meydenbauer entwickelte das Messbildverfahren, mit dessen Hilfe man das Messen von Hand und die damit verbundene gefährliche Arbeit auf Gerüsten überflüssig machen konnte. Dazu wurden die absoluten Maße eines fotografierten Objektes durch das Umkehren der Perspektive im Bild mathematisch ermittelt. Dies geschah durch die sogenannte „Photogrammetrische Kammer“, einem Kasten, der zugleich Fotoapparat und Winkelmessinstrument war. Er lieferte Bilder, die zusammen mit den bei der Aufnahme erfolgten technischen Notizen in Zeichnungen umgewandelt wurden. Um die Photogrammetrie als Dokumentationsverfahren in der Denkmalpflege zu nutzen, wurde 1885 die „Königlich Preußische Messbildanstalt“ gegründet und Meydenbauer zu ihrem Leiter bestellt. Die Meßbildanstalt ist heute, gemeinsam mit der „Staatlichen Bildstelle Berlin zur Nutzung für Forschung und praktische Denkmalpflege“ sowie weiteren Fotosammlungen der 60er und 70er Jahre, im „Messbildarchiv“ aufgegangen, das eine eigene Abteilung des Brandenburgischen Landesamtes für Denkmalpflege und des Archäologischen Landesmuseums ist. Das Archiv umfasst ca. 100.000 Negative und ist somit ein Bildspeicher längst veränderter oder zerstörter Denkmäler.

Unter den historischen Aufnahmen befinden sich auch die im vorliegenden Band versammelten von Paderborn aus dem Jahre 1899 und Höxter aus dem Jahre 1901. Auch sie sind unschätzbare Zeitdokumente, denn sie halten einen Zustand fest, der heute nicht mehr gegeben ist. So wurden die abgebildeten barocken Zutaten an den mittelalterlichen Kirchen zwischenzeitlich wieder entfernt, so zeigen z. B. die Abdinghofkirche und die Kilianikirche in Höxter noch die Wandmalereien des 19. Jahrhunderts, die Paderborner Bartholomäuskapelle noch ihren Vorbau und die ehemalige Minoritenkirche in Höxter präsentiert sich als Lagerhalle, vollgestellt mit übereinander gestapelten Kisten. Auch die Inneneinrichtung des Paderborner Domes hat sich seither stark verändert: So ist das große

Grabdenkmal Dietrichs von Fürstenberg, das seit 1925 an der Westwand des Westquerhauses aufgestellt ist, im Chor zu sehen. Und natürlich hat sich das äußere Umfeld der Bauten grundlegend gewandelt.

Ein einführender Aufsatz von Bettina Heine-Hipplern gibt Auskunft zu Leben und Werk Albrecht Meydenbauers (30. April 1834-15. November 1921). Daran schließen sich die Aufnahmen von Paderborn und Höxter an, die von ausgezeichneter Qualität sind. Für Paderborn sind der Kettenplatz (Haus Levermann und Heising), Rathaus, Abdinghofkirche, Dom, Bartholomäuskapelle, Gaukirche und Busdorfkirche aufgenommen. Für Höxter sind es die Kilianikirche und das zugehörige Küsterhaus, die ehemalige Minoritenkirche, Haus Hütte, der Stadthof der Familie von Amelunxen und die Corveyer Klosterkirche. Den Abbildungen ist jeweils ein kurzer Text vorangestellt, verfasst von Bettina Heine-Hippler für Paderborn und Melanie Mertens für Höxter. Die Texte stellen knapp die Baugeschichte nebst Restaurierungen bis in die jüngste Zeit vor und skizzieren die Ausgangssituation, die der Fotograf zum Zeitpunkt der Aufnahme vorfand. Zu fast allen Bauwerken bildet der Text einen Grundriss ab, was die Orientierung sehr erleichtert und schnell nachvollziehbar macht, von welcher Seite das Objekt aufgenommen wurde.

Der vorliegende Band ist ein wichtiges Buch für denjenigen, der sich mit der Geschichte und Architektur Paderborns um die vorletzte Jahrhundertwende beschäftigt. Er ist aber auch denjenigen ans Herz zu legen, die Freude an kunstvollen Bildbänden haben, denn die dürften mit Sicherheit auf ihre Kosten kommen.

Ansgar Köb, Paderborn

BARBARA STAMBOLIS/ VOLKER JAKOB (Hg.): Kriegskinder. Zwischen Hitlerjugend und Nachkriegsalltag. Fotografien von Walter Nies (Aus westfälischen Bildsammlungen, Bd. 4), Münster: agenda 2006, Abb., 177 S., 19,95 €.

140 Aufnahmen von Kindern und Jugendlichen, Mädchen und Jungen aus Süd- und Ostwestfalen in den Jahren 1942 bis 1951 repräsentieren eine wertvolle Ergänzung des „europäischen Bildgedächtnisses“ (Aby Warburg). Barbara Stambolis und Volker Jakob haben im Jahr 2006 einen Bildband herausgegeben, der Fotografien der sog. Generation der Kriegskinder beinhaltet, die aus der Sammlung des Lippstädter Fotografen Walter Nies (1918–2005) stammen. Diese Publikation schließt an den Diskurs einer Visual History aus den 1990er Jahren an, der hier mit der visuellen Repräsentation von Kindheit und Jugendalter in der Zeit des Nationalsozialismus fortgesetzt wird. Dem Anspruch nach einer vielschichtigen Wahrnehmung von Kindheitserfahrungen durch eine facettenreiche, kritische Betrachtung von Bildern und Bildklischees (S. 21), kommt der vorliegende Bildband mit seinen qualitativ gut reproduzierten Fotografien jedoch nur teilweise nach. Gründe dafür können grundsätzlich in der mimetischen Abbildfunktion und „Anmutungsqualität“ von Bildern sowie in einer quellen- und verwendungsunkritischen Lesart gesehen werden. „Es ist Absicht und erweist sich nicht nur als sinnvoll, sondern als notwendig, eine möglicherweise idealisierende und durch die Bildästhetik nahe liegende Wahrnehmung gleichsam zu

brechen. [...] Die Bilder, die Nachkriegsdeutschland abbilden, sprechen auf den ersten Blick eine eindeutige Sprache. Auch sie bedürfen indes der Deutung. Dies gilt ebenfalls für all die Fotos, die den Eindruck beginnender Normalität vermitteln oder Hoffnungen auf eine ‚neue Zukunft‘ ausdrücken und sich damit gleichsam in die gängigen Geschichtserzählungen der frühen Bundesrepublik Deutschland einfügen.“ (B. Stambolis/V. Jakob, Einleitung, S. 11).

Dass es nicht nur Gesichter und Haltungen sind, in die sich die nationalsozialistische Erziehung ebenso wie „Belastungen, Leiderfahrungen, Skepsis und anderes mehr“ gleichsam eingeschrieben haben (ebd., S. 11 und S. 15), macht eine vergleichsweise unspektakuläre Darstellung deutlich. Bei dem Bild handelt es sich um eine Fotografie aus der Sammlung Nies, aufgenommen um 1942, die eine „Sportveranstaltung der HJ, Lippstadt“ festhält (Tafel 10, S. 65, 3027 h 31). Den Mittelpunkt des Bildes bildet ein Ball. In seiner leicht verschwommenen Motivik nimmt der Ball die Geste des Werfens auf und bindet sie gleichzeitig zurück an die Person, die diese Geste ausführt. Dadurch wird der Blick auf eine männliche Figur im rechten Bildteil gelenkt, die mit ausgestrecktem Arm und in Sportkleidung gleichsam in das Bild hinein zu springen scheint, wodurch eine ungeheure Dynamik ausgelöst wird. Eine zweite männliche Figur in Uniform scheint dieses Geschehen aus der Distanz zu verfolgen, während eine weitere Personengruppe, bestehend aus drei männlichen Personen, diesem keine weitere Aufmerksamkeit zukommen lässt, da sie dem Betrachter mit dem Rücken zugewandt ist. Im Hintergrund zu erkennen sind ebenfalls verschiedene Personenkonstellationen, die sich unter formalen Gesichtspunkten zu einer weiteren Bildebene formieren und sich so in deutlicher Schiefe, d. h. von links unten in das Bild hinein schieben, wodurch die angesprochene Dynamik des Werfens fortgesetzt, zugleich aber auch konterkariert wird. Die damit angedeuteten Schiefen und Disharmonien können zugleich auch als Übergänge gelesen werden, was formalästhetisch zu einer Spannung zwischen Bildeleere und -fülle, Körper und Raum, zwischen Aktivität und Passivität, Gemeinschaft und Individuum, Fotografie und Erinnerung führt, das Bild auf das ihm eingeschriebene Gestenrepertoire fokussiert und auf diese Weise einer neuen Lesbarkeit unterwirft.

Diese technisch leider auch im Anhang des Bildbandes nicht weiter kommentierte Fotografie (Kamera, Negativmaterial, Blenden- und Zeitangaben etc.) fällt aus dem Kontinuum der übrigen Fotografien aufgrund seiner eigenwilligen bis irritierenden Bildsprache heraus, da sich hier die Praxis eines Schnappschusses oder auch eines „Knipserbildes“ als Stilmittel wiederfindet.¹ Die dafür charakteristischen Kennzeichen wie u. a. schiefe Perspektive, freie Flächen, Unschärfe, Knicke, Überblendung etc. bilden jedoch in ihren defizitären Zuschreibungen zugleich hilfreiche Ansatzpunkte dafür, wie die übrigen Fotografien gelesen bzw. nicht gelesen werden können und was daraus an Charakteristika für

¹ Immer noch aktuell: STARL, Timm: Knipser. Die Bildgeschichte der privaten Fotografie in Deutschland und Österreich von 1880 bis 1980. München/ Berlin 1990.

die vermeintliche Ikonografie der „Generation der Kriegskinder“, also der zwischen 1930 und 1945 Geborenen, im Sinne eines „kollektiven Bildhaushaltes“ (Habbo Knoch) kennzeichnend ist.

Die Generation, um die es hier geht, ist mit einem spezifischen „mentaligen Gepäck“ (Jürgen Reulecke), oder wie Ralf Blank es in seinem Beitrag treffend formuliert, mit einer ungeheuren „historischen Hypothek“ ausgestattet (S. 51). Eine sich geradezu aufdrückende Facette dieser Hypothek kann in einer traumatisch bedingten Sprachlosigkeit als Folge einer biografischen Angstkultur gesehen werden, was die Generation der Flüchtlingskinder noch einmal in ganz besonderer Weise betrifft. Diese Sprachlosigkeit, so der Eindruck, versucht man nun mit Hilfe unterschiedlicher Narrativierungen von Bildern zu kompensieren, die sich aber nicht immer als kompatibel mit der kommemorativen Bildwerdung zeigen. Dass die Arbeit mit Bildquellen eigenen Logiken der Repräsentation unterliegt, haben auch die Herausgeber des Bandes registriert, auch wenn zur Einordnung des Bildstatus der vorliegenden fotografischen Auftragsarbeiten von Walter Nies gemeinhin Gleichnisse bemüht werden.² „Bilder sind immer Gleichnisse. Sie erklären sich nicht selbst, sondern bedürfen nur der Interpretation“ (S. 11). Auf die notwendige Hermeneutik von Bildquellen weist zwar Ralf Blank hin, zugleich wird diese aber aufgrund der eingangs vorgenommenen Typologisierung der Bildsujets relativiert, wenn es heißt: „Bilder des Leidens sind Bilder aus der Zeit nach Kriegsende“ (ebd.). So wird der interessierte Betrachter dieses Bildbandes nicht wirklich zum Leser der Bilder, sondern verharrt in der Rolle als Leser der Texte, die gleichsam als Prolog den Bildtafeln vorgeschaltet sind und somit jene Deutungen vorformulieren, die durch die gewählte Choreografie und Chronologie der Fotografien unterbunden bisweilen auch konterkariert wird.

Dass eine sorgfältig reflektierte Bildanordnung im Sinne einer Bildhermeneutik auch gelingen kann, zeigen zwei Fotografien, die betitelt sind mit „Hitlerjungen bei Veranstaltungen“, um 1943/44 (Tafel 46/47, S. 93). Beide Fotografien sind auf einer Seite abgebildet und unterscheiden sich gravierend im Modus der Darstellung von Masse. Die abgebildete sitzende Haltung der uniformierten Jungen auf der oberen Abbildung (Tafel 46, 3156 f 50), die den Blick vom Betrachter abwenden, wird durch formalästhetische Elemente, wie z. B. die in Augenhöhe mit den Jungen positionierte Kamera unterstützt. Die im linken Bildteil zu erkennende Stuhlreihe und die weiter im Bild angedeutete Körperform deuten darauf hin, dass auch der Fotograf sich in dieser Reihe eingefunden und die „uniformierte Reihe“ gleichsam rückwärtsgewandt abgelichtet hat. Demgegenüber erscheint die untere Abbildung durch die in Größe, Alter und Aussehen differierenden Jungen unorganisiert bis chaotisch (Tafel 47, 3160 c 64). Diese haben zum Teil den Blick in die Kamera gerichtet, blicken dabei singend oder rufend den Betrachter an, wodurch dieser gleichsam in das Bildgeschehen mit hinein gezogen wird. Die Art der Darstellung dieses

² DRUCKEREY, Timothy: Fatale Aussicht, in: AMELUNXEN, Hubertus v./ IGLHAUT, Stefan/ RÖTZER, Florian (Hg.), Fotografie nach der Fotografie, Dresden/ Basel 1995, S. 81–87, bes. S. 83ff.

ungeordneten „Haufens“ aus einer leicht erhöhten Kameraposition macht zugleich auf individuelle Merkmale wie Haarschnitt oder Physiognomie aufmerksam und wirkt darin als strukturierendes und belebendes Element. Dieser Aspekt der Individualisierung wird in der oberen Abbildung durch die Gleichheit der Uniform, d. h. durch die serielle Multiplizität unterlaufen. Die Jungen werden dadurch zum Medium eines Belegstücks von Organisation und Ordnung, ihre Körperlichkeit und Individualität entschwindet und geht auf, wie Ulrich Hägele diese Transformation auch für die volkscundlichen Fotografien einer Erna Lendvai-Dirksen oder eines Hans Retzlaffs konstatiert, in einem abstrakten „Volkskörper“.³ Beide Aufnahmen repräsentieren indes völlig unterschiedliche Seiten der Kollektivierung von Jugend, die durch die kontrastierende Choreografie zugleich über ein immenses identifikationsstiftendes Potenzial verfügt und darüber hinaus auch auf die Mechanismen von Fotograf und Fotografie aufmerksam macht.

Dieses Beispiel verweist außerdem auf den „industrialisierten Blick“ der Kamera als den „segmentarischen Blick der Fotografie, der mit seiner Eigenschaft, Ausschnitte zu präsentieren, Zusammenhänge zwischen diesen eliminiert beziehungsweise neu herstellt.“⁴ Was uns also als Objekt entgegensteht, ist nicht nur ein Ausschnitt, sondern immer auch eine Komposition. Durch den industrialisierten Kamerablick stellt sich die Haltung der abfotografierten Menschen auf eine neue, ganz eigene Weise her. Auf beiden Abbildungen sind sich die Jungen der Besonderheit des Augenblicks und der fotografischen Situation bewusst. Sie verkörpern die Kollektivierung auf recht unterschiedliche Weise, was in beiden Beispielen einem Ritual gleichkommt. Auch der Fotograf gehört zum Ensemble, durch dessen Präsenz die Regeln des Rituals aufrecht erhalten werden. Die Anwesenheit des Fotografen wirkt dabei zugleich wie eine Art sozialer Kontrolle. Walter Nies schreibt sich, ungeachtet seiner physischen Präsenz im Bild (vgl. Abb. 39, S. 37) oder seiner Parteilichkeit, auf diese Weise in die Fotos und damit in die Geschichte, d. h. in die jeweilige Gruppenstruktur ein, was Claudia Becker in ihrem Beitrag des vorliegenden Bildbandes leider nicht aufgreift und den Lebenslauf von Nies geradezu trivialisiert, wenn sie schreibt: „Die Mitgliedschaft in der NSDAP ist sicher vorrangig im Kontext seiner Film- und Fotoleidenschaft zu sehen. Hier gab ihm, der Amateur, eine Parteiorganisation, eben die HJ, die Aufgabe und den Auftrag und damit auch die Möglichkeit, das zu tun, was er immer wollte. Walter Nies sah sich als ‚niemandes Parteigänger‘, er war Filmer und Fotograf, der auch für Parteien tätig war.“ (Becker, S. 38).

Die wissenschaftliche und ästhetische Kommentierung des Dispositivs Fotografie leisten hier Widerstand gegen eine vereinfachende Wahrnehmung, die von der Reduzierung auf bestimmte Fotografien, Sujets und Motive einerseits und Perspektiven und Fragestellungen andererseits gestützt wird. Differenziertere Aussagen über Erfahrungen des

³ HÄGELE, Ulrich: Die Visualisierung des „Volkskörpers“. Fotografie und Volkskunde in der NS-Zeit, in: Fotogeschichte. Beiträge zur Geschichte und Ästhetik der Fotografie 82 (2001), S. 5–20, hier S. 14.

⁴ Vgl. SCHEURER, Hans J.: Die Industrialisierung des Blicks. Zur Kultur- und Mediengeschichte der Fotografie, Köln 1987, bes. S. 87f.

Umbruchs, der Wahrnehmung von 1945 als epochaler Zäsur, das dichte, oftmals paradoxe Nebeneinander von Alltag und Krieg, von „abnormaler Normalität“, wie Hartmut Radebold es in seinem Beitrag formuliert, und daraus resultierenden Auswirkungen auf die generationsspezifische Kartierung von Lebensräumen und Konstruktion von Lebensentwürfen bleiben somit leider aus, auch wenn dieser Bildband endlich die immer noch unterbelichtete Geschichte der Flüchtlingskinder mit ins Bild rückt.

Sabiene Autsch, Siegen/Paderborn

NORBERT WEX (Hg.): Soester Schau-Plätze. Historische Orte neu erinnert. Festschrift zum 125-jährigen Bestehen des Vereins für Geschichte und Heimatpflege Soest (Soester Beiträge, Bd. 59), Soest: Westfälische Verlagsbuchhandlung Mocker & Jahn 2006, 391 S. mit vielen größtenteils farbigen Abb., 34,80 €.

Der Verein für Geschichte und Heimatpflege Soest feierte im Jahr 2006 sein 125-jähriges Bestehen. Zu diesem Anlass wurden 61 Beiträge über lokale Orte und Gegenstände von historischem Interesse gesammelt, die den Verfasserinnen und Verfassern am Herzen liegen. Aus ihrer subjektiven Perspektive sollten diese „Soester Schau-Plätze“ zu neuem Leben erweckt werden. Die persönlichen Darstellungen von mehr oder weniger bekannten Relikten der Soester Vergangenheit, die in ihrer Materialität immer noch – auch im eigentlichen Wortsinn – begreifbar, fassbar sind, sollten darüber hinaus die Wahrnehmung für Überkommenes schärfen. Die Publikation der Aufsätze diente damit auch dem Anliegen des Vereins, neben der Förderung der Geschichtsforschung die lokale und regionale Kultur ins Bewusstsein der Menschen zu bringen.

Mit den persönlichen Rückblicken auf die verschiedensten Soester Sehenswürdigkeiten und Merkwürdigkeiten, Zeugnisse mit historischer Relevanz, griff der Verein das Thema der Erinnerungskultur auf, das in den letzten Jahren eine stärkere Resonanz erfuhr. Die verblassende Erinnerung an das Trauma des Zweiten Weltkrieges, dessen Folgen das Leben bis in die heutige Zeit nachhaltig prägt, riss auch die Stadt Soest aus ihrem Dornröschenschlaf, wie Volker Jacob in seinem Beitrag über das „Ungeheuer am Nötten-Brüder-Wall“ – gemeint ist ein Bunker – bemerkte. Das kulturelle Gedächtnis trat in das Forschungsinteresse, gleichzeitig aber ebenso die sogenannten Erinnerungsorte, also Plätze an denen sich Erinnerungen kristallisieren. Dies können einerseits räumlich erfahrbare Orte sein, die also von jedem aufgesucht werden können, andererseits geistige Orte, die erst durch individuelle Vorstellungen entstehen. Die menschlichen Sinne werden an beiden Orten angesprochen und die mit ihnen verbundenen Emotionen lassen die vergangenen Geschehnisse an ihnen lebendig werden.

Die Autoren des Bandes spürten dieser Lebendigkeit des Soester Stadtlebens eindrucklich nach. Sie widmeten sich den verschiedensten Aspekten von der Vor- und Frühgeschichte bis in die heutige Zeit. Die einzelnen Artikel wurden unter folgenden Themenbereichen zusammengefasst: Recht und Obrigkeit, Wohnen und Leben, Arbeit und Alltag, Räume und Plätze, Wall und Wehr, Kunst und Wissenschaft, Glaube und Glaubenssym-

bole, Glaube und Totengedenken, Geschichte und Erinnerung. Zu den vorgestellten „Schau-Plätzen“ gehören daher nicht nur topographische Orte, sondern ebenso historische Relikte mit Symbolgehalt und Institutionen; selbst die Menschen rückten in den Fokus der Betrachtung, sie prägten und prägen schließlich auch das Stadtbild.

So entstand ein vielschichtiges Bild aus sehr unterschiedlichen Perspektiven, das den Leser auf einen Sparziengang mitnimmt, der ihm Einblicke in die Alltags-, Arbeits- und Lebenswelt der Soester Bevölkerung gewährt. Vorgestellt werden beispielsweise das alte Stadt Krankenhaus innerhalb der Umwallung, das Kreishaus, das Stadtarchiv, die Zuckerrafinerie, die Rittersche Buchhandlung und die Werkstatt Düchting sowie das Geschäft der letzten Bürstenmacherin. Beeindruckende Zeugnisse stammen aber auch aus dem kirchlichen Umfeld: Das Epitaph des ehemaligen Pfarrers Johannes Sprenger der Wiesengemeinde aus dem 16. Jahrhundert wird hinsichtlich des damaligen Gemeindelebens gedeutet und die sich im 19. und 20. Jahrhundert durch die Errichtung der Türme verändernden Ansichten der Wiesenkirche werden als Beispiel für ein sich wandelndes religiöses und nationales Selbstbewusstsein reflektiert. Die Wiedererrichtung eines neuen Dachkreuzes über ihrem Chor dient einem Resümee über das Symbol des Kreuzes. Die Nikolaikapelle mit ihren architektonischen Besonderheiten, das Dominikanerkloster, ein römisches Kapitell in der Paradieshalle von St. Patrokli und die dämonischen Darstellungen an den Wasserspeiern des Querhauses dieser ehemaligen Stiftskirche und einigen Fachwerkhäusern, aber auch die Mauer des Klosters Paradiese bei Soest rückten ferner einige Verfasser in den Mittelpunkt ihres Interesses. Kurios erscheint das überlieferte Haarbüschel einer Soester „Hexe“, das sich in einer Akte des Soester Stadtarchivs erhalten hat. Spuren jüdischen Lebens mussten dagegen gesucht werden (Sammelbaracke am Weslaner Weg).

Das sich in den vergangenen Jahrhunderten stets wandelnde Stadtbild ist nicht nur an der Bebauung zu erkennen. Das Leben der Stadtbevölkerung wurde einst von der sogenannten „Alten Kuhhaut“, dem ältesten Stadtrecht der Stadt, geregelt. Dieses Pergament übermittelt uns nicht nur den niedergeschriebenen Text über die mittelalterlichen Rechtsvorstellungen, sondern lässt auch sinnlich erahnen, welche Mühe sich die damaligen Bürger für die Fixierung und den Erhalt des Rechts machten. Die Gerichtsstätte mit dem Galgen in Ampen vor den Toren der Stadt, deren Lage heute nur mühsam wieder erschlossen werden kann, hielt den Menschen die Folgen bestimmter Verstöße gegen dieses Recht vor Augen. Von den Soester Bürgern und Einwohnern hoben sich im frühneuzeitlichen Soest nicht nur die Angehörigen geistlicher Institutionen wie die Jungfern des Hohen Hospitals ab, das Straßenbild wurde auch entscheidend durch die hier stationierten Soldaten bestimmt: Das preußische Infanterieregiment Nr. 9 lag hier und im benachbarten Hamm in Garnison, von der jüngsten Vergangenheit künden die Rumbecker-Kaserne (das jetzige Hochschulgelände) und die Kaserne am Meininger Weg. Daneben wurde die städtische Kultur nicht außer Acht gelassen: Von den Gräberfeldern der Vorgeschichte im Stadtgebiet über das Grabmal des aus einer Soester Familie stammenden Kardinals Johannes Gropper in Rom und im Kirchspiel Neuengeseke wiederentdeckte Grabsteine sowie über den frühneuzeitlichen Schulunterricht am Archigymnasium reicht das Spektrum

bis zur modernen Kunst von Walter von Ruckteschell (*Pietà in St. Pauli*) und Hans Kaiser und der Himmelstreppe vor dem Patrokli-Münster. Die Umwallung mit ihren Türmen, deren partielle Niederlegung, die verwinkelten Gassen und Plätze der Innenstadt und ihre Pflasterung mit Kopfsteinen bilden den Rahmen und weisen in weiteren Themen über ihn hinaus.

Mit jedem Ort oder Gegenstand ist ein *Genius Loci* verbunden. Diesen bringen die Autorinnen und Autoren aus ihrer Perspektive dem Leser auf ebenso vielfältige Weise wie die beschriebenen Orte und Ereignisse näher. Neben deskriptiven Darstellungen stehen sowohl narrative als auch vom angesprochenen Einzelzeugnis abschweifende sowie historische Reflektionen, die ungewohnte und überraschende Vorstellungswelten über die Stadt eröffnen. Die gewonnenen Eindrücke orientieren sich an den Orten, lokalisieren sich aber auch in den Orten selbst; das kulturelle Gedächtnis der Stadt wird in einer Momentaufnahme durch die Sammlung der Artikel zum Sprechen gebracht.

Die bewusste Aufgabe einer wissenschaftlichen Distanziertheit gegenüber den „Schauplätzen“ als Erinnerungsorten lässt Bekanntes durch die individuellen Erläuterungen in einem neuen Licht erscheinen, lenkt den Blick aber auch auf weniger bekannte Seiten der Stadt. Die Erinnerungen und Vorstellungswelten des Lesers werden bereichert; das kulturelle Gedächtnis wird auf diese Weise aktualisiert und gestaltet sich neu. Daneben berührt diese umfangreiche Aufsatzsammlung gleichzeitig die Frage nach dem Sinn der Geschichte. Orte und Gegenstände beschränken sich nicht nur auf ihre reine Funktionalität und Materialität, sie regen die Menschen an, Kontinuitäten und Wandlungen bewusster wahrzunehmen und Wertvorstellungen zu entwickeln. Nur wer sich mit der eigenen Umwelt auseinandersetzt, sie individuell mit Erzählungen und Geschichten zu assoziieren vermag, erkennt auch den *Genius Loci* als einen besonders zu schützenden Bereich. Es bleibt zu hoffen, dass diese Einsicht bei der konkreten politischen Umsetzung künftiger städtebaulicher Planungen – nicht nur in Soest – Berücksichtigung findet. Gerade die gewachsene Topographie der Soester Altstadt, mit ihren Gassen, Winkeln und großen Gärten, Kirchen und Kapellen, Adelshöfen, Bürgerhäusern und Gademern, eingeschlossen durch die begrünten Wallanlagen, vermitteln den hier vorgestellten Eindruck auf unverwechselbarer Weise. Orte und Plätze bewahren und besitzen einen retrospektiven Charakter, der nur in der Erinnerung an sie fortbestehen kann. Die Verpflichtung gegenüber dem kulturellen Erbe besteht deshalb vor allem auch auf lokaler Ebene.

Joachim Ruffer, Soest

HEIMAT- UND MUSEUMSVEREIN BRAKEL E. V./ VHS-ARBEITSKREIS STADTGESCHICHTE (Hg.): Brakeler Straßennamen – Geschichte und Bedeutungen (Brakeler Schriftenreihe 20), Brakel 2006, 164 S.

Ist man fremd in einer Stadt, orientiert man sich an den Straßennamen. Diese geben Auskunft darüber, wo man sich befindet oder hin will. Selten stellt man sich dabei die Frage, warum eine Straße ihren Namen oder ihre Bezeichnung erhalten hat. Straßennamen erzählen die Geschichte einer Stadt und spiegeln das Selbstbild dieser und ihrer Entwicklung wider.

Die Straßennamen bieten allen Menschen die Möglichkeit, mehr über die eigene Stadt zu erfahren, da die Geschichte hier fest verwurzelt und immer präsent ist. Manche Straßennamen in Brakel sind sehr alt und ihre etymologischen oder historischen Bedeutungen sind nur noch schwer zu ermitteln bzw. durch den Wandel der Zeit nachzuvollziehen.

Das Buch „Straßennamen in Brakel“ zeugt insgesamt von dem großen Interesse und dem Enthusiasmus seiner Autoren. Es stellt alle Straßennamen der Stadt und ihre Bedeutung vor, wobei deren Geschichte lebendig wird. So können Menschen sich vorstellen, wie und wo gelebt wurde. Häufig gibt es Straßennamen, die auf eine spezifische Funktion oder Nutzung hinweisen, z. B. „Spitalgasse“ oder „Brauergasse“. Meist sind es die sehr alten Namen, die Interesse und Neugierde wecken: Was steckt hinter Bezeichnungen wie „Ennebudiek“, „Sapenstein“ oder „Frauenstelle“?

Das Buch gibt hierzu sehr explizite Antworten und reißt kurz die Geschichte des jeweiligen Straßennamens an. Ist eine Bezeichnung unklar, wird ein möglicher Erklärungsansatz gegeben. Im Fokus stehen auch lokale Persönlichkeiten, nach denen eine Straße benannt ist. Rektor Micus, Pastor Pabst, Beda Kleinschmidt, Dechant Grüne oder Pastor Hillebrand sind in Brakel Straßennamen, die an wichtige Bürger der Stadt erinnern. Dies hält die Geschichte einer Stadt lebendig, ebenso wie „Straßennamen in Brakel“ einen Einblick in die jüngere Geschichte gibt, z. B. in die Zeit des Dritten Reiches. Dabei wurden auch Straßennamen umbenannt, z. B. die „Bahnhofstraße“ in „Adolf-Hitler-Straße“.

Alles in allem gibt das Buch einen guten Überblick über die Straßennamen Brakels und die Geschichte der Stadt, die hier über die Entwicklung ihrer Straßenbezeichnungen wiedergegeben wird. Was leider fehlt, sind die Gründe für die Benennung der Straßen. Wer hat die Vorschläge gemacht? Gab es Widerstände oder Einsprüche? Wieso wird in Brakel soviel Wert auf lokale Bezüge gelegt (heimische Dichter und Geistliche)? Wieso gibt es in der Stadt keine „Goethe-“ oder „Schillerstraße“ wie in fast jeder anderen Stadt? All dies sind Fragen, die die bereits umfangreichen Informationen noch vervollständigt hätten, was das Buch aber nicht weniger lesenswert macht.

Nadine Kuprewitz, Brakel

Autorenverzeichnis

PROF. DR. SABIENE AUTSCH, seit 2008 Professorin für Kunst, Kunstgeschichte und ihre Didaktik an der Universität Paderborn. Promotion zum Thema „Erinnerung – Biografie – Fotografie. Formen der Ästhetisierung einer jugendbewegten Generation im 20. Jahrhundert“. Forschungsschwerpunkte u. a.: Kunst-, Kultur und Mediengeschichte, Theorie und Geschichte von Museum und Ausstellung.

BASTIAN DAWITZ, Studium der Fächer Deutsch und Geschichte auf Lehramt an der Universität Paderborn. Mitglied in der AG „Geschichte im Computerspiel“ (Leitung: PD Dr. Rainer Pöppinghege)

DR. GERHARD DÜSTERHAUS, geb. 1939, Studiendirektor im Hochschuldienst a. D. am Englischen Seminar der Universität Bonn, Kustos des Seminars 1994-2004. Promotion im Hauptfach Geschichte in Bonn 1975. Veröffentlichungen zur Literatur Anglo-Kanadas und zur Geschichte des Schulwesens in Preußen.

PROF. DR. UTA HALLE, seit 2008 Professorin für Ur- und Frühgeschichte an der Universität Bremen und zugleich als Landesarchäologin von Bremen Leiterin der Bodendenkmalpflege. Außerdem ist sie Leiterin der Abteilung Ur- und Frühgeschichte des Bremer Focke-Museums. Forschungsschwerpunkte: Keramikproduktion im Mittelalter und der Neuzeit, mittelalterliches Handwerk sowie Fach- und Forschungsgeschichte der Ur- und Frühgeschichte.

CHRISTIAN MICHALKE, Studium der Fächer Mathematik und Geschichte auf Lehramt an der Universität Paderborn. Mitglied in der AG „Geschichte im Computerspiel“.

PD DR. RAINER PÖPPINGHEGE AOR, seit 1998 Lehrender für Neueste Geschichte an der Universität Paderborn. Forschungsschwerpunkte: Regionalgeschichte und Kommunikationsgeschichte, insbes. des Ersten Weltkriegs, Universitätsgeschichte.

PROF. DR. WILFRIED REININGHAUS, Präsident des Landesarchivs Nordrhein-Westfalen, 1. Vorsitzender der Historischen Kommission für Westfalen, Apl. Prof. für westfälische Landesgeschichte an der Westfälischen Wilhelms-Universität Münster.

MORITZ SCHÄFER, seit 2003 Studium der Neueren deutschen Literatur, Medienwissenschaften und Geschichte an der Universität Paderborn. Seit 2007 studentische Hilfskraft am Lehrstuhl für Materielles und Immaterielles Kulturerbe UNESCO.

ALEXANDER SCHMEDING, Studium der Mathematik und Geschichte auf Diplom und Lehramt an der Universität Paderborn. Mitglied der AG „Geschichte im Computerspiel“.

DR. JENS SCHNEIDER, 1998–2000 Wissenschaftlicher Assistent an der Universität Paderborn bei Prof. Dr. Jörg Jarnut (Mittelalterliche Geschichte); 2000–2003 Koordinator des IEMAN, 2004–2005 UNESCO-Projektkoordinator, seit 2008 wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Université de Limoges im ANR/DFG-Projekt „Hludowicus“.

DR. JÜRGEN STROTHMANN, Studium der Geschichte, Alten Geschichte und Philosophie in Bochum 1986–91, Magister Artium 1992, Promotion 1996. Z. Z. Wissenschaftlicher Mitarbeiter am IEMAN Paderborn im von der DFG geförderten Projekt „Merowingische Monetarmünzen“. Arbeitsschwerpunkte in Auswahl: Politische Ordnung im Frühmittelalter, Antikenrezeption, Westfälische Landes- und Unternehmensgeschichte.

STEFAN WESTHOFF, Abitur 2000 am Reismann Gymnasium in Paderborn. Studium der Fächer Englisch und Geschichte (Lehramt Gym/Ges) an der Universität Paderborn, Erstes Staatsexamen 2007. Seit Februar 2008 im Vorbereitungsdienst am Goerdeler Gymnasium, Paderborn.

Alle nicht genannten Rezensenten sind i. d. R. Mitglieder der Redaktion, deren Kontaktadressen Sie im Impressum finden.

Der Verein für Geschichte an der Universität Paderborn e.V.

Der Verein für Geschichte (VfG) ist 1983 gemeinsam von Studierenden und Lehrenden an der Paderborner Hochschule gegründet worden. Ziel war und ist es nach wie vor, Forschungen zur Geschichte – insbesondere des westfälischen Raumes – zu fördern und durch Publikation einer breiteren Öffentlichkeit zugänglich zu machen. Zu diesem Zweck gibt der VfG mehrere Buchreihen heraus: Die *Paderborner Historischen Forschungen* (PHF), die *Paderborner Beiträge zur Geschichte* (PBG) und, in Zusammenarbeit mit dem Stadtarchiv Paderborn, die *Bibliographien zur westfälischen Regionalgeschichte*.

Unsere Mitglieder erhalten von den seitens des Vereins für Geschichte herausgegebenen Büchern je ein kostenloses Exemplar als Arbeitsgrundlage. Ältere Veröffentlichungen können zu einem günstigen Mitgliederpreis erworben werden.

Daneben existiert mit den vorliegenden *Paderborner Historischen Mitteilungen* (PHM) ein weiteres Publikationsorgan, welches im Wesentlichen für kleinere Arbeiten gedacht ist. Neben regionalgeschichtliche Fragen behandelnden Aufsätzen und Miscellen, die den inhaltlichen Schwerpunkt bilden, ist hier Raum für Beiträge aus dem gesamten Spektrum historischer Forschung.

Ein weiteres Anliegen des VfG betrifft den Informations- und Gedankenaustausch zwischen historisch Interessierten. Ein Forum hierzu bietet der *Historische Gesprächskreis*, der etwa dreimal jährlich unter einer bestimmten Themenstellung stattfindet. Die Termine werden jeweils in

den *Mitteilungen* und auf unserer Homepage angekündigt.

Wir arbeiten übrigens ehrenamtlich. Der VfG finanziert sich allein durch die Mitgliedsbeiträge (derzeit 25,00 € pro Jahr/Studierende 15,00 €) und Spenden.

Sie möchten auch Mitglied werden? Kein Problem!

Sie können uns schreiben:
Verein für Geschichte an der Universität Paderborn e.V.
c/o Die Sprachwerkstatt GmbH
Stettiner Straße 40–42
33106 Paderborn

Oder anrufen:
Hubert Tietz M.A. 05251/77999-0

Oder eine E-Mail schicken:
vfg@die-sprachwerkstatt.de

Wir freuen uns! Übrigens – als neues Vereinsmitglied erhalten Sie mit dem „Paderborner Künstlerlexikon“ ein attraktives und hochwertiges Begrüßungsgeschenk.

Ansprechpartner an der Universität:

Dr. Michael Ströhmer
(N2.343; Tel. 60-3167)

Prof. Dr. Frank Göttmann
(N 2.329; Tel. 60-2437)

Sie können uns auch auf unserer Homepage besuchen:
www.vfg-paderborn.de

Vereinsveröffentlichungen

Die vom Verein für Geschichte herausgegebenen Bücher erhalten Sie im Buchhandel. Sie können jedoch auch direkt beim Verlag bestellen:

SH-Verlag GmbH, Auerstraße 17, 50733 Köln
Tel. 0221/956 17 40, Fax 0221/956 17 41, E-Mail: info@sh-verlag.de

Vereinsmitglieder können, sofern sie direkt beim Verlag bestellen, unter Angabe ihrer jeweiligen Mitgliedsnummer unsere Veröffentlichungen zu einem ermäßigten Preis beziehen!

Paderborner Historische Forschungen (PHF)

Bd. 1: MARGIT NAARMANN, Die Paderborner Juden 1802–1945. Emanzipation, Integration und Vernichtung. Ein Beitrag zur Geschichte der Juden in Westfalen im 19. und 20. Jahrhundert, Schernfeld 1988, 504 S., Abb.

Bd. 2: UDO STROOP, Preußische Lehrerinnenbildung im katholischen Westfalen. Das Lehrerinnenseminar in Paderborn (1832–1926), Schernfeld 1992, 262 S., Abb.

Bd. 3: FRIEDHELM GOLÜCKE, Der Zusammenbruch Deutschlands – eine Transportfrage? Der Altenbekener Eisenbahnviadukt im Bombenkrieg 1944/45, Schernfeld 1993, 336 S., Abb. u. Dokumentenanhang.

Bd. 4: LUDGER GREVELHÖRSTER, Münster zu Anfang der Weimarer Republik. Gesellschaft, Wirtschaft und kommunalpolitisches Handeln in der westfälischen Provinzialhauptstadt 1918 bis 1924, Schernfeld 1993, 253 S., Abb.

Bd. 5: THEODOR FOCKELE, Schulreform von oben. Das Paderborner Elementarschulwesen im 19. Jahrhundert zwischen Tradition und Neuordnung. Entwicklung, Lehrer, Schulklokale, Vierow 1995, 400 S., Abb. u. Dokumentenanhang.

Bd. 6: LUDGER GREVELHÖRSTER/ WOLFGANG MARON (Hg.), Region und Gesellschaft im Deutschland des 19. und 20. Jahrhunderts. Studien zur neueren Geschichte und westfälischen Landesgeschichte. Karl Hüser zum 65. Geburtstag, Vierow 1995, 183 S.

Bd. 7: MARGIT NAARMANN, Paderborner jüdische Familien, Vierow 1998, 350 S., Abb.

Bd. 8: KARL HÜSER, Zwischen Kreuz und Hakenkreuz. Das Amt Kirchborchen und seine Gemeinden im „Dritten Reich“ 1933 bis 1945, Vierow 1997, 155 S., Abb.

Bd. 9: DETLEF GROTHMANN, „Verein der Vereine?“ Der Volksverein für das katholische Deutschland im Spektrum des politischen und sozialen Katholizismus der Weimarer Republik, Köln 1997, 618 S., Abb. u. Dokumentenanhang.

Bd. 10: KARL HÜSER, „Unschuldig“ in britischer Lagerhaft? Das Internierungslager No. 5 Staumühle 1945–1948, Köln 1999, 128 S., Abb.

Bd. 11: FRANK GÖTTMANN/ PETER RESPONDEK (Hrsg.), Historisch-demographische Forschungen. Möglichkeiten, Grenzen, Perspektiven. Mit Fallbeispielen zur Sozial- und Alltagsgeschichte Westfalens (14.–20. Jahrhundert), Köln 2001, 198 S., Abb.

Bd. 12: BIRGIT BEDRANOWSKY, Neue Energie und gesellschaftlicher Wandel. Strom und Straßenbahn für das Paderborner Land, Köln 2002, 271 S., Abb.

Bd. 13: BARBARA STAMBOLIS (Hg.), Frauen in Paderborn. Weibliche Handlungsräume und Erinnerungsorte, Köln 2005, 494 S., Abb.

Bd. 14: HERMANN FREIHERR VON WOLFF METTERNICH, Ein unbehagliches Jahrhundert im Rückblick, Köln 2007, 275 S., Abb.

NEU:

Bd. 15: KLAUS HOHMANN (Hg.), Die Paderborner Friedhöfe von 1800 bis zur Gegenwart, Köln 2008, 672 S., 400 Abb.

Bd. 16: SIMONE BUCKREUS, Die Körper einer Regentin – Amelia Elisabeth von Hessen-Kassel (1602-1651), Köln 2008, 196 S., 7 Abb.

Paderborner Beiträge zur Geschichte (PBG)

Bd. 1: DIETER RIESENBERGER, Der Friedensbund deutscher Katholiken. Versuch einer Spurensicherung, Paderborn 1983, 31 S., Abb.

Bd. 2: REINHARD SPRENGER, Landwirtschaft und Bauern im Senneraum des 16. Jahrhunderts, Paderborn 1986, 99 S.

Bd. 3: DIETMAR WÄCHTER, Katholische Arbeiterbewegung und Nationalsozialismus, Paderborn 1989, 148 S., Abb.

Bd. 4: JOSEF KIVELITZ, Zwischen Kaiserreich und Wirtschaftswunder. Mein Leben in Paderborn, bearb. von Friedhelm Golücke, Paderborn 1990, 143 S., Abb.

Bd. 5: DIDIER VERSHELDE/ JOSEF PETERS, Zwischen zwei Magistralen. Zur Geschichte der Eisenbahnstrecke Paderborn–Brackwede(–Bielefeld) 1845–1994, Vierow 1995, 151 S., Abb. u. Dokumentenanhang.

Bd. 6: KIRSTEN HUPPERT, Paderborn in der Inflationszeit. Die soziale und wirtschaftliche Entwicklung zwischen 1919 und 1924, Vierow 1998, 115 S., Abb.

Bd. 7: MARC LOCKER/ REGINA PRILL/ EVA MARIA KÜHNEL/ MELANIE KNAUP/ CARSTEN SCHULTE u. a. (Bearb.), Als die Bomben fielen... Beiträge zum Luftkrieg in Paderborn 1939–1945, Vierow 1998, 175 S., Abb.

Bd. 8: BARBARA STAMBOLIS, Luise Hensel (1798–1876) Frauenleben in historischen Umbruchzeiten, Vierow 1999, 114 S., Abb.

Bd. 9: KLAUS ZACHARIAS, Zur Geschichte des Kapuzinerklosters in Paderborn 1612–1834. Das „Jahrbuch der Kapuziner in Paderborn“ des P. Basilius Krekeler von 1859, Vierow 1999, 109 S., Abb.

Bd. 10: MARGIT NAARMANN, Ein Augen Zion... Das jüdische Umschulungs- und Einsatzlager am Grünen Weg in Paderborn 1939–1943, Köln 2000, 184 S., Abb.

Bd. 11: UDO SCHLICHT, „Holzhauer“ und feine Gefäße. Die Glashütten im Fürstbistum Paderborn zwischen 1680 und 1800, Köln 2000, 149 S., Abb.

Bd. 12: BRITTA KIRCHHÜBEL, Die Paderborner Intelligenzblätter (1772 bis 1849), Köln 2003, 162 S., Abb.

Bd. 13: BETTINA BRAUN/ FRANK GÖTTMANN/ MICHAEL STRÖHMER (Hg.), Geistliche Staaten im Nordwesten des Alten Reiches. Forschungen zum Problem frühmoderner Staatlichkeit, Köln 2003, 304 S., Abb.

Bd. 14: DELPHINE PRADE, Das Reismann-Gymnasium im Dritten Reich. Nationalsozialistische Erziehungspolitik an einer Paderborner Oberschule, Köln 2005, 214 S., Abb.

Bd. 15: ULRICH CHYTREK, Der Telegraph von Prof. Gundolf aus Paderborn von 1850. Eine zeitgeschichtliche Einordnung, Köln 2006, 120 S., Abb.

Bibliographien zur westfälischen Regionalgeschichte

UTE KAMPMANN-MERTIN, Paderborner Bibliographie 1578–1945, Paderborn 1992, 229 S.

ANDREAS GAIDT, Paderborner Bibliographie 1946 bis 1979. Das Schrifttum über Paderborn, Paderborn 2002, 630 S.

ROLF-DIETRICH MÜLLER u. a., Paderborner Bibliographie 1980/81 ff., Paderborn 1988 ff.

ALEXANDRA MEIER/ ROLF-DIETRICH MÜLLER/ HEIKE THEBILLE, Paderborner Bibliographie 1990–1994 (mit Nachträgen aus früheren Jahren), Paderborn 1999, 132 S.

DETLEF GROTHMANN, Die Warte. Heimatzeitschrift für die Kreise Paderborn und Höxter. Gesamtverzeichnis der Jahrgänge 1 (1933) bis 60 (1999), Köln 2000, 402 S.

Weitere Veröffentlichungen/ Mitherausgeberschaften

IRMHILD KATHARINA JAKOBI-REIKE, Die Wewelsburg 1919 bis 1933. Kultureller Mittelpunkt des Kreises Büren und überregionales Zentrum der Jugend- und Heimatpflege (Schriftenreihe des Kreismuseums Wewelsburg 3), Paderborn 1991, 163 S., Abb.

FRIEDERIKE STEINMANN/ KARL-JOSEF SCHWIETERS/ MICHAEL ASSMANN, Paderborner Künstlerlexikon. Lexikon Paderborner Künstlerinnen und Künstler des 19. und 20. Jahrhunderts in der Bildenden Kunst, Schernfeld 1994, 309 S., Abb.

BEATE PFANNSCHMIDT, Die Abdinghofkirche St. Peter und Paul. Wandmalerei 1871 – 1918 – 1945, Köln 2004, 159 S., Abb.

Jg. 22, 2009

Der Paderborner „Hermann“: Ein Nationaldenkmal zwischen Wilhelminischem Nationalkult und nostalgischer Banalisierung in bundesdeutscher Zeit

von Dietmar Klenke

I. Nachruf auf den vergessenen 100. Geburtstag eines Paderborner Nationaldenkmals im Jahre 2009

Seit 1909 bereichert eine fast sechs Meter hohe Miniatur-Nachbildung des Hermannsdenkmals auf dem Dach eines Paderborner Hauses das Stadtbild um ein ostentatives politisches Wahrzeichen.¹ Die von Kirchtürmen beherrschte Silhouette Paderborns erhielt mit dem im Volksmund „Kleiner Hermann“ genannten Standbild einen germanophilen Kontrapunkt gegenüber dem katholisch-konfessionellen Erscheinungsbild der Stadt. Welch hoher Symbolwert Hermann, dem „Römerbefreier“, damals zukam, lässt sich an einer Vielzahl von Straßenbenennungen nach „Hermann“ oder „Arminius“ ablesen, ebenso an der weit verbreiteten Berücksichtigung dieser germanischen Heldengestalt bei der Namensgebung für den männlichen Nachwuchs bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts. Auch Paderborn wurde von diesem Trend erfasst, wovon bis heute das auf die Jahre 1907–1910 zurückgehende Ensemble Hermannstraße/Cheruskerstraße zeugt, zwei aufeinander zulaufende Nebenstraßen der Detmolder Straße, denen sich sehr bald parallel zur Cheruskerstraße noch eine Arminiusstraße hinzugesellte (siehe Abb. 1). Es lohnt, dem Zeitgeist nachzuspüren, der im „Kleinen Hermann“ verkörpert auch Paderborn als Hochburg des politischen Katholizismus den Anschluss an den Wilhelminischen Reichsnationalismus finden ließ. Einen geeigneten Ansatzpunkt liefert, den politischen Diskursen nachzugehen, in die der Hermannskult damals eingebettet war. Diesbezüglich wird man eine systematische Untersuchung für das Jahr 1909 und die späte Wilhelminische Ära vergebens suchen – trotz breiter Literaturlage zur Rezeptionsgeschichte des Hermannskultes insgesamt. In unserem Zusammenhang interessiert das Jahr 1909 in doppelter Hinsicht: zum einen als Jahr der 1000-Jahrfeier der Varusschlacht und zum anderen als Geburtsjahr des Pader-

¹ Die aus Anlass der Restaurierung des „Kleinen Hermann“ in den 1980er Jahren vorgenommene Datierung für die Aufstellung des Standbildes auf das Jahr 1908 ist zweifelhaft, d.h. mit einem deutlichen Fragezeichen zu versehen, weil der gesamte Gebäudekomplex Detmolder Straße/ Hermannstraße in zwei Schüben 1907 bzw. 1908 errichtet wurde und bei einer ungefähr zweijährigen Bauzeit davon auszugehen ist, dass die Aufstellung der Skulptur auf dem Dach des Eckhauses den krönenden Abschluss der Bauarbeiten darstellte, die höchstwahrscheinlich in das Jahr 1909 fielen. Obendrein spricht für das Jahr 1909, dass man sich in dieser jubiläumsfreudigen Epoche vermutlich an die Jahrhundertfeier der Varusschlacht im Jahre 1909 anlehnen wollte. Die Hauptquelle der Presse-Berichterstattung ist eine 1982 vom Westfälischen Volksblatt durchgeführte Kurzbefragung von Theresia Heising, der 1994 verstorbenen, kinderlos gebliebenen Tochter des Bauunternehmers Franz Tölle, der den „Kleinen Hermann“ aufgestellt hatte. Vermutlich bezog sich die Jahresangabe 1908 auf das Jahr, in dem das Hermann-Standbild in der Werkstatt des Paderborner Bildhauers Anton Fecke in Auftrag gegeben und gefertigt wurde.

borner „Hermann“. Dass die 1900-Jahrfeiern der Varusschlacht im historischen Gedächtnis nicht den gleichen Niederschlag gefunden haben wie die 100-Jahrfeiern der Leipziger Völkerschlacht im Jahre 1913, lässt aber nicht auf einen minderen Rang der Hermanns-Symbolik schließen, sondern hatte seine Ursache in extrem misslichen Begleitumständen, die dazu führten, dass die deutschen Fürstenhäuser mit Ausnahme des Lippischen den 1900-Jahrfeiern in Detmold fernblieben und damit den protokollarischen Status der Jubiläumsfeiern im Unterschied zur Leipziger Feier minderten – dazu später in Kap. II. 5. Hinzu kam, dass Leipzig als großer Verkehrsknotenpunkt erheblich leichter erreichbar war als das abgelegene Detmold.

Vom Eichensymbol abgesehen nahm „Hermann“ als deutsches Nationalsymbol im 19.



Abb. 1: Straßenensemble am
„Kleinen Hermann“ in Paderborn

und frühen 20. Jahrhundert einen unübertroffen hohen Rang ein. Im Rahmen eines nationalen Ursprungsmythos wuchs Hermann in die Rolle des Urvaters der Deutschen hinein und die Varusschlacht, damals häufig auch „Hermannsschlacht“ genannt, in die Rolle einer entscheidenden Wendemarke der deutschen Nationalgeschichte, eben als Ursprung eines heilsgeschichtlichen nationalen Selbstfindungsprozesses der Deutschen. Insofern ging es bei der Suche nach dem Ort der Varusschlacht zumeist um weit mehr als nur um akademische Neugier. Vielmehr verband sich damit die Suche nach dem „heiligen Ort“ der nationalen Geburtsstunde, in der wehrhafte Einigkeit und heroischer Selbstbehauptungswille gegenüber fremdländischen Eindringlingen das Deutschtum aus einer Vielzahl germanischer Stämme herauswachsen lassen, so die Essenz des auf „Hermann“ fokussierten Geschichtsmythos, für

den das Jahr 9 nach Christi Geburt eine heilsgeschichtliche Wende der Nationalgeschichte darstellte. Dieser Mythos konstruierte einen gewagten Kontinuitätsbogen, der von den rechtsrheinischen „germanischen“ Völkern der römischen Antike bis ins 20. Jahrhundert reichte.² Die behauptete Kontinuität verankerte die Ursprünge des Deutschtums

² Vgl. zur Historiographie des Hermann-Mythos DÖRNER, Andreas: Politischer Mythos und symbolische Politik. Der Hermannmythos: zur Entstehung des Nationalbewusstseins der Deutschen, Reinbek 1996; KÖSTERS, Klaus: Mythos Arminius. Die Varusschlacht und ihre Folgen, Münster 2009; MÜNKLER, Herfried: Die Deutschen und ihre Mythen, Berlin 2009; LANDESV ERBAND LIPPE (Hg.): Zweitausend Jahre Varusschlacht. Bd. 3: Mythos, Stuttgart 2009; vgl. allgemein zum Zusammenhang von deutschem Nationalismus, Außenpolitik und Bürgertum im 19. und frühen 20. Jahrhundert KLENKE, Dietmar: Deutsche Nationalreligiosität zwischen Vormärz und Reichsgründung. Zur innen- und außenpolitischen Dynamik der deutschen Nationalbewegung, in: Historisches Jahrbuch 123 (2003),

tief im archaischen geschichtlichen Raum und vermittelte damit dieser nationalen Identitätskonstruktion die Aura erhabener nationalreligiöser Traditionalität, die in einen Wettstreit mit der Geburt Christi als heilsgeschichtlichem Wendepunkt des christlichen Glaubens treten konnte.

Insofern lag ganz auf der Linie mythologischer Parallelisierungsbemühungen, die Leipziger Völkerschlacht von 1813 als „zweite Hermannsschlacht“ zu verklären, die als ein weiterer heilsgeschichtlicher Wendepunkt zu gelten hatte und der germanisch-deutschen Selbstbehauptung gegenüber den „Romanen“ dauerhaft zum Durchbruch verholfen zu haben schien. Mit der Verbreitung nationaldeutschen Denkens gaben die Befreiungskriege auch den Anstoß zu einer raschen Popularisierung des Hermann-Mythos, der in der aufstrebenden bürgerlichen Nationalbewegung einen prominenten Platz eroberte. Seither zeigte „Hermann“ als nationaldeutsches Freiheits- und Abgrenzungssymbol eine beachtliche erinnerungspolitische Bedeutungsvielfalt je nach aktueller politischer Großwetterlage und zeitbedingten interessenpolitischen Frontstellungen: Das konnte die Form eines Selbstbehauptungssymbols gegenüber den Franzosen als angeblich modernen römischen Imperatoren annehmen oder den Charakter eines feindseligen Abgrenzungsauffrags gegen das „Rom“ der päpstlichen Weltkirche und schließlich die Gestalt eines nationalpolitischen Einigkeitsauffrags, der sich gegen den mangelnden nationaldeutschen Gemeinsinn des partikularistischen Fürstentums oder gegen die Zerstrittenheit der politischen Parteien in Stellung brachte, um bei den Deutschen wehrhafte Geschlossenheit anzumahnen. Fast immer ging es um nationaldeutsche Selbstbehauptungsdiskurse, die innere und äußere Gefahren für die Freiheit und Integrität der deutschen Nation beschworen und „Hermanns“ Großtaten als Heerführer zum Sinnbild wehrhafter vaterländischer Einigkeit verklärten. Hier schwang stets die Sehnsucht nach einem Führertum von starker Hand mit, was nach 1890 den Hermannskult mit der Bismarckverehrung verband. So wie der „Held“ Armin rastlos ein „bedingungsloses Zusammengehen aller Stämme“ betrieben hätte, so schien Bismarcks „Genius“ das begonnene Werk des Cheruskers vollendet zu haben, so der Duktus einer typisch vaterländischen Rede aus dem Jahre 1909.³

Zumeist war die treibende erinnerungspolitische Kraft des Hermann-Mythos bürgerliches, vorneweg bildungsbürgerliches Profilierungsinteresse gegenüber all jenen, die es in den Rangkämpfen der Eliten herauszufordern galt: Das zielte auf den Adel und dessen standespolitische Interessen, die sich nur bedingt dem Primat des Nationalen fügten, sodann auf wohlhabende Bürgerkreise, bei denen individuelle kommerzielle Perspektiven vor nationalen Gemeinschaftsmaximen zu rangieren schienen, und nicht zuletzt auf konfessionelle Deutungseliten, die sich der weltanschaulichen Vorrangstellung des National-

S. 389–447; BRECHTKEN, Magnus: Das Deutsche Kaiserreich im internationalen Staatensystem 1871–1918. Kommentare zu Ergebnissen und Thesen der jüngeren Literatur, in: ebd., S. 449–510.

³ Vgl. beispielhaft Festrede von Alex OTTO am Hamburger Bismarck-Denkmal aus Anlass des 16. Bundesschießens des Deutschen Schützenbundes in Hamburg, in: Der Fackelzug zum Bismarckdenkmal, in: Festzeitung. 16. Deutsches Bundesschießen, Nr. 12, 23.11.1909, S. 148.

staates verweigerten und vor der Absolutsetzung machstaatlich-imperialer Rivalitäten warnten. Demgegenüber begriff sich eine vaterländische Deutungselite als Gralshüter einer wehrhaft geschlossenen deutschen Reichsnation, die sich eine Aufspaltung in vielerlei Egoismen und Partikularismen allem Anschein nach nicht leisten konnte, so der mahrende nationalmoralische ‚Zeigefinger‘, der das Vorbild „Hermann“ ins Spiel brachte. Damit wurde der „Hermann“-Mythos zum erinnerungspolitischen Konstrukt, der vor allem für außenpolitische Dramatisierungsstrategien taugte, in denen sich ein vaterländisch und liberal gesinnter Gebildetenstand in Kultur und Politik als unverzichtbare Deutungselite in Szene setzen konnte. Im Hintergrund stand dabei die zum Teil hochgespielte Sorge, um der nationalen Selbstbehauptung willen auf dem Parkett der internationalen Mächterivalitäten mithalten zu müssen. Hochkonjunkturen erlebte der Hermannskult als nationalistische Selbstbehauptungssymbolik in der Phase außenpolitischer Verunsicherung vor 1914 und in der Zeit machtpolitischen Niedergangs nach 1918. In der späten Wilhelminischen Ära, in der auch das Paderborner Hermannsdenkmal den ‚erhobenen Zeigefinger‘ der nationalen Wehrmoral in den Himmel zu strecken begann, geriet der Zeitgeist mehr und mehr in den Sog sozialdarwinistisch dramatisierender Selbstbehauptungsdiskurse und begriff die nationale Zukunft teilweise als nackten Kampf ums Überleben. Aus diesem Blickwinkel bot sich als Hoffnungsträger das allbekannte David-Goliath-Sinnbild an, das sich im erfolgreichen Kampf des Arminius gegen die militärisch überlegenen Römer zu spiegeln schien.

Auch in katholisch geprägten Regionen lässt sich im 19. Jahrhundert eine schleichende, durch den Kulturkampf nur vorübergehend verlangsamte Nationalisierung des Bewusstseins gegenüber dem Vorrang konfessioneller Denkweisen beobachten. Noch im Kulturkampf war die Hermanns-Symbolik ein militantes Erkennungszeichen der nationalliberalen Gegner des römischen Katholizismus gewesen. Davon unbeeindruckt vereinnahmten aber auch in katholischen Regionen nationalbewusste Bürgerkreise die Hermann-Symbolik für sich, um nationale Zuverlässigkeit und den Anspruch auf Teilhabe an der nationalen Willensbildung zu demonstrieren. In Paderborn zeugte davon seit den 1880er Jahren parallel zum Abbau des Kulturkampfes der Aufschwung nationalgesinnter vaterländischer Vereinigungen. Auch bei deren überörtlicher und überkonfessioneller Vernetzung stellte der Kult um „Hermann“ als Urvater des Deutschtums einen wichtigen Bezugspunkt dar.⁴ Wer sich in diesem Rahmen als Katholik „Hermann“ zu eigen machte, widersetzte sich damit dem Ansinnen nationalprotestantischer, nationalistischer und völkischer Kreise, die

⁴ Vgl. zum Forschungsstand der Paderborner Lokalverhältnisse KLENKE, Dietmar: Katholisch oder nationalreligiös? Paderborner Männergesangsvereine im Wandel der Zeiten, in: Mitteilungen des Vereins für Geschichte an der Universität Paderborn 15/2 (2002), S. 117–144; KLENKE, Dietmar: Die Paderborner „Harmonie-Gesellschaft“ im 19. und frühen 20. Jahrhundert – Lokale Elitenintegration im Spannungsfeld von liberalkonservativer Konsensbildung und konfessionellen Absonderungstendenzen, in: Mitteilungen des Vereins für Geschichte an der Universität Paderborn 17/1 (2004), S. 5–82; KLENKE, Dietmar: Schwarz – Münster – Paderborn. Ein antikatholisches Klischeebild, Münster u. a. 2008, S. 38ff.

es darauf anlegten, die römische Papstkirche aus der deutschen Reichsnation auszugrenzen. Vorneweg waren es der Nationalliberalismus und der ihm nahestehende Evangelische Bund, die auch im Jahr der 1900-Jahrfeier der Varusschlacht handfeste antikatholische Agitation betrieben. Die Errungenschaften des modernen Deutschlands schien demzufolge allein der Protestantismus für sich reklamieren zu können. Im gleichen Atemzug warnte man vor angeblich rückwärtsgewandten „ultramontanen“⁵, in der katholischen Zentrumsparterie verkörperten Herrschaftsgelüsten. Dem widersetzte sich der politische Katholizismus nicht nur in Paderborn auf das Energischste: Er verwies auf die Verdienste des „katholischen Volksdrittels“ für den Aufstieg der deutschen Reichsnation und beharrte auf entsprechender Anerkennung und Teilhabe am politischen Leben.⁶

Dem „Kleinen Hermann“ von Paderborn nachzugehen, lohnt in zweifacher Hinsicht: Zum ersten handelt es sich dabei in der Geschichte der deutschen Nationaldenkmäler um eine herausragende Denkmalsimitation. Auch an anderen Orten gab es Hermanns-Nachbildungen, von denen aber nur einige wenige ähnlich imposant gewesen sein dürften wie der Paderborner Hermann. Auch dürften nur wenige bis auf den heutigen Tag überlebt haben, so etwa in Wuppertal, wo eine Hermannsfigur in einer Größe von ca. einem Meter – vermutlich aus dem späten 19. Jahrhundert – auf einer verzierten Außenwandkonsole eines Hauses thront.⁷ Nicht überlebt haben die Bielefelder Nachbildungen des Hermannsdenkmals aus den Jahren 1904 und 1909.⁸ Der von der Bielefelder Schützengesellschaft 1909 auf dem Johannisberg aufgestellte „Kleine Hermann“ kam mit einer Höhe von 3,60 m größtmäßig nicht ganz an den Paderborner „Hermann“ heran, der mit erhobenem Schwert mehr als fünf Meter misst.⁹ Vermutlich fiel der Bielefelder Hermann dem Rohstoff-Recycling der NS-Kriegswirtschaft zum Opfer. Die deutlich kleinere Hermannsfigur auf dem Frontgiebel des 1904 eingeweihten Bielefelder Alten Rathauses wich unmittelbar nach dem II. Weltkrieg einem Obelisken. Ungezählte kleinere Hermann-Statuen wie etwa die Miniatur an einem Bad Driburger Gartenteich aus der Zeit vor dem II. Weltkrieg zeugen von der großen Popularität der Hermanns-Symbolik vor 1945.¹⁰ Die Verbreitung begann bereits in den 1870er Jahren, als das Hermannsdenkmal nach seiner Einweihung

⁵ Mit „ultramontan“ ist der auf das Papsttum jenseits der Alpen („ultra montes“) verpflichtete Katholizismus gemeint.

⁶ Vgl. dazu beispielhaft das Dortmunder Organ des politischen Katholizismus, das in einer mehrheitlich evangelischen Region der preußischen Provinz Westfalen bemerkenswert wachsam auf protestantische Arroganz reagierte: *Wie der Evangelische Bund Politik treibt?*, in: *Tremonia* (Dortmund) vom 19.7.1909; *Protestantismus und moderne Welt*, in: *Tremonia* vom 19.8.1909.

⁷ Es handelt sich bei der Nachbildung in Wuppertal um das Haus Marschallstr. 2 in Vohwinkel; vgl. Schreiben des Kulturamtes der Stadt Wuppertal an Heinz Wiemann in Dorsten vom 23.2.1973. (Der Verf. dankt Herrn Wiemann für die freundliche Kenntnissgabe des Schreibens.)

⁸ Für den freundlichen Hinweis von Herrn Hartmut Meichsner (Bielefeld) vom 15.7.2009 dankt der Verf.

⁹ Stiftung des Schützenunteroffizierskorps, in: *Westfälische Zeitung* (Bielefeld) vom 17.8.1909.

¹⁰ Für den freundlichen Hinweis von Herrn Waldemar Becker (Bad Driburg) vom 14.7.2009 dankt der Verf.

1875 auch in die bürgerliche Wohnkultur Einzug erhielt, etwa als Zimmerschmuck (siehe Abb. 2).¹¹

Se. Majestät der Kaiser hat eine Copie des Hermann-Denkmal zu seinem 70jährigen Militair-Jubiläum zum Geschenk erhalten und huldreichst angenommen. 3048

Elegant. Festgeschenk!

Das Hermann-Denkmal

getren nach dem Original, ganz von Metall gefertigt, 41 Ctm. hoch.

In meisterhafter, fein broncirter Ausführung bildet dasselbe die schönste Zimmerzierde und dient in drei verschiedenen Ausstattungen gleichzeitig folgenden praktischen Zwecken:

als		als
Cigarrentempel		Schreibzeug
(Silber antique)		(Silber antique)
Preis 15 Mark,		Preis 15 Mark,

als

Damen-Necessaire
(fein vergoldet)
Preis 20 Mark.

Nur allein zu haben bei

Albert Rosenhain,
BERLIN SW.,
72. Leipziger Strasse 72.

Kiste und Emballage 1 Mk. Gewicht 4½ Kilo.

Wiederverkäufer Rabatt.

Abb. 2: Werbe-Annonce für ein Miniatur-Hermannsdenkmal aus dem Jahre 1877

Noch in einer weiteren Hinsicht ist die Paderborner Nachbildung von Interesse: Denn Fragen wirft die Tatsache auf, dass dieses recht imposante Denkmal ausgerechnet in einer Hochburg des Katholizismus und der katholischen Zentrumsparlei anzutreffen ist. Fakt ist, dass sich der katholische Konfessionalismus trotz aller Identifikation mit der deutschen Reichsnation der nationalreligiösen Unterordnung unter den Wilhelminischen Reichsnationalismus selbstbewusst widersetzte. Insofern kam einer Hermannsfigur, die sich als Blickfang über den Dächern Paderborns einen Wettstreit mit konfessionellen

¹¹ Werbe-Annonce für ein Miniatur-Hermannsdenkmal, in: Berliner Wespen, Nr. 50, 1877.

Wahrzeichen lieferte, demonstrative Bedeutung zu. Sie versinnbildlichte die Nationalisierung des politischen Bewusstseins in Teilen der Paderborner Gesellschaft, die sich mit dem breitgefächerten katholischen Milieugeflecht aus kirchennahen Organisationen und Vereinen nicht voll identifizieren konnten oder diesem deutlich distanziert gegenüberstanden.

Davon hob sich deutlich der lokale Kontext ab, der dem Bielefelder Denkmalsprojekt im Jubiläumsjahr 1909 zugrunde lag. Dort war die Schützengesellschaft als die Denkmalsstifterin fest im Spektrum der vor Ort tonangebenden liberalen und freikonservativen Bürgerkreise verankert, die weit zurückreichend ins 19. Jahrhundert die Hermannsfigur als wichtigen symbolischen Bezugspunkt ihres nationalen Weltbildes betrachteten. Aus dieser Warte gab es eine nationaldeutsche Kontinuität von der Varusschlacht bis in die Gegenwart um 1900: Hermann hatte als „Befreier Deutschlands“ zu gelten, der einstmals die immer wieder gefährdete nationale Einheit im Abwehrkampf nach außen zustande gebracht hatte, wenn auch nur vorübergehend.¹²

Vor allem war es der hohe Bekanntheitsgrad, der der Hermann-Symbolik seit dem frühen 19. Jahrhundert immer wieder neue Aktualisierungen bescherte. Infolgedessen spiegelte sich in ihr in beachtlicher Breite auch das weltanschaulich-politische Spektrum der Wilhelminischen Gesellschaft: Das reichte von gedämpft patriotischen Zuschreibungen bis hin zu extrem völkischer Überhöhung, aber auch von linksliberaler Fürstenkritik bis hin zu monarchischer Gesinnung. Aus völkischen Spielarten des Germanenkultes erwachsen vor wie nach dem I. Weltkrieg radikalnationalistische Abwege, die schließlich auch zur Vereinnahmung „Hermanns“ durch die NS-Diktatur führten. Aber nicht allein die Aura des nationalsozialistischen Missbrauchs erklärt, warum der Hermannskult nach 1945 ausgedient hatte und seine politischen Bedeutungsgehalte allmählich aus dem kollektiven Gedächtnis verschwanden. Den Ausschlag gab, dass sich nach dem II. Weltkrieg eine ausgeprägt nationalistische Abgrenzungssymbolik überlebt hatte. Sie entsprach zu wenig dem Lebensgefühl und Zeitgeist der bundesdeutschen Nachkriegsgesellschaft, die nicht mit nationaler Abschottung, sondern mit der Öffnung gegenüber dem westlichen Ausland Wiederaufstiegs- und Wohlstandsvisionen verband. Nunmehr folgte auf eine lange Epoche der geschichtspolitischen Befrachtung und Überhöhung eine enthistorisierende und entpolitisierte Bedeutungsentleerung des „Hermann“, so dass die politische Instrumentalisierung vergangener Tage weitgehend in Vergessenheit geriet. Dieser Be-

¹² Stiftung des Schützenunteroffizierskorps, in: Westfälische Zeitung (Bielefeld) vom 17.8.1909; Armer Hermann! (Festgedicht), in: SCHÜTZENUNTEROFFIZIERSKORPS DER SCHÜTZENGESELLSCHAFT BIELEFELD (Hg.), Festzeitung Schützenfest 1910, S. 4, in: Stadtarchiv Bielefeld, Westermann-Sammlung, Bd. 26, Tl. 2, Schützengesellschaft und benachbarte Vereine, Bl. 94. Da man sich in Bielefeld für den „Kleinen Hermann“ zunächst noch nicht auf einen endgültigen Standort auf dem Johannisberg einigen konnte, kam es im Herbst 1909 zunächst nur zu einer Probeaufstellung; aus diesem Grunde fand vermutlich im Jahr 1909 auch keine reguläre Einweihungsfeier mehr statt, die genaueren Aufschluss über die Motive hätte geben können. Vgl. Meldung unter der Rubrik Lokale Nachrichten, in: Bielefelder General-Anzeiger vom 27.9.1909.

deutungswandel schuf die Voraussetzungen dafür, dass das Lippische Hermannsdenkmal seit den 1950er Jahren allmählich als politisch harmloses Ausflugsziel angesehen werden konnte. Einen vergleichbaren Wahrnehmungswandel erfuhr auch der „Kleine Hermann“ von Paderborn. Ähnlich wie in der Wirkungsgeschichte des großen Detmolder Vorbildes spiegelte sich in ihm der Wandel des politischen Zeitgeistes, der in der Wilhelminischen Ära auf eine Radikalisierung des Nationalmythos zusteuerte, aber nach dem Zusammenbruch von 1945 zu einer weitgehenden Entwertung überkommener vaterländischer Symbolik führte. So wundert es kaum, dass die Entstehungs- und Wirkungsgeschichte des Paderborner „Hermann“ heutzutage selbst unter geschichtsinteressierten älteren Paderbornern in Vergessenheit geraten ist.

Erst eine nostalgisch politikferne Banalisierung der Hermannsfigur und eine romantisch-folkloristische Entschärfung des kriegerischen Charakters machten es möglich, dass der 2000. Jahrestag der Varusschlacht unter dem Primat des Stadt- und Regionalmarketings vonstattengehen konnte, ohne sich auf nennenswerten politischen Gegenwind einstellen zu müssen. Auch der Umstand, dass der Streit um den wahren Ort der Varusschlacht nur noch als skurriler Streit zwischen Archäologen und sentimentalen Heimatforschern wahrgenommen und ihm jede geschichtspolitische Bedeutsamkeit abgesprochen wird, ist mehr als bezeichnend. Vor allem dieser Umstand bürgte dafür, dass die dreiteilige Jubiläumsausstellung zur Varusschlacht in unaufgeregter Weise auf den Weg gebracht werden konnte, ganz im Zeichen modernen Event-Marketings. Man mag den Bedeutungsschwund des Themas aus Gründen eines historischen Aufklärungsanspruchs durchaus bedauern, aber die erinnerungspolitische Entschärfung und Banalisierung des Hermann-Mythos hatte auch ihr Gutes: Denn Vergessen oder Verdrängen als notwendiger Selektionsfilter jedes Geschichtsbewusstseins machte die Öffentlichkeit für den Protest am rechten Rand des politischen Spektrums unempfindlich. Gleichwohl gab es im Vorfeld der Jubiläumsausstellungen in Detmold, Haltern und Kalkriese kritische Stimmen, die Befürchtungen im Hinblick auf rechtsextremistische ‚Trittbrettfahrer‘ plagten.¹³ Es ging dabei um nationalistischen Protest gegen eine vermeintlich schädliche Überfremdung Deutschlands in einer sich globalisierenden Welt. So brachte man im NPD-Milieu „Hermann“ als Widerstandssymbol gegen die weltweite Dominanz einer US-amerikanischen Coca-Cola- und McDonald’s-Kultur in Stellung.¹⁴

Aus heutiger Sicht kann man der Hermanns-Symbolik nüchtern eine gewisse politische Ambivalenz attestieren, und zwar in zweierlei Hinsicht: zum einen hinsichtlich ihrer Integrationsfunktion und zum anderen hinsichtlich ihrer Autoritätsfunktion. Auf Grund ihres

¹³ NPD plant Varus-Aufmarsch / Landschaftsverband: Nationalistische Töne haben bei uns keinen Platz, in: Westfalen-Blatt (Bielefeld) vom 10.1.2009; Detmold; Rechter Kult am Hermann, in: www.nw-news.de vom 15.4.2009 (Online-Portal der Neuen Westfälischen (Bielefeld)).

¹⁴ Internet-Portal des NPD-Unterbezirks Osnabrück: Die Hermannsschlacht soll „verrömer“ werden, in: www.npd-osnabrueck.de vom 6.2.2009; Internet-Portal: 2000 Jahre germanischer Freiheitskampf; Wir marschieren nicht allein!, in: www.germanischer-freiheitskampf.de vom 4.2.2009.

Einigkeitsappells und ihres den nationalen Gemeinschaftsgedanken verklärenden Ursprungsmythos entfaltete die Symbolik bemerkenswerte integrative Wirkungen im Hinblick auf die Ausprägung eines nationaldeutschen Zusammengehörigkeitsempfindens. Genau dies wurde aber über weite Strecken dadurch konterkariert, dass sich partikulare interessenpolitische Funktionalisierungen in den Vordergrund schoben, die die Erinnerung an „Hermann“ in besonderer Weise interessant machte. So wurde der Hermannskult im deutschsprachigen Raum – liberal konnotiert – sehr bald zum ideologischen Instrument der Emanzipation des Bürgertums gegenüber dem Adel als Herrschaftsstand, vor allem in der Epoche der deutschen Nationalbewegung, als der bürgerliche Aufstiegsdrang die fürstenadlige Weigerung, einen wehrhaft geeinten Nationalstaat zu schaffen, als national- und machtpolitisches Versagen anprangerte und daraus eigene politische Geltungsansprüche ableiten konnte. Später wurde die Einheitsrhetorik des Hermannskults zu guten Teilen zum Instrument bürgerlicher Privilegiensicherung gegenüber einer auf Demokratisierung und Klassenkampf setzenden Arbeiterbewegung. Obendrein diente sie als diskursiver Spielball in den Macht- und Deutungskämpfen der politischen und kulturellen Eliten, die sich gegenseitig mit außenpolitischen Konzepten für eine reichsdeutsche Weltmachtstellung zu übertrumpfen suchten. Nicht mithalten konnte dabei eine klerikal-katholische Deutungselite auf Grund ihrer transnationalen religiösen Bindungen an den römischen Papst. Alles in allem wirkte der Hermannskult streckenweise eher spaltend und konfliktverschärfend als harmonisierend.

Autoritätsfunktional betrachtet bekräftigte der Hermannskult fast durchgängig das Bedürfnis nach überlegener Führungskraft, wie sie nur charismatische Heerführer und machtvoll durchgreifende Staatslenker verkörpern konnten; jedoch konnte dies gegenüber der konkreten staatlichen Autorität sowohl affirmativ als auch oppositionell wirken. Bis zur Reichsgründung sprach aus dem Hermannskult oppositionelle Gesinnung. Erst danach mutierte die Sehnsucht nach der hermannsähnlichen Führergestalt zu affirmativen Haltungen, die im Kaiser der neuen Reichsnation einen wiederauferstandenen „Hermann“ erblickten, solange er machtpolitisch die Aura nationaler Stärke verbreitete. Vor dem I. Weltkrieg nahm der Hermannskult erneut oppositionelle Gehalte gegenüber der monarchischen Ordnung in sich auf, sowohl bei der nationalliberalen und völkischen Rechten als auch im freisinnig-linksliberalen Gesinnungslager, wo man mit Blick auf die Reichsleitung mehr und mehr selbstbewusstes machtpolitisches Auftreten vermisste. In der Weimarer Zeit brachte sich der Hermannskult gegen die demokratische Nachkriegsrepublik als eine vermeintlich von den Siegermächten erzwungene politische Ordnung in Stellung. Was alle Varianten des Kultes bis zum Wendepunkt der bundesdeutschen Sinnentleerung verband, war das Bemühen, Hermann die Rolle eines Zentralsymbols nationaler Selbstbehauptung gegenüber dem Ausland zuzuweisen und die Gegner eines strikt nach außen abgrenzenden nationalen Einheits- und Wehrgedankens in die Schranken zu verweisen: angefangen von partikularistischem Adel über die römisch-katholische Kirche bis hin zu stark ausgeprägtem wirtschaftlichen Egoismus gleich welcher Art. Unverkennbar zeigte sich in der Betonung der nationalen Selbstbehauptung

die Interessenperspektive von bürgerlichen Deutungseliten, die sich über die Abgrenzung gegen supranationale Ideenwelten zu profilieren suchten.



Abb. 3: Schnapszahl-Gruppenhochzeit am Hermannsdenkmal am 9.9.2009

Dieser wissenschaftlich motivierte Blick auf den Hermannskult kontrastierte 2009 mit dem Bemühen, aus Anlass des 2000. Jahrestages der Varusschlacht das Hermannsdenkmal im Teutoburger Wald in ein Symbol der grenzenüberwindenden internationalen Verständigung umzudeuten. So hieß es im Veranstaltungsprogramm des Kreises Lippe für das Varusjahr 2009, dass das Denkmal für „kulturelle Vielfalt“ stehe und als „Zeichen für Völkerverständigung und Frieden“ zu begreifen

sei.¹⁵ Zum Ausdruck kam darin das Bestreben, den historisch-politischen Erinnerungsgehalt des Hermannsdenkmals zu entschärfen und gar zu entwerten. Auf dieser Linie lag auch die Groteske, am 9.9.2009 acht Brautpaare, die sich über die Grenzen ihrer ethnischen Herkunft hinweg transnational gefunden hatten, symbolträchtig im Geiste der europäischen Verbundenheit vor der Kulisse des Hermannsdenkmals heiraten zu lassen, wobei nach der standesamtlichen Trauung in der „Bandelhütte“ (Bauhütte des Erbauers Ernst von Bandel) vor dem Denkmal – begleitet von einer kleinen ‚Prozession‘ – die Zeremonie des Ringtausches stattfand. Ursprünglich hatte man symbolverliebt „neun“ Paare eingeplant, um das nationalgeschichtliche Wendejahr 9 nach Christus sinnfällig zu unterstreichen (siehe Abb. 3).¹⁶ Die Begründung dafür, warum man mit dem „Hermann“ ausgerechnet ein Schlachtendenkmal als ‚folkloristisches‘ Ambiente für eine Gruppenhochzeit nutzte, mutet grotesk an: „2000 Jahre nach der Schlacht im Teutoburger Wald wollen wir nicht rückwärtig an eine blutige Schlacht erinnern, sondern ein Stück Erinnerungsgeschichte für zukünftige Generationen gestalten.“¹⁷ Mit anderen Worten: Der Veranstalter, die „Lippe Tourismus & Marketing AG“, versuchte, den unzeitgemäßen

¹⁵ Das Internationale Kulturprogramm Hermann 2009, Programmheft, hrsg. von der Lippe Tourismus & Marketing AG im Zusammenarbeit mit dem Hermannbüro als Geschäftsstelle des Varusjahr 2009, Detmold 2009, S. 5.

¹⁶ Gruppenfoto der Hochzeitspaare, die am 9.9.2009 am Hermannsdenkmal standesamtlich heiraten; dpa-Dokument, in: Berliner Zeitung (Online-Portal) vom 9.9.2009.

¹⁷ Schnapschüsse vom Hochzeitstag. Acht Paare geben sich am 9.9.2009 am Hermannsdenkmal das Jawort, in: Lippische Landes-Zeitung vom 10.9.2009.

Gehalt, der sich mit der Erinnerungsgeschichte des Hermannsdenkmals verband, an heutige Bedürfnisse anzupassen, damit sich das Monument ohne politische Störmanöver als Kulisse für touristische und zeremonielle Attraktionen vermarkten ließ. Ein Umgang mit dem Monument, der zwischen geschichtsferner Entwertung und geschichtsklitternder Umdeutung schwankte, gestattete den Lippischen Marketing-Experten sogar, die gesamte Region des ehemaligen Fürstentums Lippe „Land des Hermann“ nennen zu können, ohne im Sinne von ‚political correctness‘ anecken zu müssen. Solche Formen von „History Marketing“ sind alles andere als selten; gleichwohl dürfen sie sich nicht auf historiographische Wahrheitsansprüche berufen. Sie sind im Bereich historischer Fiktionalität in Diensten der Unterhaltungs- und Tourismusbranche anzusiedeln, die Versatzstücke historischer Welten in grenzenloser Beliebigkeit als exotische, nostalgische oder folkloristische Kulisse für die verschiedenartigsten Produktformate und Inszenierungen nutzt.

II. Der „Kleine Hermann“ als demonstratives Symbol nationaldeutscher Vaterlandstreue in der späten Wilhelminischen Ära

1. Der „Kleine Hermann“ als vaterländische Geste eines Paderborner Bauunternehmers

In den Jahren 1907 bis 1909 errichtete der Paderborner Bauunternehmer Franz Tölle in einem nordöstlich der Altstadt gelegenen Neubaugebiet einen Gebäudekomplex von sechs mehrstöckigen Häusern an der Einmündung der Hermannstraße in die Detmolder Straße. Das dreigeschossige Gebäude an der Straßenecke, das als Wohn- und Geschäftshaus dienen sollte, ließ er mit einem auf Halbsäulen und Konsolen ruhenden polygonalen Eckturm versehen, den in den zwei Obergeschossen Kolossalsäulen bereicherten. In der Dachzone bekrönten den Eckturm ein mit Rundbogenfenstern versehener Tambour, eine Attika und eine Kuppel.¹⁸ Der fest im Gebäude verankerte Eckturm diente einem überlebensgroßen Hermann-Standbild aus eisenarmiertem Naturstein als Unterbau. Bei diesem Paderborner Nationaldenkmal handelte es sich um eine fast originalgetreue Miniatur-Nachbildung des Lippischen „Hermann“. Ausgerichtet war der „Kleine Hermann“ auf das monumentale Vorbild im Teutoburger Wald (siehe Abb. 4).¹⁹

¹⁸ Vgl. Beschreibung des denkmalschutzwürdigen Hauses des „Kleinen Hermann“ durch die oberste Denkmalbehörde, in: Schreiben des Westfälischen Amtes für Denkmalpflege an die Stadt Paderborn/Untere Denkmalbehörde/Bauverwaltungsamt vom 28.5.1986, in: Stadtverwaltung Paderborn, Untere Denkmalsbehörde, Akte Wohn- und Geschäftshaus „Kleiner Hermann“, Objekt Nr. 312, Detmolder Str. 31.

¹⁹ Postkarte von 1916, in: StA PB (StA PB = Stadtarchiv Paderborn), Bildersammlung.



Abb. 4: In den Jahren 1907-1909 erbauter Gebäudekomplex
Detmolder Straße/Hermannstraße auf einer Postkarte von 1916

Die Entstehungsgeschichte des Gebäudekomplexes annähernd genau zu datieren, ist trotz schwerster Kriegsverluste bei den städtischen Bauakten durchaus möglich, wenn man die Adressbücher, die Magistratsprotokolle der Stadt Paderborn und die Lokalpresse befragt; obendrein liegen Erinnerungsfragmente der letzten, 1994 verstorbenen Tochter des Bauherrn vor.²⁰ 1907 wurde mit dem Bau an der Detmolder Straße begonnen, und 1908 genehmigte der Magistrat der Stadt einen Antrag Franz Tölles, entlang der neu geschaffenen Hermannstraße einen Gebäudestrang hochzuziehen, der an das „Hermann“-Eckhaus anschloss. Die im Rahmen der Neubauplanung bereits 1906/07 aus der Taufe gehobene Hermannstraße wurde gegen Ende der Bauarbeiten im Jahre 1910 zu einer be-

²⁰ Protokoll der Sitzung der Stadtverordnetenversammlung der Stadt Paderborn vom 31.7.1908, in: StA PB, A 5506, Bl. 251; Adreß- und Geschäfts-Handbuch der Stadt Paderborn für 1908 und 1910; Befragung der 1907 geborenen und 1994 verstorbenen Tochter des Bauunternehmers Franz Tölle namens Theresia Heising im Jahre 1982 durch das „Westfälische Volksblatt“ in Paderborn; vgl. die Reportage: Niemand weiß es: Wo blieb das Schwert des „kleinen Hermann“?, in: Westfälisches Volksblatt vom 18.8.1982; vgl. auch: WIEMANN, Heinz: Hermann ist nicht allein, in: GEMEINDEVERWALTUNG SCHLANGEN (Hg.), Der Gemeindebote, Nr. 50, 5.12.1975, S. 3f.; Schreiben des Stadtarchivs Paderborn an Herrn Heinz Wiemann (Dorsten) vom 12.4.1973 (Freundliche Überlassung einer Kopie des Schreibens an den Verf.). Die Angaben von Theresia Heising sind teilweise mit Vorsicht zu genießen, da allein die vage Erinnerung an die Erzählungen des Vaters, aber keine schriftlichen Unterlagen und kein angemessenes Verständnis der Zeitumstände die Grundlage darstellten.

festigten Stadtstraße ausgebaut.²¹ 1910 wies das im zweijährigen Turnus erscheinende Adressbuch der Stadt für das Eckhaus, auf dem der „Kleine Hermann“ thronte, erstmals reguläre Bewohner aus, die angesichts einer damals üblichen zweijährigen Bauzeit 1909 in das frisch bezugsfertige Wohnhaus eingezogen sein dürften. Viel spricht dafür, dass die Anbringung der Hermann-Statue den krönenden Abschluss der Bauarbeiten darstellte und damit eindrucksvoll das 1900jährige Jubiläum der „Hermannsschlacht“ unterstrich. Eine Fotoaufnahme der Hermannsfigur in der Werkstatt des Paderborner Bildhauers Anton Fecke dokumentiert die imposante Größe des metallbestückten steinernen Standbildes (siehe Abb. 5).²²

Kaum dürfte verwundern, dass die Einweihung des ‚Privat‘-Denkmals von Franz Tölle in der Berichterstattung des vor Ort beherrschenden „Westfälischen Volksblatts“ keinen Niederschlag gefunden hat, handelte es sich beim „Volksblatt“ doch um ein ausgesprochen papstfreundliches Sprachrohr des



Abb. 5: Der „Kleine Hermann“ in einer Paderborner Bildhauer-Werkstatt um 1908/09

²¹ Bericht über den Stand und die Verwaltung der Gemeinde-Angelegenheiten der Stadt Paderborn für das Geschäftsjahr 1910, S. 9. Die Angabe in Gerhard Liedtkes Straßennamenbuch, dass die Hermannstraße vermutlich erst ab 1910 bestanden habe, ist nicht zutreffend, da sich der Name bereits 1908 in der Lokalpresse nachweisen lässt; vermutlich wurde die Straße im Zuge der Planung des Neubaugebiets an der Detmolder Straße geschaffen, d.h. 1906 oder 1907; vgl. Westfälisches Volksblatt vom 2.8.1908, Rubrik: Stadtverordnetenversammlung; vgl. auch: LIEDTKE, Gerhard: Abbestraße bis Zwetschenweg. Straßennamen in Paderborn, Paderborn 1994.

²² Undatiertes Foto vom „Kleinen Hermann“ (1908/09) in einer Bildhauer-Werkstatt (ohne Herkunftsbezeichnung), in: StA PB, Bildarchiv; Niemand weiß es: Wo blieb das Schwert des „kleinen Hermann“?, in: Westfälisches Volksblatt vom 18.8.1982. Die auf dem Foto neben dem Standbild abgebildete Person dürfte der beauftragte Bildhauer Anton Fecke gewesen sein. Der auf eine gewisse äußere Ähnlichkeit zurückgehenden Vermutung, es könne sich bei dem Bildhauer um Ferdinand Mündelein handeln, steht entgegen, dass die Abbildung der neben der Hermann-Statue stehenden Person zu unscharf ist, als dass die in zuverlässigen Quellen belegte Urheberschaft Anton Fekkes ernsthaft in Frage gestellt werden könnte. Gegen Mündelein als Urheber spricht weiterhin, dass dieser als Bildhauer und Künstler denkbar eng in das kirchlich-katholische Milieu eingebunden war und sich so stark für die ästhetischen Traditionen katholischer Kirchenkunst engagierte, dass er wohl kaum als Schöpfer einer ambitionierten Statue des „Römerbefreiers“ Hermann in Frage kommt. Vgl. Nachruf auf den Bildhauer Ferdinand Mündelein, in: Lippspringer Anzeiger vom 20.2.1933; Kurzbiographie Ferdinand Mündeleins, in: ALEWALD, Norbert: Franz Mündelein (1857–1926). Ein westfälischer Kirchenbaumeister am Ende des Historismus, Paderborn 2000, S. 30.

politischen Katholizismus. Den traditionsbewussten Konfessionalisten des Schöningh-Verlages, der dieses Blatt herausgab, war auch in der späten Wilhelminischen Ära noch in lebendiger Erinnerung, wie sehr die antirömische Abgrenzungssymbolik der Hermannsfigur in der Kulturkampf-Ära die römische Papstkirche ins Visier genommen hatte. Eher hätte man im kleineren, dem Wilhelminischen Reichsnationalismus gegenüber aufgeschlossenen „Paderborner Anzeiger“ einen Hinweis auf dieses Denkmal erwarten können: Da aber von dieser Lokalzeitung für den uns interessierenden Zeitraum nur noch die Lippspringer Ausgabe überliefert ist, lässt sich das Einweihungszeremoniell auch über diese Lokalzeitung nicht mehr rekonstruieren. Denn dort lag der Schwerpunkt der Lokalberichterstattung naturgemäß auf Lippspringe.

Gleichwohl gestatten biographische Datensplitter vor Ort und eine Analyse der regionalen wie überregionalen politischen Gesinnungsmilieus Rückschlüsse auf die Motive, dem Nationalhelden Hermann auch in Paderborn ein Denkmal zu widmen. Der Initiator des Denkmalprojekts, der Bauunternehmer Franz Tölle, dürfte mit Blick auf den ansehnlichen Baukomplex an der Detmolder Straße und angesichts der Kosten, die dieser vaterländische Denkmalschmuck verursachte, zu den größeren Bauunternehmern Paderborns gehört haben. Verständlicherweise behielt er das Eckhaus mit dem „Kleinen Hermann“ nach der Fertigstellung in seinem Besitz, hatte das Gebäude doch herausragende symbolische Bedeutung für ihn als Stifter des weit sichtbaren vaterländischen Monuments. Im Jahre 1873 geboren, zählte er zu einer Generation gebürtiger katholischer Bürger, die den Kulturkampf zwischen Katholizismus und bedrängendem Nationalstaat selber nicht mehr bewusst miterlebt hatten und die in ihrer Jugendzeit vom imperialen Aufstieg der späten Bismarckzeit und von der außenpolitisch ambitiösen Weltmacht-Rhetorik der Wilhelminischen Ära geprägt waren.²³ Für diese Generation wurde reichsdeutsche Symbolik zu einem wichtigen ideellen Bezugspunkt. Freilich waren damit die überkommenen Kirchenbindungen nicht gekappt, was sich im Falle Franz Tölles darin äußerte, dass die beiden Söhne den Namen „Liborius“ als Drittnamen erhielten, d.h. den Namen des Bistumsopatrons. Andererseits wollten Katholiken wie Tölle ihre nationale Gesinnung zum Ausdruck bringen, ohne Vorbehalten und Verdächtigungen bezüglich ihrer Konfession ausgesetzt zu sein. Ebenso wie die Angehörigen anderer Konfessionen beanspruchten sie, als national zuverlässig anerkannt zu werden. Insofern konnte man nur als lästig bis ärgerlich empfinden, wenn der Katholizismus in der liberalen Öffentlichkeit immer wieder Anfechtungen ausgesetzt war, die Zweifel an seiner nationalen Loyalität laut werden ließen. Vor diesem Hintergrund ist bemerkenswert, dass der Bildhauer Anton Fecke, bei dem Tölle das Standbild zwischen 1907 und 1908 in Auftrag gab, in konfessioneller wie generationeller Hinsicht die gleichen Merkmale aufwies wie sein Auftraggeber: Er war katho-

²³ Karteikarte Franz Tölle, geb. am 4.3.1873, in: StA PB, Einwohnerkarteien der Stadt Paderborn. „Liborius“ hießen mit Drittnamen sowohl der am 31.3.1905 geborene Franz Conrad als auch der am 25.1.1911 geborene Wilhelm Anton.

lich und mit dem Geburtsjahr 1874 fast gleichaltrig.²⁴ Dass Bildhauer und Auftraggeber den gleichen generationellen Erfahrungshintergrund hatten, dürfte die Durchführung des Projekts erleichtert haben. Denn es war der gemeinsame Erfahrungshintergrund von bürgerlich geprägten Katholiken, die den Kulturkampf nicht mehr bewusst miterlebt und mental in den hochdynamischen imperialen Machtstaat der Wilhelminischen Ära hineingewachsen waren. Charakteristisch war für diesen Personenkreis eine Zentralperspektive, die den gesellschaftlichen und national-machtstaatlichen Fortschritt zum obersten politischen Leitbild erhob. In katholisch geprägten Städten übte dies einen fast unwiderstehlichen Sog auf diejenigen aus, die im Kulturkampf erst zur Welt gekommen waren und zwischen 1907 und 1909 noch vergleichsweise jung waren wie die beiden Mitdreißiger Tölle und Fecke. Ein weltanschaulich so aufgeladenes Projekt wie das des „Kleinen Hermann“ versprach nur dann erfolgreich zu werden, wenn auch der ausführende Künstler ein gewisses Maß an Identifikation mit der Hermannsfigur mitbrachte und dafür Verständnis zeigte, dass hier ein katholischer Bauunternehmer nationale Gesinnungsfestigkeit demonstrieren wollte.

Freilich dürften diesem ungewöhnlichen politischen Demonstrationsakt eines einzelnen Unternehmers auch persönliche Motive zugrunde gelegen haben, die unabhängig von politischen und konfessionellen Konnotationen wirkten. Leider kann aber nicht mehr geklärt werden, inwieweit ein stark entwickelter Geltungsdrang mitgespielt hat, u. a. das Bedürfnis, die eigene unternehmerische Leistungsfähigkeit eindrücklich in Szene zu setzen oder als Persönlichkeit des öffentlichen Lebens auf sich aufmerksam zu machen. Ließen sich solcherart Motive nachweisen, dann würde sich der Stifter gleichsam selbst ein Denkmal gesetzt haben, nicht nur dem allseits geachteten Nationalhelden „Hermann“. So plausibel diese Überlegungen erscheinen mögen, verifizieren lassen sich diese mangels Quellen nicht. Hingegen sind die Annahmen über die politischen Motive Franz Tölles weniger spekulativ, weil es sich dabei um Kollektivphänomene handelt, die sich über die einschlägigen Massenmedien der damaligen Zeit und anderes politisches Schrifttum rekonstruieren lassen. In Paderborn geht es dabei vorneweg um zwei ortsansässige Tageszeitungen, in denen sich eine große Vielfalt katholischer Perspektiven spiegelte, die konfessionelle und nationale Identität in Einklang zu bringen suchten, wenn auch in unterschiedlicher Weise. In diesem Spektrum dürfte auch das politische Weltbild Tölles zu verorten sein (siehe zu den Massenmedien in Paderborn Kap. II. 3.).

Am Vorabend des I. Weltkrieges zog Franz Tölle in sein eigenes, von der Hermannsfigur gekröntes Haus, nachdem seine Familie infolge des Todes seiner Ehefrau im Jahre 1911 wenige Monate nach der Geburt des vierten Kindes in eine schwere Krise geraten war, erkennbar daran, dass die Kinder teilweise langjährig zu Verwandten oder Freunden in Obhut gegeben werden mussten.²⁵ Bemerkenswert ist in diesem Zusammenhang, dass

²⁴ Karteikarte Anton Fecke, geb. am 7.9.1874, in: StA PB, Einwohnerkarteien der Stadt Paderborn.

²⁵ Karteikarten Franz Tölle, geb. am 4.3.1873 und Franz [Conrad Liborius] Tölle, geb. am 31.5.1905, in: StA PB, Einwohnerkarteien. Vgl. auch Adreß- und Geschäfts-Handbuch der Stadt Paderborn für das

Tölle nach dem Tod seiner Gattin zweimal den Wohnsitz wechselte und nach dem I. Weltkrieg sein Hermann-Haus verkaufte, um schließlich bis zu seinem Tode im Jahre 1931 auf der gegenüberliegenden Cheruskerstraße mit Blick auf den „Kleinen Hermann“ zu wohnen. Der Neubau, in den er einzog, gehörte nicht ihm, sondern einem Verwandten. Diese tragikomisch anmutende Wohnsituation deutet darauf hin, dass das Bauunternehmen im Zusammenspiel mit der familiär desolaten Situation in den Wirren der Nachkriegszeit in eine schwere Krise geriet und Tölle als Unternehmer scheiterte. Warum sonst hätte er das von ihm mit hohen Kosten ausgeschmückte Hermann-Haus verkaufen sollen, um schließlich bei Verwandten zu wohnen? Infolge tragischer Umstände konnte er als zunächst erfolgreicher und politisch interessierter Unternehmer keine unternehmerische Familientradition begründen. Die Spur von zweien seiner Kinder verlor sich außerhalb Paderborns, sein jüngster Sohn fiel im II. Weltkrieg an der Ostfront und eine seiner Töchter, die in Paderborn verblieben war, verstarb im Jahre 1994 kinderlos. So erklärt sich, dass eine die Paderborner Lokalgeschichte einstmals so stark mitprägende Unternehmerpersönlichkeit ungeachtet aller Kriegsverluste so wenig Spuren in der Quellenüberlieferung und im heutigen Gedächtnis älterer alteingesessener Paderborner hinterlassen hat.

2. Bedeutungsvielfalt der Hermann-Symbolik zwischen gemäßigttem Reichsnationalismus und radikalem Antikatholizismus

Tölle dürfte wie zahllose erfolgreiche katholische Bürger und Unternehmerpersönlichkeiten seiner Generation zu einer verhalten nationalliberalen Weltsicht geneigt haben. Demzufolge sollte die Reichspolitik das wachsende ökonomische und kulturelle Potential des Deutschen Reichs nach außen selbstbewusst in Stellung bringen und offensiv auf einer gleichberechtigten Rolle Deutschlands im System rivalisierender imperialer Großmächte bestehen. Dieser Personenkreis grenzgängerischer Katholiken nahm das spannungsgeladene Zusammenspiel von nationalistischen Leitbildern und konfessionellen Perspektiven besonders sensibel wahr. Die Spannungen lassen sich in der massenmedialen Öffentlichkeit der Jahre um 1909 recht gut ablesen, sowohl regional als auch reichsweit. Typisches Sprachrohr einer gemäßigt nationalliberalen Mentalität war zu dieser Zeit die „Kölnische Zeitung“, die in einem katholisch geprägten Umfeld zwischen Reichsnationalismus und Katholizismus zu vermitteln suchte und sich deshalb hütete, den katholischen Glauben per se für verdächtig zu erklären, wie dies in nationalliberalen Blättern außerhalb katholischer Regionen häufiger anzutreffen war. Der katholischen Kirche wies man aus der

Jahr 1908 u. 1910 sowie Adressbuch der Stadt Paderborn 1920 und Einwohnerbuch der Stadt Paderborn 1924/25 und 1928/29. Der nahe Verwandte, bei dem Franz Tölle nach dem Tod seiner Ehefrau mit seiner Familie unterkam, war der Landwirt Anton Tölle, vermutlich ein Bruder oder Vetter des Bauunternehmers, der in den 1920er Jahren auch als Eigentümer des Neubaus an der Cheruskerstraße 1 gegenüber dem „Kleinen Hermann“ an der Detmolder Straße in Erscheinung trat. Franz Tölle taucht im Branchenverzeichnis der Stadt Paderborn 1920 noch als Bauunternehmer auf, aber nicht mehr 1924/25.

Warte der „Kölnischen Zeitung“ eine nachgeordnete, politikferne Rolle zu, wobei eine enge konfessionelle Bindung an außerdeutsche Kirchenführer nur im Ausnahmefall als Risiko für die Machtentfaltung der deutschen Reichsnation empfunden wurde. Auf einem anderen Blatt stand für diese Zeitung geschrieben, wie man es mit dem *politischen* Katholizismus halten sollte, mit der Verquickung von Konfession und Parteipolitik in der Zentrumspartei.²⁶ Trennscharf unterschied man zwischen religiösem Glauben und parteipolitischen Instrumentalisierung. Infolgedessen glaubte man der Zentrumspartei die Existenzberechtigung absprechen zu müssen. Die konfessionelle Spaltung in die Politik hineinzutragen, hielt auch dieses gemäßigte Organ des Liberalismus für schädlich, weil es hinter konfessionellen Frontstellungen in der Politik etwas Künstliches erblickte, was von den Lebensfragen der Nation zugunsten des „Machthungers“ verselbstständigter Partieliten abzulenken schien. Man befürchtete, dass eine parteipolitische Verfestigung der konfessionellen Spaltung Deutschlands auch zu einer machtpolitischen Schwächung führen könne, wie dies ebenfalls für andere tiefe Spaltungen der Gesellschaft galt. Mit Blick darauf spielte vaterländische Einheits-Rhetorik bei den Nationalliberalen eine tragende Rolle. Genau hier kam die Hermannsfigur ins Spiel: Sie versinnbildlichte das nationale Einheits- und Selbstbehauptungsideal gegenüber inneren Widersachern und gegenüber einer fremdländischen Mächtewelt, die spätestens seit der Marokkokrise von 1905 zunehmend als bedrohlich empfunden wurde und dramatisierende Selbstbehauptungs- und Einkreisungsdiskurse auslöste, für die der Hermannsmythos einen symbolischen Orientierungsanker bereitstellte. All dies fand auch in Provinzblättern seinen Niederschlag.

Nationale Einheitsappelle schienen gerade auch in den Jahren 1907/08 vonnöten zu sein, als der Paderborner Franz Tölle den Entschluss fasste, den Neubaukomplex an der Detmolder Straße mit einer Hermann-Statue zu krönen. Denn 1907 glaubte eine breite bürgerliche Öffentlichkeit beobachten zu müssen, wie sich um Deutschland ein Einkreisungsring schloss. Das war die sog. Triple-Allianz aus Frankreich, England und Rußland, die sich nach der diplomatischen Annäherung der Erzrivalen England und Rußland als antideutsches Dreier-Bündnis etabliert zu haben schien. Ein sozialdarwinistisch dramatisierender Selbstbehauptungsdiskurs überzog seither die massenmediale Öffentlichkeit des liberalen und des nationalkonservativen Lagers. In das Jahr 1907 fiel zudem der sog. „Hottentotten“-Reichstagswahlkampf, in dem sich mit ausgesprochen antikatholischem Akzent der „Bülow-Block“ (benannt nach dem amtierenden Reichskanzler) von den Linksliberalen bis zu den preußischen Hochkonservativen bildete. Dieses Bündnis hielt vor allem nationalistische Polemik gegenüber den sog. „internationalen“ Parteien zusammen.²⁷ Gemeint waren damit die sog. „Ultramontanen“, d.h. die Zentrumspartei als Partei

²⁶ Vgl. beispielhaft: Gedankenspäne über das Zentrum, in: Kölnische Zeitung vom 18.8.1909 (Abend-Ausgabe); Die Konservativen und das Zentrum, in: Kölnische Zeitung vom 24.8.1909 (Erste Morgen-Ausgabe).

²⁷ KLENKE, Dietmar: Bismarck, Canossa und das deutsche Nationalbewusstsein, in: STIEGEMANN, Christoph/ WEMHOFF, Matthias (Hg.), Canossa - Erschütterung der Welt. Geschichte, Kunst und

des römischen Katholizismus, und die Sozialdemokratie als Partei des internationalen Klassenkampfes. Beide Parteien hatten fragwürdige Kolonialpraktiken kritisiert, und die Zentrumspartei hatte den Kolonialkrieg in Südwestafrika nicht uneingeschränkt unterstützen wollen mit der Folge, dass sie ebenso wie die Sozialdemokratie als national gewissenlose Partei diffamiert wurde, die den imperialen Selbstbehauptungswillen und damit die nationale Überlebensfähigkeit der Deutschen zu untergraben schien. Symptomatisch war die wahlkampfbedingte nationalistische Erregung insofern, als dahinter wachsende nationale Selbstbehauptungsängste verborgen lagen, d.h. eine wachsende machtpolitische Besorgnis bezüglich der Überlebensfähigkeit Deutschlands als imperiale und weltmarktorientierte industrielle Großmacht im globalen Maßstab. Wer vor diesem Hintergrund zu sehr konfessionellen oder klassenpolitischen Eigensinn pflegte, wie dies aus vaterländischer Sicht Zentrums Katholiken und Sozialdemokraten taten, der machte sich verdächtig, die nationale Abwehrfront gegenüber dem Ausland zu schwächen. Treibende Kraft dieser nationaldarwinistischen Radikalisierung des außenpolitischen Weltbildes war vor allem die um ihren sozialen Status besorgte Bildungselite in Politik, Medien und Vereinswesen, die im Zuge eines atemberaubenden industriellen Aufstiegs gegenüber den kommerziellen Eliten ins Hintertreffen geriet. Sie verschaffte geschichtspolitischen Strategien eine Hochkonjunktur, die eine heldenhafte deutsche Vergangenheit beschworen, auf außenpolitische Entschlossenheit und Kampfbereitschaft setzten und entsprechende Opfer verlangten. Dabei gab die Erinnerung an Nationalhelden wie Hermann oder Bismarck der außenpolitischen Besorgnis einen vertrauten Rahmen und eine Orientierungsperspektive.

3. Ausprägungen des Reichsnationalismus in der Paderborner Öffentlichkeit

Der Zeitgeist der späten Wilhelminischen Ära zeigt, dass es keineswegs abwegig war, dem Hermannskult auch in Paderborn ein ostentatives Denkmal zu setzen. Immerhin gab es zu dieser Zeit mit dem „Paderborner Anzeiger“ vor Ort einen massenmedialen Bezugspunkt, der sich um einen ideologischen Brückenschlag zwischen politischem Katholizismus und Wilhelminischem Reichsnationalismus bemühte.²⁸ Das heißt: Nationalstaat und Kirche sollten sich als getrennte Sphären nicht ins Gehege kommen. Eine klare Trennung sollte

Kultur am Anfang der Romanik, Bd. 1: Essays, München 2006, S. 613–624; LAUSEN, Sabrina: Die Canossa-Rezeption zur Zeit des „kleinen Kulturkampfes“, in: ebd., Bd. 2: Katalog, S. 515–518; KLENKE, Dietmar: „Canossa“-Polemik des deutschen Bürgertums – Eine Gratwanderung zwischen Liberalismus und Nationalismus, in: Geschichte, Politik und ihre Didaktik 35/1/2 (2007), S. 64–77.

²⁸ Der „Paderborner Anzeiger“ ist für den Untersuchungszeitraum vor dem I. Weltkrieg nur noch als Lippspringer Lokalausgabe überliefert, die – wie allgemein üblich – im Mantelteil mit der Paderborner Ausgabe weitgehend übereingestimmt haben dürfte. Der „Paderborner Anzeiger“ wird daher in den Fußnoten immer als „Lippspringer Anzeiger“ zitiert. Der „Paderborner“ bzw. „Lippspringer Anzeiger“ lässt sich redaktionspolitisch auf einer mittleren, vermittelnden Linie zwischen katholischer Zentrumspartei und Nationalliberalismus verorten im Unterschied zum „Westfälischen Volksblatt“ des Schönigh-Verlages, das klar erkennbar als Sprachrohr des politischen Katholizismus und als inoffizielles Parteiorgan der Zentrumspartei in Erscheinung trat.

die Frage nach dem Vorrang erübrigen, was aber zugleich hieß, dass weder Staat noch Kirche einen Absolutheitsanspruch erheben durften. Das hieß aber auch, dass die Kirchen der imperialen Machtentfaltung keine Steine in den Weg legen sollten. Unterhalb der Ebene politisch fundamentaler Zuspitzungen wollten vor allem jüngere Paderborner, die nicht mehr vom Kulturkampf geprägt waren und bei lockerer Kirchenbindung gewisse nationalliberale Neigungen zeigten, ihr Nationalgefühl relativ ungehemmt ausleben. Genau für diese Haltung bot sich der „Paderborner Anzeiger“ als das geeignete politische Sprachrohr an, – dies im Unterschied zum „Westfälischen Volksblatt“ als informellem Parteiorgan der katholischen Zentrumspartei, die trotz aller nationalen Identifikation immer noch ein leicht gebrochenes Verhältnis zur Wilhelminischen Reichsnation erkennen ließ und die Konfession als erstrangigen politischen Bezugspunkt nicht zurückgestuft wissen wollte.

Symptomatisch für die vorgeschrittene Nationalisierung des örtlichen Klimas war, dass auch das Paderborner Lokalmilieu dem Hermannskult im Jubiläumsjahr 1909 Beachtung schenkte. Dies lässt sich am beachtlichen Interesse für die Detmolder Feierlichkeiten zur Jahrhundertfeier der Varusschlacht ablesen. Im Paderborner Land waren es vorneweg die in der nationalistischen Tradition Friedrich Ludwig Jahns stehenden Turnvereine „Germania“ und „Jahn“ und die ebenfalls vaterländisch gestimmten Wandervereine, der Eggegebirgsverein und der Sauerländische Gebirgsverein, die für die Jubiläumsfeiern in Detmold warben.²⁹ Vermutlich war auf die Initiative dieser Vereine zurückzuführen, dass in Paderborn am 22. August 1909 ein Sonderzug eingesetzt wurde, der diejenigen Paderborner, die von „Vaterlandsliebe“ beseelt waren, zum Schlachtenjubiläum nach Detmold brachte.³⁰ Das Engagement der Wandervereine war der engen Verbundenheit mit dem Teutoburgerwaldverein zu verdanken, der an den Detmolder Feierlichkeiten maßgebend mitwirkte.³¹ In der Paderborner Region dürfte mitgespielt haben, dass man sich als Katholik durch die aktive Teilnahme an den Jubiläumsfeiern als national zuverlässig präsentieren wollte. Dieses Motiv lässt sich vor allem der kleineren Paderborner Zeitung, dem „Paderborner Anzeiger“, entnehmen.³² Indem man zentrale nationale Bezugspunkte

²⁹ Paderstädtische Plauderei, in: Unterhaltungsblatt des Lippspringer Anzeigers vom 14.8.1909; Aus der Geschichte der Paderborner Turnbewegung, in: Festschrift 75 Jahre Turnverein 1875 Paderborn e. V., Paderborn 1950.

³⁰ Rubrik: Westfalen und Nachbarländer, in: Lippspringer Anzeiger vom 21.8.1909; Eine Jubelfahrt zur Grotenburg, in: Unterhaltungsblatt zum Lippspringer Anzeiger vom 21.8.1909.

³¹ Rubrik: Westfalen und Nachbarländer, in: Lippspringer Anzeiger vom 13.1.1909.

³² Vgl. zum allgemeinen politikgeschichtlichen Hintergrund FÖRSTER, Stig: Der doppelte Militarismus. Die deutsche Heeresrüstungspolitik zwischen Status-quo-Sicherung und Aggression 1890–1913, Düsseldorf 1982; KLENKE, Dietmar: Der singende „deutsche Mann“. Gesangvereine und deutsches Nationalbewusstsein von Napoleon bis Hitler, Münster u.a. 1998; LOTH, Wilfried: Katholiken im Kaiserreich: der politische Katholizismus in der Krise des Wilhelminischen Deutschlands, Düsseldorf 1984; NETZEL, Sönke: Weltmacht oder Untergang. Die Weltreichslehre im Zeitalter des Imperialismus, Paderborn 2000; ROHE, Karl: Wahlen und Wählertraditionen in Deutschland, Frankfurt

wie den Kaiser oder den mythischen Hermann nicht den „patentierten Nationalen“ überließ, wie es im „Anzeiger“ abfällig über die Nationalliberalen hieß, demonstrierte man auch als katholische Region nationale Zuverlässigkeit gegenüber denjenigen, die die Anhänger der katholischen Zentrumspartei gern als „Vaterlandsverräter“ diffamierten, wie dies vor allem zwei Jahre zuvor im berühmt-berüchtigten „Hottentotten“-Wahlkampf von 1907 geschehen war.³³

Das Begleitecho der Paderborner Presse zu den Detmolder Feiern war durchweg wohlwollend, zeigte aber bei genauem Hinsehen durchaus Unterschiede. Das „Westfälische Volksblatt“ beschränkte sich auf das Nötigste, um den Detmolder Jubiläumsakt positiv zu würdigen.³⁴ Ein patriotisches Festgedicht, das Hermann als Vorbild für vaterländischen „Opfermut“ zur Verteidigung der nationalen „Freiheit“ beschwor, begrüßte die Jubiläumsfeierlichkeiten und hielt sich damit im Rahmen einer partei- und konfessionsübergreifenden patriotischen Rhetorik. Das galt auch für die Festreportage, die auf der Linie eines gedämpften Patriotismus lag, der für den politischen Katholizismus dieser Jahre typisch war. Setzt man aber den Platzbedarf und die Layout-Gestaltung für die Berichterstattung über die Jubiläumsfeierlichkeiten ins Verhältnis zu anderen Großveranstaltungen, dann springt eine gewisse Mindergewichtung ins Auge, vor allem wenn man sie mit der Berichterstattung über den zeitlich nahe gelegenen Eucharistischen Kongress in Köln vergleicht. Überschwänglich und in voller Breite berichtete das „Volksblatt“ von einem „Extrapilgerzug“ nach Köln mit über 1200 Personen, – immerhin ein Ereignis, das Katholiken aus ganz Europa zusammenführte und die konfessionelle Solidarität über die nationalen Gegensätze stellte, auch zwischen Franzosen und Deutschen.³⁵ In der kirchenkonservativen Linie des „Volksblatts“ wirkte auch unübersehbar die Erinnerung an die Kulturkampfzeit nach, wenn etwa von der damals drohenden „Staatsomnipotenz“ und vom gescheiterten Bemühen die Rede war, die katholische Kirche in eine „Nationalkirche“ umzuformen.³⁶ Ebenso hatte sich im Gedächtnis kirchennaher Kreise die Erinnerung an den Kulturkampf-Bischof Konrad Martin eingebrannt, der im August 1875, als man in Detmold der Einweihung des Hermannsdenkmals entgegengefeiert hatte, aus der Festungshaft in Wesel geflohen war, um im belgischen Exil – von den preußischen Behörden

a. M. 1992; WALKENHORST, Peter: Nation – Volk – Rasse. Radikaler Nationalismus im Deutschen Kaiserreich 1890–1914, Göttingen 2007.

³³ Heil, Kaiser Dirl!, in: Lippspringer Anzeiger vom 25.1.1909; vgl. zum Hottentotten-Wahlkampf: KLENKE, „Canossa“-Polemik, S. 73ff.

³⁴ Zur Neunzehnhundertjahrfeier der Hermannsschlacht im Teutoburger Walde, Festgedicht von Hermann STEINHAUSEN, in: Westfälisches Volksblatt vom 14.8.1909; Reportage: Neunzehnhundertjahrfeier der Schlacht im Teutoburger Walde, in: ebd. vom 16.8.1909.

³⁵ Vgl. beispielhaft die Berichterstattung über den Eucharistischen Kongreß in Köln, in: Westfälisches Volksblatt vom 10.8.1909; vgl. zu den internationalen Zusammenhängen: Zum Eucharistischen Kongreß, in: Kölnische Zeitung vom 3.8.1909 (Mittags-Ausgabe).

³⁶ „Drohende Interkonfessionalisierung“ II., in: Westfälisches Volksblatt vom 14.8.1909.

steckbrieflich gesucht – jahrelang auszuharren.³⁷ Dass er 1879 nur noch im Sarg nach Paderborn hatte zurückkehren können, machte ihn im Selbstbewusstsein traditionsorientierter katholischer Paderborner zu einer Art Märtyrer im Kampf gegen einen kirchenfeindlichen Staat. Solche geschichtskulturellen Assoziationen verloren aber nach 1900 im kollektiven Gedächtnis zahlloser Paderborner an Bedeutung, was sich eindrücklich an einer Würdigung Bismarcks durch den Paderborner „Anzeiger“ ablesen lässt. Aus Anlass seines zehnten Todestages 1908 feierte man ihn dort als vaterländische Heldengestalt, ohne auch nur ein Wort über ihn als Gegner der katholischen Kirche während des Kulturkampfes zu verlieren.³⁸ Das „Volksblatt“ sprach diesbezüglich eine andere Sprache: Komplette ignorierte es den zehnten Todestag dieses Nationalhelden, was überaus aussagekräftig war.

Im „Anzeiger“ hatte die Berichterstattung über die Detmolder Jubiläumsfeiern im Unterschied zum „Volksblatt“ größeres Gewicht. Am deutlichsten hob sich die kleinere Lokalzeitung vom „Volksblatt“ durch die Aufnahme von nationalreligiösem Gedankengut ab: So druckte sie ein im vaterländischen Gesinnungslager verbreitetes patriotisches Gedicht von Felix Dahn ab, der zu den Exponenten einer nationaldeutschen Germanenreligion zählte und mit Vorliebe im nationalliberalen und alldutschen Lager zitiert wurde. Die Schlusszeilen des Gedichtes lauteten: „Heil dem Helden Armin! Auf den Schild hebt ihn, zeigt ihn den unsterblichen Ahnen. Solche Führer wie der, gib uns, Wodan mehr, – und die Welt gehört den Germanen.“³⁹ Ein nationalreligiöser bis völkischer Missionarismus dieser Art wäre im katholischen „Volksblatt“ des Schöningh-Verlages kaum vorstellbar gewesen, stellte aber auch im „Anzeiger“ eher die Ausnahme dar. Zumeist bemühte sich dieses Blatt, die nationale Zuverlässigkeit der Zentrumsparterie zu betonen und enthielt sich weitgehend nationalistischer Zuspitzungen gegenüber äußeren und inneren Gegnern. Ähnlich wie im „Anzeiger“ gab es auch im „Egge-Gebirgs-Boten“ völkische Stereotypen, die aber auch dort eine Ausnahmeerscheinung darstellten: So wurde mit Blick auf die Varusschlacht ein welthistorischer Gegensatz von „Germanen“ und „Romanen“ konstruiert, was deutlich mit dem weltanschaulichen Koordinatensystem des Katholizismus als einer römisch und zugleich supranational ausgerichteten Konfession kontrastierte.⁴⁰

Eingebettet war die Unterstützung, die die Turn- und Wandervereine des Paderborner Landes dem Detmolder Fest angedeihen ließen, in ein breites, dezidiert vaterländisch orientiertes und kirchenfernes Vereinswesen, das in Paderborn seit den 1890er Jahren zur vollen Entfaltung gekommen war. Als weitere wichtige Segmente dieses Gesinnungsmi-

³⁷ Zum Hintergrund: NAARMANN, Margit: Die Bischofsstadt Paderborn im Kulturkampf 1871–1882 (Schriftenreihe der Stadt Paderborn. Geschichte in Bildern - Dokumenten – Zeugnissen 7), Paderborn o. J.

³⁸ Den Manen Bismarck. Zum zehnten Todestage, in: Lippspringer Anzeiger vom 31.7.1908.

³⁹ Paderstädtische Plauderei, in: Unterhaltungsblatt des Lippspringer Anzeiger vom 14.8.1909; Eine Jubelfahrt zur Grotenburg, in: Unterhaltungsblatt zum Lippspringer Anzeiger vom 21.8.1909.

⁴⁰ 19. Jahrhundertfeier der Hermannsschlacht im Teutoburger Walde, in: Egge-Gebirgs-Bote, Nr. 4, Juli 1909, S. 27.

lieus verdienen vor allem die Sängervereine und der Paderborner Kreiskriegerverein Erwähnung.⁴¹ Auf solch einer Milieugrundlage konnten auch „Vaterländische Festspiele“ auf Resonanz treffen, wie sie etwa 1906 in der Paderborner Volkshalle ausgerichtet wurden.⁴² Mit pathetischer Inbrunst rief man dort die zurückliegenden Kriege als heilsgeschichtliche Wendepunkte im Leben der deutschen Nation in Erinnerung. In dieses nationalisierte, dem Papstglauben gegenüber distanzierte Gesinnungsmilieu fügte sich das Paderborner Hermannsdenkmal Franz Tölles bestens ein. Hier regte sich unübersehbar ein Anspruch auf Teilhabe am reichsdeutschen Nationalkult und dessen zentralen Symboliken, über die Katholiken nationale Zuverlässigkeit und den Anspruch auf politische Gleichberechtigung demonstrierten.

4. Antikatholische Polemiken aus Anlass des 1900jährigen Jubiläums der Varusschlacht

Antikatholische Polemiken machten sich aus Anlass des Varusschlacht-Jubiläums vor allem im freisinnigen und nationalliberalen Lager bemerkbar. Dies war reichsweit zu beobachten, nicht jedoch im Paderborner Land. Das nationalliberale Berliner Witzblatt „Kladderadatsch“ bereicherte die Polemiken um eine prägnante bildliche Ausmalung (siehe Abb. 6).⁴³ Den Detmolder Gedenkfeiern stülpte das Blatt geschichtspolitische Aktualität über, indem es unterhalb des Hermannsdenkmals eine Prozession von dickleibigen katholischen Pfaffen herziehen ließ, die im Tross eine in Ketten gelegte, bekrönte Germania-Figur mitführten, eskortiert von landsknechtsartigen Schergen.⁴⁴ Vordergründig weckte man damit Assoziationen auf die erniedrigende Mitführung der Thusnelda, der Gattin des Arminius, im römischen Triumphzug des Germanicus im Jahre 17 n. Chr., womit auf das mutmaßlich tragische Schicksal angespielt wurde, das den Germanen gedroht hätte, wenn der sog. Rachezug des Germanicus wenige Jahre nach der Niederlage des Varus zum Erfolg geführt hätte. Nicht zufällig war Thusneldas Gefangennahme im 19. Jahrhundert ein beliebtes Motiv der nationaldeutschen Historienmalerei gewesen, die mit der Darstellung römischer Herrschaftsgelüste gegenüber den Germanen eine aktualisierende Stoßrichtung verbanden: Sie wollten auf Gefahren aufmerksam machen, die in der Gegenwartswelt lauerten. Ähnlich ging es auch in der Karikatur hintergründig um eine Aktualisierung des Römer-Germanen-Konflikts, namentlich um einen Angriff auf die katholische Zentrumsparterie, die wenige Wochen zuvor im Deutschen Reichstag den liberal-konservativen „Bülów-Block“ gesprengt und auf Kosten der liberalen Parteien mit den

⁴¹ Bericht über das Kreis-Kriegerverbandsfest, in: Lippspringer Anzeiger vom 1.5.1907; vgl. zu den Sängervereinen: KLENKE, Katholisch oder nationalreligiös?.

⁴² Anzeige: Vaterländische Festspiele, in: Lippspringer Anzeiger vom 22.9.1906.

⁴³ Karikatur: Ein Gedenkblatt, in: Kladderadatsch (Berlin), Jg. 62, Nr. 34, 22.8.1909.

⁴⁴ BAUMSTARK, Reinhold/ BÜTTNER, Frank (Hg.): Großer Auftritt. Piloty und die Historienmalerei, München 2003, S. 338ff.; 2000 Jahre Varusschlacht, Bd. 3: Mythos, S. 365f. Inwieweit die linke Vordergrundfigur der Karikatur auch Anspielungen auf den Arbeitertypus des „vaterlandslosen“ Sozialdemokraten enthält, muss offen bleiben.

Konservativen angebändelt hatte, um einen schwarz-weißen Mehrheits-Block zu schmieden.⁴⁵ Im Zusammenhang damit schien auch die spektakuläre Entlassung des Reichskanzlers von Bülow zu stehen. Als Hebel zur Sprengung des liberal-konservativen „Bülow-Blocks“ hatte die Zentrumsparlei aus liberaler Sicht die heißumkämpfte Erbschaftssteuer benutzt, indem sie sich auf die Seite der konservativen Agrarier geschlagen hatte, die sich auf diesem Wege aus der parlamentarischen Abhängigkeit von den Liberalen zu lösen vermochten. Damit war der politische Katholizismus ein weiteres Mal für die Reichsleitung zu einem unentbehrlichen Mehrheitsbeschaffer im Reichstag geworden, und die Nationalliberalen sahen sich als Hauptstütze des nationaldeutschen Machtstaates ein weiteres Mal aus ihrer einflussreichen parlamentarischen Schlüsselstellung verdrängt, die nunmehr ein weiteres Mal die am römischen Katholizismus orientierte Zentrumsparlei einnahm. Darauf spielte die Unterschrift der Karikatur mit der Warnung an: „Achtung, Cherusker! Es sind wieder Römer im deutschen Wald!“ (siehe Abb. 6).⁴⁶ Die Erinnerung an den Nationalhelden Hermann wollte man als mahnenden Hinweis verstanden wissen, die Zentrumsparlei und den hinter ihr stehenden Klerus als undeutsche römische Eindringlinge zu identifizieren. Diese schienen der deutschen Reichsnation auf Grund ihrer „ultramontanen“ religiösen Bindungen großen Schaden zuzufügen,

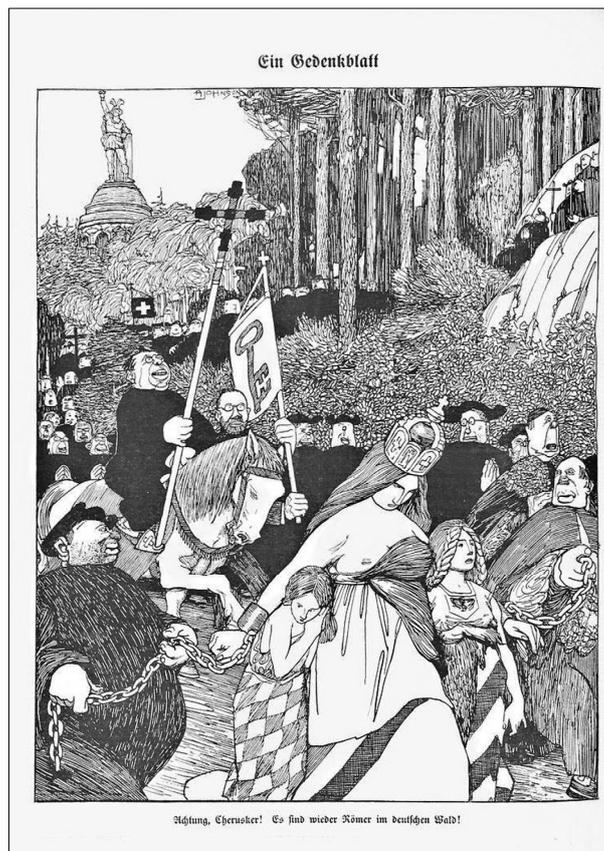


Abb. 6: Antirömische Aktualisierung des Hermann-Mythos aus Anlass der 1900-Jahrfeier der Varusschlacht im Jahre 1909 (Karikatur des Berliner „Kladderadatsch“)

⁴⁵ WITT, Peter-Christian: Die Finanzpolitik des Deutschen Reiches 1903–1913, Hamburg 1970. Während das Farbsymbol „schwarz“ in der damaligen politischen Farbenlehre für den politischen Katholizismus stand, war mit „weiß“ der staatstragende, zumeist evangelische Konservatismus der Freikonservativen und der Deutschkonservativen gemeint.

⁴⁶ Karikatur „Ein Gedenkblatt“, in: Kladderadatsch (Berlin) vom 22.8.1909.

weil sie angeblich die Konfession über die nationale Gemeinschaft stellten.⁴⁷ Hinter der Sprengung des Bülow-Blocks aus Liberalen und Konservativen verbarg sich ein langwieriger Streit um die finanzpolitische Lastenverteilung des Reiches, das nur mit Mühe die wachsenden Rüstungsausgaben im Wettrüsten mit den imperialen Rivalen zu schultern wusste. Unter drastischer Anspielung auf die Varusschlacht suchte der „Kladderadatsch“ nach einer nationalen Führungsfigur, die das Deutsche Reich aus den Fängen des neuen konservativen Blocks aus adligen, protestantischen und katholischen Konservativen befreite.

Die Liberalen glaubten mit einiger Berechtigung, nationalpolitische Cassandra-Rufe ausstoßen zu müssen. Denn eine steuerliche Lastenverteilung bei der Rüstungsfinanzierung, die den Besitz der konservativen Agrarier über Gebühr schonte und im Verhältnis dazu die städtischen Verbraucher ebenso wie Handel, Gewerbe und mobiles städtisches Vermögen stärker belastete, konnte möglicherweise zu sozialem und politischem Unfrieden führen, vor allem zu einem besorgniserregenden Anwachsen der revolutionären Sozialdemokratie und zu einer Schwächung der nationalen Wehrkraft. Damit schien aber nicht nur der nationale Wohlstand bedroht, sondern auch die deutsche Großmachtstellung. Verantwortlich dafür schien die katholische Zentrumsparterie zu sein, bei der die Nationalliberalen eine fremdländische religiöse Ideologie am Werk sahen, die die katholischen Massen in falschem Autoritätsglauben davon abzuhalten schien, an der Wahlurne das eigene materielle Interesse und die machtpolitischen Interessen ihrer Nation angemessen zur Geltung zu bringen, was aus dieser Warte nur heißen konnte, den vaterländisch zuverlässigen und verantwortungsvollen Nationalliberalen die Wahlstimme anzuvertrauen.⁴⁸ Über den finanzpolitischen Kurs der mutmaßlich aus Rom ferngesteuerten Zentrumsparterie hieß es in einem führenden nationalliberalen Organ bissig:

„Man muss die höheren Zwecke der römischen Interessen den niederen Fragen der nationalen wirtschaftlichen Sorgen überordnen: das war im Grunde auch hier das Leitmotiv der hinter den Kulissen des parlamentarischen Theaters wirkenden Regisseure des Zentrums. [...] Ihre Wähler aber brauchen sie nicht zu fürchten. Dafür sorgt Rom mit seiner straff organisierten Klerisei“.⁴⁹

Solche Überlegungen ließen nach der Sprengung des Bülow-Blocks bei den aus der Position des unentbehrlichen Mehrheitsbeschaffers verdrängten Nationalliberalen im Sommer 1909 antikatholische Ressentiments ‚hochkochen‘. In die Verärgerung, dass die

⁴⁷ Über alles die Konfession?, in: Deutsche Zeitung (Berlin) vom 11.8.1909.

⁴⁸ Vgl. beispielhaft: Die Parteitage der drei liberalen Parteien, in: Deutsche Zeitung (Berlin) vom 5.7.1909. Die „Deutsche Zeitung“ war Sprachrohr des rechten alldutschen Flügels der Nationalliberalen; Der Beginn des Kampfes, in: National-Zeitung (Berlin) vom 17.6.1909 (Morgenblatt); Das soziale Zentrum, in: National-Zeitung (Berlin) vom 20.6.1909 (Morgenblatt).

⁴⁹ Die Zukunft des Liberalismus, in: National-Zeitung (Berlin) vom 15.7.1909 (Abendblatt).

Zentrumspartei den steuerpolitischen Interessen der bürgerlich-städtischen Klientel der Liberalen einen Strich durch die Rechnung gemacht hatte, gingen bei den einen national-protestantische Motive mit ein, und bei den anderen machtpolitische, nationaldarwinistische oder gar alldeutsch-völkische Polemiken gegenüber dem angeblich undeutschen römischen Katholizismus. Mit Vorliebe wussten Stimmen auf dem rechten Flügel der nationalliberalen Partei den Hermannskult im Gedenkjahr der Varusschlacht im antikatholischen Sinne zu aktualisieren: Der Kern der Botschaft war, dass das „Römische“ als undeutsches Element den nationalen Selbstbehauptungswillen untergrabe, und sei es, dass auf schnödem wirtschaftspolitischen Terrain Zwietracht gesät werde. Dem hielt die Zentrumspartei entgegen, dass sie eine stärkere Belastung des mobilen Vermögens des städtischen Bürgertums (Wertpapiere etc.) gegenüber dem immobilien der Landwirtschaft für durchaus gerechtfertigt halte, sowohl in sozial- wie auch in nationalpolitischer Hinsicht.⁵⁰

5. Nationalistische Vielfalt im Medienecho auf die 1900-Jahrfeier der Varusschlacht

Bemerkenswert ist, dass von den Detmolder Jahrhundertfeiern die liberale, konservative und katholische Presse fast flächendeckend berichtete. Zumeist aber handelte es sich nicht um Berichte redaktionseigener Korrespondenten, sondern um eingekaufte Reportagen, die von den meisten Blättern ohne eigene Kommentierung an den Leser weitergereicht wurden und sich aktueller politischer Bezüge weitgehend enthielten. Entsprechend ließ diese Art von Berichterstattung jedes parteipolitische Richtungsprofil vermissen, vielmehr war hier der Tenor ein überparteilicher Grundkonsens: Demzufolge war die „Hermannsschlacht“ als Symbol für die nationale Unabhängigkeit, Einigkeit und Verteidigungsbereitschaft der Deutschen zu feiern. Je nationalistischer das Richtungsprofil eines Presseorgans war, um so höher rangierte der Nachrichtenwert der Berichterstattung, – erkennbar daran, dass in solchen Fällen die Berichterstattung auch eine aktualisierende Kommentierung enthielt. Typisch für nationalistische, vor allem im nationalliberalen Gesinnungsmilieu wurzelnde Presseorgane war eine dramatisierende Parallelisierung der kriegerischen Selbstbehauptung der antiken Germanenstämme mit der aktuellen Lage des Deutschen Reiches. Alles, was die wehrhafte Geschlossenheit der Deutschen in ihrem aktuellen nationalen Überlebenskampf zu untergraben schien, war aus dieser nationaldarwinistisch gefärbten Warte geeignet, als national unzuverlässig verdächtig zu werden, so auch die römisch-katholische Konfession, graduell aber auch die im Wettrüsten wenig engagierte Konservative Partei und nicht zuletzt die Sozialdemokraten als systemoppositionelle Partei. Allerdings prägte dieser radikale, die äußere Lage dramatisierende Nationalismus nicht den Hermannskult im Paderborner Land. Ebenso wenig gab es dort ein zwanghaftes Bestreben, außer der Sozialdemokratie noch andere innere Feinde der Reichsnation ausfindig zu machen.

⁵⁰ Die Hetze gegen die neuen Besitzsteuern, in: *Tremonia* (Dortmund) vom 3.8.1909.

Die nationalprotestantische Variante des Hermannskults verband die 1900-Jahrfeier mit der prägnanten „Los-von-Rom!“-Parole.⁵¹ Aus dieser Warte spannte sich ein historischer Bogen deutscher Selbstbehauptungskämpfe gegenüber „Rom“ von der Hermannsschlacht bis zum Bruch des Bülow-Blocks im Jahre 1909. Heilsgeschichtliche Wendemarken säumten den Weg zwischen Varusschlacht und Gegenwart: die Reformation mit Martin Luther als „zweitem Hermann“, die Befreiungskriege und die Schlacht von Sedan gegen die Franzosen als moderne Römer und schließlich der Kampf des Bülow-Blocks gegen den „fremden Geist“ und das „undeutsche Wesen“ des katholischen Zentrums, gegenüber dem der Reichstag kläglich versagt zu haben schien.⁵² Ins gleiche Horn blies die liberale „Vossische Zeitung“ aus Berlin. Sie erklärte den römischen Einfluss in der Geschichte der Deutschen für „verhängnisvoll“. Rom habe, „zur geistigen Macht umgewandelt“, in Gestalt der römischen Kirche ausgesprochen schädlich gewirkt, so dass die Säkularfeiern der Hermannsschlacht in den Ruf nach einem neuen „Arminius“ zu münden hätten, um den beherrschenden Einfluss der Zentrumspartei wieder zurückdrängen zu können.⁵³ Das zentrale Element der nationalprotestantischen Perspektive war eine heilsgeschichtliche Sicht der deutschen Geschichte, wonach Gott als Lenker der Weltgeschichte die Deutschen dazu auserkoren hatte, sich nach der Befreiungstat des „Hermann“ selbständig und einig fortzuentwickeln und frei von römischer Beherrschung zu einem hochstehenden Kulturvolk zu werden, das missionarische Aufgaben wahrzunehmen hatte.⁵⁴ Teilweise gestand man dem älteren römischen Papsttum eine heilsspendende Rolle bei der Verbreitung des Christentums in Europa zu, betonte aber zugleich, dass sich das Papsttum seit langem von seinem biblischen Auftrag entfremdet habe und gegenüber den Germanen despotisch aufgetreten sei. Aber die göttliche Vorsehung schien dafür gesorgt zu haben, dass sich die Germanen trotz Übernahme des Christentums eigenständig weiterentwickeln konnten. Teilweise mischten sich völkische Anklänge gegenüber den angeblich tieferstehenden „romanischen Mischvölkern“ unter.⁵⁵ Mit Blick darauf schien Gottes Wille darin bestanden zu haben, dass er durch den Sieg in der Varusschlacht für die rassische Reinhaltung der germanischen Völker gesorgt habe.

Im Ruhrgebiet huldigte die rechtsliberale „Rheinisch-Westfälische Zeitung“ einer sozialdarwinistisch-völkischen Variante des Nationalismus. Demzufolge bestand das nationale Vermächtnis des Arminius weniger in der Bekämpfung des römisch-katholischen Glaubens als vielmehr in der Überwindung der „Parteiensplitterung“ und des „Erbüfels der

⁵¹ Kampfgedicht aus Anlass der Jubiläumsfeierlichkeiten, in: Kladderadatsch (Berlin) vom 15.8.1909.

⁵² Rede des Oberpfarrers Dr. KÖLTZSCH auf der Teutoburger Schlacht-Gedenkfeier des Evangelischen Bundes (Zweigverein Chemnitz), in: Allgemeine Zeitung (Chemnitz) vom 11.9.1909, LA Detmold, L 115 I, Nr. 11, Zeitungsausschnitt-Sammlung zur 1900-Jahrfeier 1909 in Detmold.

⁵³ Die Hermannsschlacht, in: Vossische Zeitung (Berlin) vom 9.9.1909.

⁵⁴ Die Feier am Hermannsdenkmal und die deutsche Jugend, in: Deutsche Zeitung (Berlin) vom 21.8.1909.

⁵⁵ Die Festpredigt am Gedenktage der Hermannsschlacht, gehalten von Pastor WERDELMANN in der reformierten Stadtkirche zu Detmold, in: Lippische Tages-Zeitung vom 18.8.1909.

Zwietracht“.⁵⁶ Vor allem darin erblickte dieses Zeitungsorgan Gefahren für die nationale Selbstbehauptung, die mit Blick auf die drohende Einkreisung durch die Triple-Entente ein Höchstmaß an wehrhafter Geschlossenheit zu verlangen schien. Die Forderung nach machtpolitischer Gleichberechtigung Deutschlands verband sich hier mit dem Anspruch, dass die Germanen den Rang einer weltbeherrschenden „Rasse“ beanspruchen dürften. Solch nationalmissionarische Überhebung in Richtung einer völkischen Germanenreligion war in einer Vielzahl von Presseorganen anzutreffen, die damit den rechten Rand des Nationalliberalismus und die völkisch-nationalistische Rechtsopposition bedienten.⁵⁷ Aber auch in der linksliberalen Frankfurter Zeitung waren zu dieser Zeit bereits völkisch-sozialdarwinistische Anklänge zu vernehmen, wenn es hieß, dass es ohne die Hermannsschlacht keine „deutsche Rasse“ gäbe.⁵⁸

Die dem alldeutschen Flügel der Nationalliberalen zuneigende „Deutsche Zeitung“ bedauerte mit Blick nach Detmold, dass die Erinnerung an die Varusschlacht zu geringe Kreise gezogen habe, um den nationalen Selbstbehauptungswillen der Deutschen nachhaltig stärken zu können. Den Misserfolg der Lipper, den Kaiser und die deutschen Fürsten nach Detmold einzuladen, hielt sie für weniger bedauerlich als den Umstand, dass sich große Teile der Bevölkerung kaum durch den Appell an das vaterländische Verantwortungsbewusstsein mobilisieren ließen, sondern dass als Anreiz für solche Festivitäten scheinbar die geballte Anwesenheit von Prominenz erforderlich war.⁵⁹ Hier schimmerte bei alldeutsch gesinnten Nationalliberalen eine adels- und fürstenkritische Komponente durch; aus deren Sicht verkörperte die Hermannsgestalt das Ideal des nationaldeutschen Einheitsstaates, und das war den Ursprüngen nach ein genuin bürgerlich-liberales Anliegen. Demzufolge traf den konservativen Hochadel ähnlich wie die Katholiken der Verdacht, zu wenig national gesinnt zu sein, wenn sie das Jubiläum der Varusschlacht ignorierten, statt über alle Animositäten hinweg unter dem Hermannsdenkmal wehrhafte Einigkeit zu demonstrieren. Selbstkritisch gestand man ein, für die Hermannsfeiern zu wenig von unten her mobilisiert zu haben. Die Mobilisierungsdefizite auf die Spannungen zwischen dem Lippischen und dem Berliner Hof zurückzuführen, wäre aus Sicht der Alldeutschen auf eine unwürdige obrigkeitsfixierte Betrachtungsweise hinausgelaufen, die ihrem bürgerlichen Standesstolz als entschiedene Nationalisten zutiefst widersprochen hätte. Ihnen schwebte das Ideal der bürgerlichen Selbstmobilisierung vor. Mit ihrer unten ansetzenden volkstümlichen Perspektive lagen die Alldeutschen gar nicht so falsch, bewies doch die beachtliche Mobilisierung selbst in den an das Fürstentum Lippe angrenzenden

⁵⁶ Kommentar der „Rheinisch-Westfälischen Zeitung“ zum Varusschlacht-Jubiläum, zit n.: „Berliner Neueste Nachrichten“ vom 18.8.1909.

⁵⁷ Die Zeitungsausschnitt-Sammlung zur 1900-Jahrfeier 1909 in Detmold bietet eine breite Auswahl aus der reichsdeutschen Presselandschaft, jedoch wirkt der rechte Rand des politischen Spektrums unterrepräsentiert; siehe: Landesarchiv Detmold, L 115 I, Nr. 11.

⁵⁸ Die Detmolder Festwoche, in: Frankfurter Zeitung vom 21.8.1909.

⁵⁹ Ein Epilog zur Hermannsfeier, in: Deutsche Zeitung (Berlin) vom 24.8.1909.

katholischen Regionen, dass nationalpolitische Fragen seit der Verschärfung der außenpolitischen Rivalitäten zunehmend Beachtung fanden und sich auch positiv auf den Hermannskult auswirkten.

Nicht allein die alldeutsche Rechte mokierte sich über die Abwesenheit der reichsdeutschen Fürstenhäuser bei den Lippischen Jubiläumsfeiern, sondern die nationalistisch motivierte Kritik streute breiter bis in linksliberale Kreise. Der Stein des Anstoßes war die Weigerung des Kaiserlichen Hofes, den Streit um die Thronnachfolge im Fürstentum Lippe-Detmold ad acta zu legen und anlässlich der 1900-Jahrfeier ein Zeichen der nationalen Einigkeit zu setzen, indem man aller Verstimmung zum Trotz einer Einladung nach Detmold folgte. Dass der kaiserliche Hof die Einladung des Lippischen Fürsten ausschlug, konnte man als nationalpolitisches Versagen der Adelselite deuten, die ihren standespolitischen Egoismus über die Einigkeit der Nation zu stellen schien und mit ihrer „Kleinigkeitskrämerei“ ihren Ruf als verantwortungsvolle politische Elite verspielte.⁶⁰ Anscheinend ließ sich „Hermann“ als großes nationales Vorbild auch ohne die deutschen Fürsten feiern, so ein zunehmend fürstencritischer bürgerlicher Blickwinkel, in dem sich im Jahrzehnt vor dem I. Weltkrieg linksliberale, liberaldemokratische und nationalistische Perspektiven mischen konnten.⁶¹ Diesen Trend hatte der zwischen 1895 und 1905 ausgetragene Lippische Thronfolgestreit unterstützt. In dieser Auseinandersetzung hatte sich die reichsweite Presseöffentlichkeit mehrheitlich auf die Seite desjenigen Kandidaten geschlagen, der als der rechtmäßige, zugleich aber als der schwächere galt, weil er vom Kaiser unter dem Vorwand der standesgemäßen Nicht-Ebenbürtigkeit als Thronfolger abgelehnt wurde. Dies aber erhöhte in den Augen einer selbstbewussten bürgerlichen Öffentlichkeit dessen Sympathiewert. Da obendrein allgemein bekannt war, dass der von Wilhelm II. bevorzugte Thronaspirant mit der Schwester des Kaisers verheiratet war, bespöttelte man den kaiserlichen Hinweis auf die mangelnde Standesgemäßheit des anderen Thronaspiranten erst recht. Dem bürgerlichen Standesstolz gab Auftrieb, dass in diesem

⁶⁰ GRUND, Otto: Deutsche Einheits-Gedanken. Nach der 1900-Jahrfeier im Teutoburger Wald, in: Bielefelder General-Anzeiger vom 22.9.1909. Vgl. zum Lippischen Thronfolgestreit: MEIER, Burkhard: Vor 100 Jahren entbrannte der Lippische Thronfolgestreit. Zur Erinnerung an eine reichsweit beachtete Auseinandersetzung, in: „Heimatland Lippe. Zeitschrift des Lippischen Heimatbundes und des Landesverbandes Lippe“, Tl. I u. II, Nr. 4 u. 5, 1995, S. 97–102, 129–134; WIESEKOPSIEKER, Stefan: Leberecht Hoffmann, der Lippische Thronfolgestreit und seine Folgen, in: ebd., Nr. 9/10, 2005, S. 144–148; DERS., Hoffmann's Stärkefabriken in Salzuflen, Lemgo 2005, S. 183. Um die Nachfolge des 1895 kinderlos verstorbenen Woldemar Fürst zur Lippe kämpften Prinz Adolf aus dem Haus Schaumburg-Lippe, der mit der Schwester Kaiser Wilhelms II. Victoria verheiratet war, und Graf Ernst zur Lippe-Biesterfeld als nächster Agnat in der Funktion des direktesten Verwandten im Mannesstamm, dessen standesgemäße Ebenbürtigkeit aber auf Grund der angezweifelten hochadligen Herkunft seiner Großmutter in Frage stand, was wiederum eine kritische liberale Öffentlichkeit auf den Plan rufen musste, der es eher um politische Befähigung und weniger um Rangabstufungen bei der Blaublütigkeit ging. Vgl. auch: BARTELS-ISHIKAWA, Anna: Der Lippische Thronfolgestreit. Eine Studie zu verfassungsrechtlichen Problemen des Deutschen Kaiserreichs im Spiegel der zeitgenössischen Staatsrechtswissenschaft, Frankfurt a. M. 1995.

⁶¹ Vgl. zum allgemeinen Hintergrund FÖRSTER, Der doppelte Militarismus.

Streit letztlich nicht ein fürstliches Schiedsgericht, sondern das Reichsgericht entschied, nachdem sich eine Zuständigkeit des Reichstages oder des Lippischen Landtages nicht hatte durchsetzen lassen. Mit der Zuständigkeit des Reichsgerichts hatte das demokratische Verfassungs- gegenüber dem monarchischen Legitimitätsprinzip zumindest einen Teilsieg errungen. 1905 kam gemäß Gerichtsurteil der Favorit der bürgerlichen Öffentlichkeit zum Zuge, nicht aber der Günstling des Kaisers. Das selbst mit Leberecht Hoffmann ein führender Lippischer Nationalliberaler, der für den Favoriten Wilhelms II. eingetreten war, im vertraulichen Rahmen das „ganze Gottesgnadentum“ der Fürsten als „Komödie“ bezeichnete, wirft ein Schlaglicht auf den prestigepolitischen Niedergang der monarchischen Regierungsform. So wundert kaum, dass der Thronfolgestreit noch 1909 bei den Detmolder Hermannsfeiern spürbar war. Das hatte vor allem damit zu tun, dass sich dieser Streit aus bürgerlicher Sicht sehr gut zum Hermannskult in Beziehung setzen ließ. Denn die von Egozentrik und Eitelkeit zeugende Verstimmung des Kaisers gab der bürgerlichen Unzufriedenheit mit dem kaiserlichen Regime weiteren Auftrieb, schien sich darin doch zu bestätigen, dass es dem Kaiser an staatsmännischem Format mangelte, wenn er sich Jubiläumsfeierlichkeiten verweigerte, die mit Blick auf die Varusschlacht von nationalem Rang waren.

Zu bestätigen schien diesen Eindruck auch die zunehmend glücklos operierende Außenpolitik des Reiches, die in der Marokkokrise von 1905/06 sogar eine schwere diplomatische Niederlage erlitten hatte. Hinzu kam 1908 der als peinlich empfundene Auftritt des Kaisers in der Daily-Telegraph-Affäre. Wilhelm II. hatte der gleichnamigen englischen Zeitung ein Interview gegeben, das jedes diplomatische Fingerspitzengefühl hatte vermischen lassen und ihn als verantwortungslosen Wichtigtuer gegenüber den Engländern bloßstellte. All dies gab der Sehnsucht nach einer politisch umsichtigen und zugleich kraftvoll auftretenden Hermannsgestalt weiteren Auftrieb.

Die Kritik am Adelskonservatismus ließ die Nationalliberalen nach dem Bruch des Bülow-Blocks radikaler werden. Im Chor mit fast allen Liberalen warfen sie den Konservativen nationale Verantwortungslosigkeit vor: Demzufolge hatte die Zerstörung des Bülow-Blocks als „Frevelspiel“ der Konservativen zu gelten.⁶² Das Motiv, aus egoistischen steuerpolitischen Motiven den Schulterschluss aus liberalen und konservativen Parteien im Bülow-Block aufs Spiel zu setzen, brachte ein politisches Kampfgedicht vorausahnend auf den Punkt: „Deutschlands Macht und Ehre geht vor Zehnten und Zoll!“⁶³ Die Zerstörung des Bülow-Blocks wurde zugespitzt als „nationale Götterdämmerung“ charakterisiert, die allein die Konservativen zu verantworten hätten, weil sie sich der Einführung einer Reichserbschaftssteuer verschlossen hatten.⁶⁴ Auch der Kaiser geriet in die Schusslinie der Nationalliberalen, hatte er doch die neue Reichstags-Liaison aus Konservativen und katholischem Zentrum gedeckt, statt auf ein den nationalen und den machtstaatlichen In-

⁶² Dem alten und dem neuen Kanzler, in: Deutsche Zeitung (Berlin) vom 18.7.1909.

⁶³ Das Reich in Gefahr!, in: Deutsche Zeitung (Berlin) vom 4.4.1909.

⁶⁴ Sonnenwende und Götterdämmerung, in: Deutsche Zeitung (Berlin) 1909.

teressen besser gerecht werdendes liberales Ministerium hinzuarbeiten. Letzteres aber, hieß es sarkastisch, sei ein Wunschtraum, der ebenso unrealistisch sei wie ein „Ministerium von Niggern in den Vereinigten Staaten“.⁶⁵ Dass solche Worte in einem führenden nationalliberalen Parteiblatt fielen, während in Detmold das Gedenken der Varusschlacht gefeiert wurde, wirft ein bezeichnendes Schlaglicht auf die politischen Spannungslagen, die den geschichtspolitischen Blick der Nationalliberalen auf das 1900jährige Schlachtenjubiläum mitprägten.

*6. Paderborner Spezifika des Hermannskultes: katholische Demonstration
der nationalen Zugehörigkeit und Gleichwertigkeit*

In unserem Zusammenhang ist von Bedeutung, wie sich der deutungsmächtige nationalliberale Blick auf die „Hermannsschlacht“ zur Paderborner Perspektive in Beziehung setzen lässt. Dort verbarg sich hinter dem Projekt eines Hermannsdenkmals nicht nationalliberales Aufbegehren gegen Konservative und Katholiken, sondern – durch die Brille des „Paderborner Anzeigers“ betrachtet – das Bedürfnis nationalgesinnter Paderborner vor allem der jüngeren Generation, am Wilhelminischen Nationalgefühl gleichberechtigt teilzuhaben, statt als Katholiken oder Bewohner einer katholisch geprägten Region der nationalen Unzuverlässigkeit oder gar des Vaterlandsverrats verdächtigt zu werden. Hier zeigt sich im Unterschied zu symbolischen Zuschreibungen unter nationalliberalem Vorzeichen, dass die Teilhabe am Hermannskult unter Paderborner Bedingungen als Akt der demonstrativen Teilhabe am Wilhelminischen Nationalkult zu verstehen ist, – als ein offensiver Akt, in dem antikatholischen Ressentiments entgegengetreten werden sollte, die nach 1900 im „kleinen Kulturkampf“ der Liberalen wieder auflebten. Das beste Mittel der Entgegnung war, zentrale Symbole des Nationalkultes nicht den nationalliberalen Gegnern zu überlassen, sondern sie demonstrativ zu vereinnahmen, um den Verdacht der vaterlandslosen Gesinnung zu entkräften. Dies ließ sich kaum eindrucksvoller demonstrieren als durch den schrillen Akt, sich ein überlebensgroßes Hermanns-Standbild aufs Haus zu setzen, wie dies der junge, katholisch getaufte Bauunternehmer Franz Tölle unter dem Eindruck des „kleinen Kulturkampfes“ tat, der in der antikatholischen Hetze der Liberalen im „Hottentotten-Wahlkampf“ von 1907 seinen Höhepunkt gefunden hatte. Als Nachklang zu diesem in eine wüste Hetzkampagne ausartenden Wahlkampf dürfte 1907 der Entschluss gereift sein, den neuen Gebäudekomplex an der Detmolder Straße nach seiner Fertigstellung mit einer Hermannsfigur zu schmücken, wobei sich außerordentlich glücklich fügte, dass die voraussichtliche Fertigstellung im Jahre 1909 mit der 1900-Jahrfeier der „Hermannsschlacht“ zusammenfiel. Die Denkmalserrichtung unterstrich die Zugehörigkeit zur nationalen Gemeinschaft und die Bereitschaft, mit der gesamten Reichsnation alle vaterländischen Empfindungen und Nöte zu teilen. Dies bezog sich an erster Stelle auf machtpolitische Rivalitäten, die seit der Marokkokrise von 1905 eine massenmediale

⁶⁵ In der Gefangenschaft der Konservativen, in: National-Zeitung (Berlin) vom 18.8.1909 (Abendblatt).

Hochkonjunktur erlebt hatten, nicht nur in Gestalt trotzigem Auftrumpfens gegenüber den französischen Expansionsbestrebungen in Nordafrika, sondern auch im Blick auf die Annäherung von England und Frankreich in der „Entente cordiale“, die auf deutscher Seite imperialen Selbstbehauptungs- und Einkreisungsängsten Auftrieb gab. Die internationalen Spannungen zogen all die in ihren Bann, die sich mit der imperialen Machtstellung des Kaiserreichs identifizierten. Und das war neben bildungsbürgerlichen Kreisen auch aufstrebendes Wirtschaftsbürgertum.

Dass sich der Trend eines wachsenden außenpolitischen Krisenbewusstseins im nationalliberalen Milieu mit einem Wiederaufleben antikatholischer Ressentiments paarte und erneut zu nervösen Überreaktionen gegenüber den vermeintlich undeutschen „Römlingen“ führte, war für das katholische Nationalempfinden ein Ärgernis von Gewicht. Mit Blick darauf lag es auf der Hand, den vaterländischen „Hermann“ auch von katholischer Seite aus zu vereinnahmen. Solche Umwidmungs- und Vereinnahmungsvorgänge sind typischer Ausdruck symbolpolitischer Kämpfe. Im Falle des „Kleinen Hermann“ bezog der symbolpolitische Akt seine Dynamik daraus, dass ein junger Bauunternehmer keine Kosten scheute, um mit einem privaten Hermannsdenkmal auf denkbar eindrucksvolle Weise zu unterstreichen, dass auch eine katholisch geprägte Stadt mit der um ihren imperialen Rang fürchtenden Reichsnation mitfieberte. Als Resümee lässt sich festhalten, dass die scharfen Auseinandersetzungen zwischen Nationalliberalismus und politischem Katholizismus vor dem Hintergrund nervöser nationaler Selbstbehauptungsdiskurse expressive Demonstrationsakte hervorbrachten, in denen Katholiken ihre nationale Gesinnung unter Beweis stellten. Hier dürfte neben persönlichen Faktoren der Schlüssel des Verständnisses verborgen liegen, wenn man danach fragt, warum ausgerechnet in Paderborn und nicht auch an vielen anderen Orten in der Wilhelminischen Ära imposante Hermannsdenkmäler von vergleichbarer Größe errichtet wurden. Aber auch jenseits konfessioneller Trennlinien steht der Paderborner „Hermann“ symptomatisch dafür, dass sich im Zusammenspiel von konfliktträchtiger Kommunikation zwischen den Parteien und wachsender außerpolitischer Krisenwahrnehmung expressive nationale Symboliken verbreiteten. Allein vor diesem Hintergrund erklärt sich die Ausbreitung des Hermannskultes auch in traditionell katholischen Regionalmilieus.

7. Eigentümerwechsel und der Ausfall des „Kleinen Hermann“ als Kundgebungsstätte nach dem I. Weltkrieg

In den ersten Jahren nach dem I. Weltkrieg verkaufte Franz Tölle sein Hermann-Haus an den gehobenen Bahnbediensteten Heinrich Trienens.⁶⁶ Spätestens im Herbst 1919 zog

⁶⁶ Adressbücher der Stadt Paderborn 1920, 1924/25 und 1928/29. Laut Paderborner Adressbuch muss der Verkauf des Hauses vor Herbst 1923 erfolgt sein, da Heinrich Trienens 1924 als Hauseigentümer verzeichnet ist. Bereits im Adressbuch von 1920 taucht Heinrich Trienens als Bewohner des Hermann-Hauses auf. Der Auszug Franz Tölles muss vor 1920 erfolgt sein, da er im Adressbuch von 1920 bereits mit seiner neuen Wohnadresse (bei Verwandten) aufgeführt wird.

Tölle mit seiner Familie zu Verwandten, vermutlich wegen der familiär prekären Lage. Der Umstand, dass er 1924 nicht mehr im Branchenverzeichnis der Stadt Paderborn auftaucht, spricht dafür, dass auch sein Unternehmen in den Strudel der Nachkriegskrisen geraten war. Mit der Übertragung des Hermann-Hauses vom ursprünglichen Eigentümer und ‚Stifter‘ auf den politisch zurückhaltenden Bahnbediensteten Trienens schied der „Kleine Hermann“ als Ort demonstrativer politischer Akte aus. Das zeigte sich deutlich 1925, als die Deutsche Turnerschaft, der Dachverband der vaterländischen Turnvereine, aus Anlass des 50. Geburtstags des Detmolder Nationaldenkmals einen reichsweiten „Hermannslauf“ als Akt des nationalistischen Protestes gegen die Versailler Nachkriegsordnung in Szene setzte und damit die „Erfüllungspolitik“ der um Ausgleich bemühten republikanischen Reichsregierungen zu diskreditieren suchte. Leitidee des „Hermannslaufs“ war der sehnsuchtsvolle Ruf nach einem neuen „Hermann“, der als Führer- und Erlösergestalt die Deutschen gegen den „auf deutschem Boden“ stehenden „Feind“ zusammenschweißen sollte, um das Reich zu „neuer Herrlichkeit und Macht“ zu führen, wie es das zeittypische vaterländische Pathos zum Ausdruck brachte.⁶⁷

Am sternförmig auf das Hermannsdenkmal zulaufenden Stafettenlauf beteiligten sich reichsweit mehr als hunderttausend Turner. Die Route 10 des Hermannslaufs, die an der symbolträchtigen „Befreiungshalle“ in Kelheim an einer Einmündung der Altmühl in die Donau startete, führte gemäß der ursprünglichen Planung über Paderborn nach Detmold.⁶⁸ Später sah man noch für weitere Hauptläufe Paderborn als Zwischentappe vor, so dass sich die Paderstadt als Sammelplatz für die letzte Etappe in Richtung Hermannsdenkmal anbot. Als Treffpunkt wählte man die zentral gelegene Domschenke, und die Turnvereine „Jahn“ und „Germania“ geleiteten die Turner über das Detmolder Tor und die Detmolder Straße stadtauswärts in Richtung Hermannsdenkmal über Marienloh und den lippischen Ort Schlangen.⁶⁹ Der mittlerweile in rechtsliberalem bis deutschnationalem Fahrwasser segelnde „Paderborner Anzeiger“ sprach mit Blick auf die Detmolder Jubiläumsfeierlichkeiten von einer „Pilgerfahrt“ zur Grotenburg als einer Wallfahrtsstätte des nationalen Widerstandsgeistes.⁷⁰ Obwohl der Zug der Turner direkt unter dem „Kleinen Hermann“ vorbeiführte, hatten die Veranstalter dort keinen Haltepunkt für eine kleine Kundgebung vorgesehen, obwohl dies angesichts des

⁶⁷ Hermann der Cherusker und sein Denkmal. Zum Gedenken an die 50jährige Wiederkehr der Einweihung des Hermannsdenkmals auf der Grotenburg am 16.8.1875, Detmold 1925, S. 5; vgl. zum allgemeinen Hintergrund: KLENKE, Der singende „deutsche Mann“, S. 182ff.; MELLIES, Dirk: „Wir kämpfen unter Hermanns Zeichen, bis alle Feinde bleichen“. Die politische Rezeption des Hermannsdenkmals 1914–1933, in: NIEBUHR, Hermann/ RUPPERT, Andreas (Bearb.): Krieg – Revolution – Republik. Detmold 1914–1933, Bielefeld 2007, S. 335–373.

⁶⁸ Karte zum Hermannslauf der Deutschen Turnerschaft am 14.–16. August 1925, in: Kreisblatt für den Turnkreis VIIIa Westfalen-Lippe, Nr. 7 vom 1.4.1925, S. 60.

⁶⁹ Paderborner Stadtchronik/Vom Sonntag, in: Paderborner Anzeiger vom 18.8.1925; Rubrik: Turnen – Sport – Spiel, in: Westfälisches Volksblatt vom 15.8.1925.

⁷⁰ Vom Sonntag, in: Paderborner Anzeiger vom 11.8.1925.

ausgesprochen expressiven Kundgebungsstils der vaterländischen Verbände durchaus nahe gelegen hätte. In dieser Situation machte sich bemerkbar, dass das Haus des „Kleinen Hermann“ wenige Jahre zuvor in den Besitz eines politisch zurückhaltenden Reichsbahnbediensteten übergegangen war, der anscheinend keinerlei Veranlassung sah, sein Haus im Rahmen des „Hermannslaufes“ ins Spiel zu bringen. Auch für die Zeit des Dritten Reiches lässt sich nicht nachweisen, dass die Symbolik des „Kleinen Hermann“ für die öffentliche Selbstinzenierung der Nationalsozialisten eine Rolle gespielt haben könnte. Bewohner in der unmittelbaren Nachbarschaft konnten in den späten 1930er Jahren und während des Weltkriegs keinerlei Aktivitäten des NS-Staates im Zusammenhang mit dem „Kleinen Hermann“ feststellen (siehe Abb. 7).⁷¹



Abb. 7: „Kleiner Hermann“ Ecke Detmolder Straße/Hermannstraße um 1938

⁷¹ Befragung von Frau Brigitte Kaiser (Paderborn), die ihre Jugendzeit größtenteils in der unmittelbaren Nachbarschaft des Hermann-Hauses verbracht hat, am 13.7.2009; siehe auch das im Besitz von Brigitte Kaiser befindliche Postkartenfoto des Gebäudekomplexes Ecke Detmolder Straße/ Hermannstraße (Abb. 4). Die Fotoaufnahme stammt aus den späten 1930er Jahren, als die Straßenbäume an der Detmolder Straße bereits eine staatliche Höhe erreicht hatten. Sie fielen im Frühjahr 1945 den Bombenangriffen zum Opfer.

III. Der „Kleine Hermann“ als Stein des Anstoßes in der Nachkriegszeit nach 1945

In der Schlussphase des II. Weltkrieges schien es um den „Kleinen Hermann“ fast geschehen zu sein. Die alliierten Bombenangriffe trafen das Hermann-Haus an der Detmolder Straße so stark, dass es bis auf die Außenmauern ausbrannte.⁷² Nur der Eckturm mit dem Hermann-Standbild obendrauf blieb fast unversehrt. Es war eine Ironie des Schicksals, dass ausgerechnet ein herausragendes Symbol des deutschen Nationalismus, der die Kriegskatastrophe hauptsächlich zu verantworten hatte, die schweren Bombenangriffe unbeschadet überstand, wohingegen der Dom als Symbol der katholischen Abseitsstellung im Dritten Reich von den alliierten Luftangriffen aufs Schwerste in Mitleidenschaft gezogen wurde. Auch die Einschusslöcher an der Hermannsfigur, die auf die einrückenden alliierten Truppenverbände zurückgingen, waren so rar gesät, dass sie dem vaterländischen Standbild nichts anzuhaben vermochten.

Was aber die alliierte Streitmacht nicht zustande gebracht hatte, nämlich den Paderborner „Hermann“ zu Fall zu bringen, das wäre fast Paul Zenz gelungen, den die britische Besatzungsmacht im April 1945 zum Regierungspräsidenten von Minden ernannt hatte.⁷³ Zenz, ein in Köln aufgewachsener katholischer Rheinländer, genoss nicht zu Unrecht das Vertrauen der Briten, hatte er sich doch als juristisch vorgebildeter Regierungsbeamter während des Dritten Reichs stets abseits gehalten und damit unter Beweis gestellt, dass er seinen katholischen Milieubindungen treu geblieben war. Nach 1945 engagierte er sich neben seinen Amtsgeschäften ehrenamtlich im katholischen Verbandswesen.⁷⁴ Da er als Vorsitzender des Augusta- und des Cecilienstiftes in Bad Lippspringe regelmäßig dort zu tun hatte, war ihm auch das nahe gelegene schwer zerstörte Paderborn vertraut, wo ihm – von Lippspringe in die Stadt hineinfahrend – sogleich die in der Trümmerwüste trotzig in den Himmel aufragende Hermannsfigur aufgefallen sein dürfte. Als gestandener und zugleich sensibler Gegner des Nationalsozialismus musste er diese Szenerie als provokativ empfinden, handelte es sich bei „Hermann“ doch um ein von den Nationalsozialisten vereinnahmtes und damit gründlich diskreditiertes Nationalsymbol. Um die Jahreswende 1945/46 gab er dem Paderborner Bürgermeister bei einer persönlichen Begegnung zu verstehen, dass der Hermann „zu verschwinden“ habe.⁷⁵ Der Bürgermeister leitete diese Anweisung umgehend an das Städtische Bauamt weiter.

⁷² Niemand weiß es: Wo blieb das Schwert des „kleinen Hermann“?, in: „Westfälisches Volksblatt“ vom 18.8.1982.

⁷³ Kurzbiographie von Dr. jur. Paul Zenz, in: SIEMER, Ernst (Bearb.), 175 Jahre alt - Bezirksregierung in Ostwestfalen 1816–1991. Eine Dokumentation, Detmold 1991, S. 183f.; Personal-Akte Dr. Paul Zenz, in: Landesarchiv Detmold, D 99, Nr. 14764.

⁷⁴ Ergreifender Abschied von Dr. Paul Zenz, in: Westfalen-Zeitung vom 4.11.1955.

⁷⁵ Schreiben des Bürgermeisters von Paderborn an das Stadtbauamt vom 8.1.1946, in: Stadtverwaltung Paderborn, Untere Denkmalsbehörde, Akte Wohn- und Geschäftshaus „Kleiner Hermann“, Objekt Nr. 312, Detmolder Str. 31.

Die Aversionen, die der Regierungspräsident gegen den Hermannskult hegte, lassen sich kaum allein aus der Vereinnahmung dieses Kultes durch die Nationalsozialisten erklären. Erhellend dürfte vor allem die politische Biographie des Regierungspräsidenten sein: Als Kölner und katholischer Rheinländer stammte er aus einer Region des Deutschen Reiches, in der der Hermannskult vergleichsweise wenig Fuß hatte fassen können.⁷⁶ Hier spielte nicht allein der Katholizismus mit, sondern auch der lokalpatriotische Stolz der Kölner, bereits in der römischen Antike eine wesentlich höhere Kulturstufe erreicht zu haben als die rechtsrheinischen Germanen. Nicht zufällig attackierte während des „Hottentotten“-Wahlkampfes von 1907 selbst das eher zur Besonnenheit neigende linksliberale „Berliner Tageblatt“ die Kölner, sie seien auf Grund ihrer römischen Ursprünge papsthörig und undeutsch.⁷⁷ Ein rheinisches Selbstbild, das sich historisch in Traditionen auch jenseits des nationaldeutschen Horizonts verortete, vertrug sich wenig mit der verklärten Vorstellung von „Hermann“ als heldenhaftem „Römerbefreier“. Insofern blickte ein Regierungspräsident aus dem katholischen Rheinland mit anderen Augen auf den „Kleinen Hermann“ als manch westfälischer Katholik, in dessen nationalem Gefühlsleben der „Römerbefreier“ Hermann durchaus einen prominenten Platz einnehmen konnte.

Nach der Intervention des Mindener Regierungspräsidenten trat die Paderborner Stadtverwaltung an den Eigentümer des ausgebombten Hauses an der Detmolder Straße heran. Mit diesem vereinbarte der Stadtdirektor im März 1946, dass der „Hermann“ nach dem Wiederaufbau des Wohnhauses auf Kosten der Stadt Paderborn „entfernt“ werden sollte.⁷⁸ Als das Haus dann im Mai 1949 bezugsfertig wiederhergestellt war, hatte man in der Stadtverwaltung offenbar vergessen, dass man den „Kleinen Hermann“ als politisch anstößiges Objekt auf eigene Kosten hatte beseitigen wollen. Erst 1954, als der Eigentümer hohe Reparaturkosten für die Instandhaltung des Standbildes auf sich zukommen sah, fragte er bei der Stadtverwaltung nach, ob denn die Figur entfernt werden solle. Er erklärte sich mit beiden Lösungen einverstanden, betonte aber, dass er im Falle der Erhaltung die Reparaturkosten nicht allein tragen könne und auf städtische Unterstützung setze.⁷⁹ Aber zu dieser Zeit schaute man in einem Klima des hoffnungsvollen Wirtschaftsaufschwungs eher nach vorn als zurück, so dass die zuständige Stelle der Stadtverwaltung in Abstimmung mit dem Stadtdirektor dem Eigentümer lapidar mitteilte, dass „seitens der Stadt Paderborn kein Interesse daran besteht, ob das Standbild stehen bleibt

⁷⁶ Auffällig ist, wie zurückhaltend selbst die den Nationalliberalen nahestehende „Kölnische Zeitung“ im August 1909 über das Varusschlacht-Jubiläum berichtete.

⁷⁷ Der Zentrumsturm, in: Berliner Tageblatt vom 19.1.1907.

⁷⁸ Aktenvermerk des Stadtbauamtes vom 12.3.1946, in: Stadtverwaltung Paderborn, Untere Denkmalsbehörde, Akte Wohn- und Geschäftshaus „Kleiner Hermann“, Objekt Nr. 312, Detmolder Str. 31. Der Hauseigentümer war immer noch Heinrich Trienens.

⁷⁹ Aktenvermerk des Stadtbauamtes vom 5.8.1954, in: Stadtverwaltung Paderborn, Untere Denkmalsbehörde, Akte Wohn- und Geschäftshaus „Kleiner Hermann“, Objekt Nr. 312, Detmolder Str. 31.

oder entfernt wird“.⁸⁰ Sollte sich der Antragsteller, hieß es weiter, für den Erhalt entscheiden, habe er und nicht die Stadt Paderborn die Kosten für die Instandhaltung zu übernehmen und obendrein Sorge dafür zu tragen, dass es zu keiner baupolizeilich zu beanstandenden Gefährdungssituation komme. Als sich nach diesem Vorstoß des Hauseigentümers herausstellte, dass Sicherungs- und Restaurierungsmaßnahmen vorerst nicht erforderlich waren, blieb alles beim Alten. Nicht weiter verwunderlich war die kühle Antwort der Paderborner Stadtverwaltung auf die Anfrage des Hauseigentümers; denn in der vor Ort beherrschenden christdemokratischen Partei wirkten in den 1950er Jahren noch die Traditionen der katholischen Zentrumsparterie deutlich nach. Der „Kleine Hermann“ geriet in die Rolle eines Reliktes aus ungeliebten Zeiten, das auf dem Dach des wiederaufgebauten Hauses nach und nach verwitterte und kaum mehr Beachtung fand (siehe Abb. 8).⁸¹



Abb. 8: Detmolder Straße mit „Kleinem Hermann“
1960 vor dem Verlust des Schwertes

⁸⁰ Schreiben des Stadtdirektors der Stadt Paderborn an Heinrich Trienens, den Eigentümer des Hauses, Detmolder Str. 31, vom 11.8.1954, in: Stadtverwaltung Paderborn, Untere Denkmalsbehörde, Akte Wohn- und Geschäftshaus „Kleiner Hermann“, Objekt Nr. 312, Detmolder Str. 31.

⁸¹ Foto: Detmolder Straße mit „kleinem Hermann“ 1960 vor dem Verlust des Schwertes infolge eines Herbststurmes im Dezember 1960, in: StA PB, Bildersammlung.

Erst im Dezember 1960 zog der „kleine Hermann“ wieder die Aufmerksamkeit der lokalen Öffentlichkeit auf sich, als ein schwerer Herbststurm das Schwert nebst schwerthaltendem Arm zur Seite bog und die abgeknickten Teile herunterzufallen drohten.⁸² Die Feuerwehr schaffte mit einem Leiterwagen Abhilfe, indem sie die Hermannsfigur am rechten Oberarm amputierte. Das abmontierte Kupferschwert legte sie im Hinterhof des Gebäudes achtlos ab. Symptomatisch war, dass sich daraufhin nur noch spielende Kinder des Schwertes annahmen, bis es dann nach einigen Wochen sang- und klanglos verschwand, vermutlich bei einem Schrotthändler oder auf der Mülldeponie.⁸³ Zu nah war zu dieser Zeit noch die Katastrophenvergangenheit und zu stark war der Blick auf Modernisierung und Fortschritt gerichtet, als dass das abgenommene Schwert nostalgische Gefühle hätte wecken können. In der Wortwahl, zu der die „Westfalenpost“ in ihrem Bericht über den Feuerwehreinsatz griff, schimmerte noch etwas von der politischen Brisanz des Hermanns-Kultes durch. So war von der „Entwaffnung“ und „Entmilitarisierung“ des „Kleinen Hermann“ die Rede, ohne dass ein Wort des Bedauerns über den Verlust des Schwertes und die Verstümmelung des rechten Armes geäußert wurde, geschweige denn, dass über eine Ersatzbeschaffung und Restaurierung nachgedacht worden wäre.⁸⁴ Nach dem schweren Sturmschaden wirkte der amputierte „Hermann“ wie ein verfallendes Standbild, das über kurz oder lang abrissgefährdet war. Dies veranlasste 1975 einen Bürger der benachbarten lippischen Gemeinde Schlangen, über den erbärmlichen Zustand des Monuments zu spotten und auf den selbst nach 100 Jahren noch „bewaffneten“ Detmolder „Hermann“ zu verweisen.⁸⁵ Hier flackerte noch einmal ein alter perspektivischer Kontrast auf: einerseits die nationalkonservativen und nationalprotestantischen Traditionen des Lipper Landes und andererseits die Reserviertheit einer vom politischen Katholizismus geprägten Region gegenüber dem „Römerbefreier“.

Aber noch ein weiterer Trend spiegelte sich seit den 1960er Jahren in der Vernachlässigung der Paderborner Standbilds, und zwar eine fortschreitende konfessionsübergreifende Entpolitisierung und Enthistorisierung des Hermann-Mythos, bis um 1980 herum die wirkungsgeschichtlichen Zusammenhänge und der nationalistische Symbolgehalt von ehemals fast vollständig in Vergessenheit geraten waren, – zumindest in den nachwachsenden Generationen. Dieses Schicksal teilte der „Hermann“ mit einer Vielzahl volkstüm-

⁸² Sturm und Regen bestimmten das Wochenende, und Bilder vom Feuerwehreinsatz, in: Westfalenpost (Lokalteil Paderborn) vom 5.12. u. 6.12.1960; „Hermann“ jetzt ohne Schwert, in: Westfälisches Volksblatt vom 6.12.1960.

⁸³ Niemand weiß es: Wo blieb das Schwert des „kleinen Hermann“?, in: Westfälisches Volksblatt vom 18.8.1982.

⁸⁴ Sturm und Regen bestimmten das Wochenende, und Bilder vom Feuerwehreinsatz, in: Westfalenpost (Lokalteil Paderborn) vom 5.12. u. 6.12.1960.

⁸⁵ WIEMANN, Hermann ist nicht allein, S. 3.

licher Nationalsymbole, die aus dem kollektiven Gedächtnis der bundesdeutschen Gesellschaft fast unmerklich verschwanden (siehe Abb. 9).⁸⁶

IV. Entpolitisierung und nostalgisch-folkloristische Banalisierung des „Kleinen Hermann“ nach 1960

Neue öffentliche Aufmerksamkeit erfuhr das seiner Waffe beraubte Denkmal hoch über der Detmolder Straße erst wieder im Jahre 1982, nachdem Wind und Wetter gut zwei



Abb. 9: Der „Kleine Hermann“ ohne Schwert im Jahre 1986 unmittelbar vor Beginn der Restaurierung

Jahrzehnte dafür gesorgt hatten, dass es schleichend verrottete. Den Anstoß für das unverhoffte Interesse lieferte ein Bericht des „Westfälischen Volksblattes“, das mit Bedauern feststellte, dass weder Stadt noch Landschaftsverband bereit seien, für eine Restaurierung Mittel aufzubringen. Im Jahr zuvor hatte die in Essen lebende, aber in Paderborn aufgewachsene Eigentümerin Monika Zinkhöfer (eine Nichte des verstorbenen Hauseigentümers Heinrich Triens) beim Bauordnungsamt nachgefragt, ob die Stadt an einer Restaurierung des „Hermanns“ interessiert sei und sich an den Kosten beteiligen wolle.⁸⁷ Andernfalls erwäge sie angesichts unaufschiebbarer Instandsetzungsarbeiten an der Turmspitze, den „Hermann“ zu entfernen, auch wenn sie immer wieder von Paderbornern ermuntert werde, die Skulptur an ihrem Ort zu belassen und zu

⁸⁶ Bilddokumentation für die Restaurierung des „Kleinen Hermann“ von Architekt Joachim Tebel (Paderborn) aus dem Jahre 1986, in: Stadtverwaltung Paderborn, Untere Denkmalsbehörde, Akte Wohn- und Geschäftshaus „Kleiner Hermann“, Objekt Nr. 312, Detmolder Str. 31.

⁸⁷ Schreiben von Frau Monika Zinkhöfer (Essen) an die Stadtverwaltung Paderborn/ Bauordnungsamt vom 16.7.1981, in: ebd.

restaurieren. Die leidenschaftslose Antwort der Stadtverwaltung zeigte, dass die Zeit für eine nostalgische oder folkloristische Aufwertung des „Kleinen Hermann“ noch nicht reif war. Noch bediente er nicht in hinreichendem Maße eine diffuse Sehnsucht nach der ‚guten alten Zeit‘. Der für Denkmalsfragen zuständige Referent würdigte den „Hermann“ zwar als „Orientierungspunkt“, der zur „Verschönerung“ des Stadtbildes beitrage, sah sich aber angesichts der angespannten Haushaltslage nicht imstande, eine Kostenbeteiligung für die Instandsetzung in Aussicht zu stellen.⁸⁸ Eine für Herbst 1981 in Aussicht gestellte Prüfung, ob der „Kleine Hermann“ unter Denkmalschutz gestellt werden sollte, blieb ergebnislos.

In Bewegung kam die Restaurierungsfrage erst im August 1982, als der bereits oben erwähnte Bericht des „Volksblattes“ über den verwitterten „Hermann“ auf überraschend positive Resonanz traf.⁸⁹ Mehrere Paderborner Bürger, darunter eine Restaurierungsfirma, meldeten sich mit Vorschlägen zu Wort. Ein Diplom-Kaufmann rechnete im „Volksblatt“ vor, dass die erforderlichen Mittel für die Restaurierung leicht aufzubringen wären, wenn jeder engagierte Paderborner 5 DM spenden würde. Auch von der Gründung eines Fördervereins war die Rede. Dass der Symbolwert des „Kleinen Hermann“ den hohen Aufwand rechtfertigte, setzte man unausgesprochen als selbstverständlich voraus. Anscheinend hatten vor allem alteingesessene Paderborner den Eindruck, dass der „Kleine Hermann“ zum Stadtbild gehörte und etwas Unverwechselbares darstellte, so etwas wie architektonische Folklore aus alten Zeiten, die sich wohltuend von der modernen Funktionsarchitektur abhob und Vertrautheitsgefühle gerade bei denjenigen weckte, für die der „Kleine Hermann“ schon immer zum besonderen Stadtbild Paderborns gehört hatte. Die problematischen historischen Bedeutungsgehalte waren schlicht in Vergessenheit geraten. Übrig geblieben war ein diffuses, nostalgisches Empfinden für den hohen Wert scheinbar altherwürdiger Objekte, zu denen man offenbar auch den „Kleinen Hermann“ zu zählen hatte.

Unübersehbar war, dass sich in den 1980er Jahren in der öffentlichen Meinung ein Sinneswandel anbahnte, wenn es um volkstümliche Hinterlassenschaften des deutschen Nationalkultes ging, die zuvor noch als belastet gegolten hatten. Gleichwohl zeigte das spontane Bürgerecho auf den Volksblatt-Artikel zunächst noch keine nachhaltigen Wirkungen. Es mussten weitere drei Jahre ins Land gehen, bis sich die Stadt Paderborn von der Ankündigung der Hauseigentümerin, den „Hermann“ im Falle des Ausbleibens öffentlicher Unterstützung entfernen zu müssen, beeindrucken ließ.⁹⁰ Unterstützung erhielt

⁸⁸ Schreiben des Stadtdirektors der Stadt Paderborn an Frau Monika Zinkhöfer (Eigentümerin des Hauses Detmolder Str. 31) in Essen vom 10.9.1981, in: ebd.

⁸⁹ „Fünf Mark für „kleinen Hermann“! Viele Paderborner wünschen sich wieder die komplette Figur, in: Westfälisches Volksblatt vom 20.8.1982; „Kleiner Hermann“. Treffen nach den Ferien?, in: Westfälisches Volksblatt vom 30.8.1982.

⁹⁰ Schreiben von Frau Monika Zinkhöfer an die Stadtverwaltung Paderborn vom 16.7.1981, in: Stadtverwaltung Paderborn, Untere Denkmalsbehörde, Akte Wohn- und Geschäftshaus „Kleiner Hermann“, Objekt Nr. 312, Detmolder Str. 31.

sie vom „Westfälischen Volksblatt“, das die Restaurierungsfrage im Januar 1986 wieder aufgriff und die städtischen Behörden mit einer Anfrage zur „Denkmal-Unterschutzstellung“ unter Druck setzen wollte.⁹¹ Entsprechend ließ das nationalkonservativen Traditionen verpflichtete Blatt verlauten, dass der „Kleine Hermann“ ein förderungswürdiges Element der „Stadtbildpflege“ sei.⁹² Seither kam Bewegung in die Angelegenheit, erkennbar daran, dass sich auf Betreiben des zuständigen Hochbauamtes auch der Kulturausschuss des Stadtrates des Falles annahm.⁹³ Parallel ließ man den „Kleinen Hermann“ im Frühjahr 1986 auch durch das Westfälische Amt für Denkmalspflege in Münster auf seine Denkmalwürdigkeit hin begutachten.⁹⁴ Als dann aus Münster ‚grünes Licht‘ gegeben wurde, beschloss der Kulturausschuss der Stadt „einstimmig“, den „Kleinen Hermann“ in die Denkmalsliste aufzunehmen.⁹⁵ Es zeigte sich, dass die Hermanns-Symbolik parteiübergreifend jede Brisanz verloren hatte. Nunmehr flossen städtische Gelder und Landesmittel, um einen Teil der Restaurierungskosten abzudecken. Obendrein fügte sich glücklich, dass sich die Bildhauer-Innung aus Anlass Ihres 50jährigen Jubiläums bereit erklärte, die Restaurierung der Hermannsfigur auf eigene Rechnung vorzunehmen. Es reizte die Innung, auf diese Weise dem eigenen Jubiläum buchstäblich ein ‚Denkmal‘ setzen zu können. Auch die Lehrlinge des Berufsbildungszentrums beteiligten sich, indem sie ein neues Kupferschwert schmiedeten.⁹⁶ Im November 1986 war es soweit, dass die Restaurierungsarbeiten am eingerüsteten Eckturm des Hauses aufgenommen werden konnten. Zuvor hatte sich die Stadt Paderborn mit der Hauseigentümerin darauf geeinigt, dass 30 % der denkmalpflegerischen Aufwendungen aus öffentlichen Mitteln fließen sollten.⁹⁷ Offenbar hatte der lokalpatriotische Eifer der Bildhauer-Innung und der Kreishandwerkerschaft die Essener Eigentümerin so sehr beeindruckt, dass sie sich darauf einließ, ca. 30.000 DM aus eigener Tasche für den Erhalt des Miniatur-Hermann aufzuwenden.

⁹¹ Zukunft der Figur an Detmolder Straße ungewiß. „Hermann nervlich am Ende!“ Unter Denkmalschutz?, in: Westfälisches Volksblatt vom 18.1.1986.

⁹² Ebd.

⁹³ Paderborner Informationen – Kultur vom 10.4.1986, in: Stadtverwaltung Paderborn, Untere Denkmalsbehörde, Akte Wohn- und Geschäftshaus „Kleiner Hermann“, Objekt Nr. 312, Detmolder Str. 31.

⁹⁴ Schreiben des Westfälischen Amtes für Denkmalspflege an die Stadt Paderborn/ Untere Denkmalsbehörde/ Bauverwaltungsamt vom 28.5.1986, in: Stadtverwaltung Paderborn, Untere Denkmalsbehörde, Akte Wohn- und Geschäftshaus „Kleiner Hermann“, Objekt Nr. 312, Detmolder Str. 31.

⁹⁵ Niederschrift über die Sitzung des Kulturausschusses des Rates der Stadt Paderborn vom 16.7.1986, S. 5, in: StA PB, C 1329; Anlage Beschlussvorlage: Eintragung in die Denkmalliste, Sitzungsvorlage 367/86 vom 1.7.1986 für die Sitzung vom 16.7.1986, in: StA PB, C 1786.

⁹⁶ Hermann wieder „bewaffnet“, in: Westfälisches Volksblatt vom 7.11.1986; Bild vom eingerüsteten Hermann-Haus und von der verstümmelten Hermann-Figur mit Kommentar, in: Neue Westfälische (Lokalteil Paderborn) vom 7.11.1986.

⁹⁷ Aktennotiz des Hochbauamtes der Stadt Paderborn vom 2.10.1986, in: Stadtverwaltung Paderborn, Untere Denkmalsbehörde, Akte Wohn- und Geschäftshaus „Kleiner Hermann“, Objekt Nr. 312, Detmolder Str. 31.

Als das Haus des „Kleinen Hermann“ 1988 wieder in neuem Glanz erstrahlte, waren ungefähr 80 Jahre seit der Denkmalsstiftung vergangen. Komplette ausgeblendet blieben die historischen Hintergründe der Entstehung. Ohne nach den historischen und wirkungsgeschichtlichen Zusammenhängen zu fragen, machte sich der Paderborner Mittelstand im Zusammenspiel mit der konservativen Lokalpresse den Erhalt eines hervorstechenden Elements des Paderborner Stadtbildes zu Eigen. Dass der „Kleine Hermann“ unter dem Gesichtspunkt der Stadtbildpflege ein „unverwechselbares Markenzeichen“ darstellte, ließ ihn aus der Sicht der Öffentlichkeit auch in denkmalspflegerischer Hinsicht als schutzwürdig erscheinen, nachdem der zeitliche Abstand zur nationalsozialistischen Zeit mittlerweile auf mehr als vier Jahrzehnte angewachsen war und der Prozess der Entpolitisierung, den auch das Detmolder Hermannsdenkmal durchgemacht hatte, seinen Abschluss gefunden hatte⁹⁸ (siehe Abb. 10).⁹⁹

In den Augen der Paderborner Öffentlichkeit schien sich über den „Kleinen Hermann“ die Patina der Altehrwürdigkeit gelegt zu haben, nachdem die deutschtümelnden Zuschreibungen früherer Zeiten jeden Erinnerungswert verloren hatten. Eine ihrer historischen Bezüge weitgehend entkleidete folkloristische bis nostalgische Altehrwürdigkeit gestattete den Erhalt des Denkmals im Geiste des Denkmalschutzes und der Stadtbildpflege; durch diese Brille betrachtet war geschichtspolitischen Bedenken jeder Boden entzogen. Freilich war die ‚Kehrseite der Medaille‘ eine historische Bedeutungsentleerung des Standbildes. Diesen Eindruck erweckten ungewollt fast alle öffentlichen Verlautbarungen, die den „Kleinen Hermann“

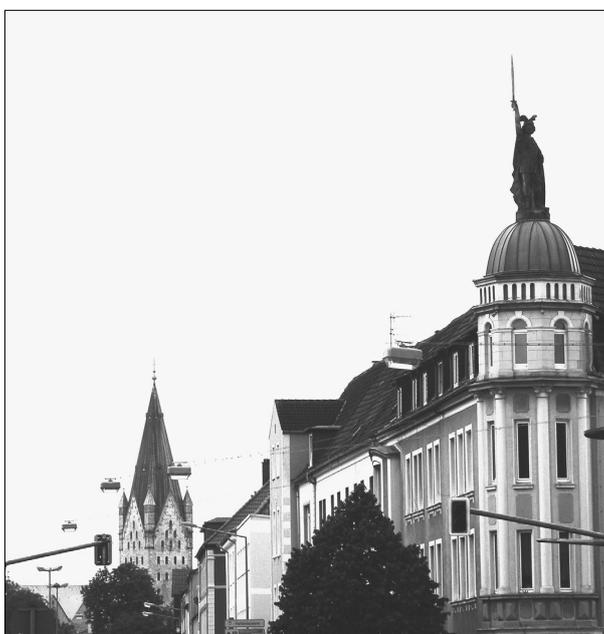


Abb. 10: Detmolder Straße 2009 mit Blick auf Dom und „Kleinen Hermann“

⁹⁸ Kleiner Hermann zum Jubiläum in neuer Rüstung, in: „Westfälisches Volksblatt“ vom 24.2.1988.

⁹⁹ Detmolder Straße in Paderborn im Jahre 2009 mit Blick auf Dom und „Kleinen Hermann“ (Foto: Dietmar Klenke).

für denkmalwürdig erklärten und seine Rettung befürworteten.¹⁰⁰ Z. B. kommentierte die Presse, dass sich der seinerzeitige Denkmalsstifter Franz Tölle den „Kleinen Hermann“ aus „Liebe zum Lipperland“ aufs Dach gesetzt habe; dorthin habe er mit seiner Familie gern Ausflüge unternommen. Ungeprüft übernahm man damit eine Äußerung der damals noch lebenden hochbetagten Tochter des Denkmalsstifters, die den Akt der Denkmalsstiftung selber nicht bewusst erlebt hatte, da sie erst 1907 zur Welt gekommen war. Im Rückblick hatte sie keinen Begriff mehr von den Zeitumständen, die zu diesem Denkmalsprojekt geführt hatten. Die „Paderborner Informationen“ des Presseamtes ließen nach einer Sitzung des Kulturausschusses verlauten, dass sich die öffentliche Unterstützungswürdigkeit daraus ergebe, dass der Kleine Hermann „ein Stück Stadtgeschichte“ sei und „zum Stadtbild gehöre“. Ebenso vage und inhaltsleer sah die Begründung des „Westfälischen Amtes für Denkmalpflege“ aus, als 1986 entschieden wurde, das Objekt unter Denkmalschutz zu stellen. Hier war von „wissenschaftlichen und städtebaulichen Gründen“ bezüglich eines „nationalen Denkmals“ die Rede, ohne dass diese Worthülsen gefüllt worden wären.¹⁰¹ Noch am ehesten hatte Substanz, wenn vom Hermannsdenkmal als „Symbol des aufstrebenden Nationalismus“ oder des „aufstrebenden Nationalbewusstseins“ gesprochen wurde. Aber auch in diesen Fällen vermisste man konkretere Angaben dazu, warum denn ein Symbol des „aufstrebenden Nationalismus“ unter Denkmalschutz gestellt werden sollte.¹⁰² Solch oberflächliche bis unpräzise Bewertungen trafen auch deshalb nicht ins Schwarze, weil es einen „aufstrebenden Nationalismus“ nur bis zur Reichsgründung gegeben hatte, nicht aber in der Wilhelminischen Ära, auf die die Stiftung des „Kleinen Hermann“ zurückging. In dieser Epoche hatte es sich vielmehr um einen bereits lange etablierten, sich aber schleichend radikalierenden Nationalismus gehandelt, der europaweit zum Ausbruch des I. Weltkrieges beigetragen hatte. Allein die radikalisierte Stimmungslage am Vorabend des großen Weltkrieges macht erklärlich, dass es auch einen Paderborner „Hermann“ gab.

Alles in allem steuerte man in dem Bemühen, öffentliche Mittel für die aufwendigen Restaurierungsarbeiten zu mobilisieren, konsequent auf eine Enthistorisierung und Bedeutungsentleerung des symbolischen Gehaltes zu. Der Denkmalscharakter wurde damit so weit banalisiert, dass allein der nostalgische Gehalt des Altehrwürdigen übrig blieb, das die Unverwechselbarkeit des Stadtbildes unterstützen sollte. Den Gipfel der Gedankenlosigkeit erklimmte eine Verlautbarung des Presse- und Informationsamtes der Stadt Pader-

¹⁰⁰ Zukunft der Figur an Detmolder Straße ungewiß. „Hermann nervlich am Ende!“ Unter Denkmalschutz?, in: Westfälisches Volksblatt vom 18.1.1986; vgl. auch: WIEMANN, Hermann ist nicht allein, S. 3f.

¹⁰¹ Schreiben des Westfälischen Amtes für Denkmalpflege an die Stadt Paderborn/ Untere Denkmalbehörde/ Bauverwaltungsamt vom 28.5.1986, in: Stadtverwaltung Paderborn, Untere Denkmalsbehörde, Akte Wohn- und Geschäftshaus „Kleiner Hermann“, Objekt Nr. 312, Detmolder Str. 31.

¹⁰² Paderborner Informationen – Kultur vom 10.4.1986; Kleiner Hermann zum Jubiläum in neuer Rüstung!, in: Westfälisches Volksblatt vom 24.2.1988.

born: Voller Stolz verkündete sie 1988 den Abschluss der Restaurierungsarbeiten mit den Worten: „Der Kleine Hermann, als Symbol des aufstrebenden Nationalsozialismus (sic!) ein Stück Paderborner Stadtgeschichte, ist damit mit 80 Jahren wieder zu einem Schmuckstück im Paderborner Stadtbild geworden.“¹⁰³ Da man annehmen darf, dass es sich dabei um nichts weiter als einen peinlichen Lapsus handelte, der schlicht auf historische Unkenntnis zurückzuführen war, drängt sich im Rückblick erst recht der Eindruck einer weitgehenden Banalisierung auf, die das Denkmal aus allen nationalgeschichtlichen Zusammenhängen herauslöste. Andererseits aber hatten gerade die historischen Bezüge als Rechtfertigung dafür herhalten müssen, dass der „Kleine Hermann“ unter Denkmalschutz gestellt und öffentliche Gelder zu seiner Restaurierung bereitgestellt wurden. Erfolgreich wurde damit die nostalgische Banalisierung verdeckt. Mit der Restaurierung im Jahre 1986 überlebte ein einzigartiges Monument architektonischer Nostalgie.

Jedoch spielte in Paderborn im Unterschied zum Lipper Land das folkloristische Motiv eine erheblich geringere Rolle als die Nostalgie des Altehrwürdigen. Nur im nördlichen Teil Ostwestfalens hielt der „Hermann“ noch zu Beginn des 21. Jahrhunderts einen bedeutenden Platz im Rahmen der Regionalfolklore besetzt, sei es in Gestalt des 1972 ins Leben gerufenen alljährlichen Bielefelder „Hermannslaufs“ oder sei es als Titelmotiv der „Lokalzeit“ des WDR-Regionalfernsehens. Wie hier blieb auch im Marketing-Logo des Kreises Lippe der historische Bedeutungsgehalt des „Hermann“ ebenso sehr ausgeblendet wie im Falle des Paderborner „Hermann“. Nur noch sehr indirekt schimmert gegenwärtig im unterschiedlichen folkloristischen Status des „Hermann“ im Süden und im Norden Ostwestfalens der überkommene Konfessionsgegensatz von Katholizismus und nationalreligiös überformtem Protestantismus durch. Übrig bleibt ein geistig blutleer gewordenes Fossil aus einer Epoche ungebändigter nationaler Rivalitäten in Europa, das allenfalls noch als Projektionsfläche für nostalgisch-romantische Phantasien taugt, vielleicht aber auch als Lehrstück für ein in zügellosen Machtkämpfen sich verzehrendes Europa.

¹⁰³ Erklärung des Presse- und Informationsamtes der Stadt Paderborn vom 23.2.1988, in: Stadtverwaltung Paderborn, Untere Denkmalsbehörde, Akte Wohn- und Geschäftshaus „Kleiner Hermann“, Objekt Nr. 312, Detmolder Str. 31.

„Erinnerung (er)zählt –Persönliches Gepäck aus der Jugendbewegung“

**Paderborner Geschichtsstudenten gestalten die Jahresausstellung 2008
des Archivs der deutschen Jugendbewegung**

von Nina Pape

„Jugendliche Lebenswelten zwischen 1945 und 2000 – Erfahrungen und Erinnerungen“, so lautete der Titel eines Hauptseminars im Sommersemester 2008 am Historischen Institut der Universität Paderborn unter der Leitung von Prof. Dr. Barbara Stambolis. Anhand persönlicher Erinnerungsstücke, die Zeitzeugen eigens für dieses Projekt zur Verfügung stellten, sollte der Geist verschiedener Jugendgenerationen erlebbar gemacht werden. Die fünfzehn Studierenden, die sich zu dieser Blockveranstaltung anmeldeten, trafen sich nicht – wie üblich – an der Universität, sondern reisten eigens zur nordhessischen Burg Ludwigstein. Zwei Tage lang sollten die Seminarteilnehmer dort im Archiv der deutschen Jugendbewegung in Witzenhausen an Originalquellen arbeiten. Die Ergebnisse des Seminars wurden anschließend in der jährlichen Archiv-Ausstellung der Öffentlichkeit vorgestellt.

Das Archiv ist in einem Seitenbau der Burg Ludwigstein untergebracht, einem zentralen Erinnerungsort und Treffpunkt der verschiedenen Jugendbünde in Deutschland.¹ Für die Paderborner Studierenden war die Reise auf die Burg im wahrsten Sinne des Wortes ein Weg in eine andere Welt. Schon bei einem Vortreffen des Seminars wurde deutlich, dass niemand aus der Studentengruppe persönlichen Bezug zu den so genannten Wandervögeln, zu jugendbewegt-bündischen Gruppen oder jugendbewegten Traditionen hatte.

In jugendbewegten Gruppen hat das Reisen eine besondere Bedeutung. Während der zweiten Industrialisierung um die Wende zum 20. Jahrhundert entstand eine Bewegung aus Schülern und Studenten, die sich von den Zwängen des gesellschaftlichen und schulischen Umfelds befreien wollte. Diese jungen Menschen waren größtenteils bürgerlicher Herkunft. Durch die Ideale der Romantik angeregt, versuchten sie, sich eine eigene Identität vor allem durch Naturerfahrungen zu schaffen. Wenn diese Jugendlichen „auf Fahrt gingen“, grenzten sie sich bewusst von der wilhelminischen Gesellschaft ab, machten dies

¹ Die aus dem Spätmittelalter stammende Ruine der Burg Ludwigstein wurde in den 1920er Jahren von Jugendgruppen wieder aufgebaut, sollte ein „lebendiges Ehrenmal“ für die rund 50.000 im Ersten Weltkrieg gefallenen Wandervögel darstellen und zieht mit Burgherberge und Jugendbildungsstätte auch heute noch Zehntausende Gäste jährlich an. Das Archiv sichert Dokumente der deutschen Jugendbewegung und deutscher Jugendverbände von etwa 1890 bis zur Gegenwart. U. a. zahlreiche Nachlässe und über 160.000 Fotos machen den faszinierenden Mikrokosmos der Ideen und Wertevorstellungen der jugendlichen Aufbruchs- und Reformbewegungen des 20. Jahrhunderts erlebbar.

durch ihre Freizeitgestaltung und ihr Äußeres deutlich.² Auch nach dem Ersten Weltkrieg schlossen sich Jugendliche zusammen. In Bündeln selbstorganisiert, fanden Wandervögel und Pfadfinder zusammen, unternahmen Fahrten ins Grüne, gestalteten Heimabende und führten so ein gemeinschaftliches Leben abseits der bürgerlichen Gesellschaft mit Elternhaus, Schule, Kirche und Beruf.³ Doch begann bereits in der Weimarer Republik der „Wettlauf“ der politischen Parteien um die Jugend, pervertiert schließlich durch den Nationalsozialismus mit Hitlerjugend und BDM. Auch wenn man von einem Untergang der Bündischen Jugend in der Diktatur sprechen kann, lebten Elemente der Jugendbewegung in den 1950er und 1960er Jahren in der Bundesrepublik wieder auf. Personen, die zu dieser Zeit ihre Jugend verlebten und sich als bündisch bzw. jugendbewegt begreifen, gehörten zur großen Mehrzahl der Einsender persönlicher Erinnerungsstücke an das Archiv der deutschen Jugendbewegung.

Viele der Paderborner Studenten reisten zu der Recherchephase „auf den Ludwigstein“ so an, wie es wohl über Generationen junge Menschen taten, die der Jugendbewegung nahe standen oder noch stehen: Man geht einen bewachsenen Fußweg zur Burg. Dieser schlängelt sich langsam aus dem Tal der Werra hinauf und bietet so die Möglichkeit zum Innehalten und Verweilen. Man blickt sich zwischendurch immer wieder um und sieht, welche Strecke man schon hinter sich gebracht hat. Es ist nicht nur der Weg zu einer Forschungsstätte, es ist ein Erlebnis zwischen Reisen und Ankunft. Man hat die Möglichkeit, die bisherige Reise zu reflektieren und sich auf eine neue Situation nicht nur einzustellen, sondern im wahrsten Sinne des Wortes einzulassen. Erst nach einiger Zeit taucht dann die Burg zwischen grünen Büschen und Bäumen auf einer Anhöhe auf. Auch wenn man schon einige Burgen besichtigt hat, so ist dieser Anblick ein ganz besonderer. Die Burg Ludwigstein vermittelt den Eindruck von Ankunft, Sicherheit und einer Atmosphäre, die einnehmend ist.

Doch begann für die Studierenden erst jetzt die eigentliche Reise, auf die das Seminar ein halbes Jahr gehen sollte. In einem Arbeitsraum des Archivs befanden sich graue Pappkartons mit Erinnerungsstücken und Texten. Dem Seminar vorausgegangen war im Herbst 2007 ein gemeinsamer Aufruf von Stambolis und dem Archiv an Menschen, die in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts bündisch bewegte Jugendliche waren. Sie wurden gebeten, für den Zeitraum von rund eineinhalb Jahren ein Stück dieser Vergangenheit für eine Ausstellung zur Verfügung zu stellen. Zahlreiche Angeschriebene folgten diesem Aufruf und so lagen diese „Herzenstücke“ nun vor den Studierenden.

² Zur Einführung in die „klassische Phase“ der Jugendbewegung vgl. HERRMANN, Ulrich: Wandervogel und Jugendbewegung im geistes- und kulturgeschichtlichen Kontext vor dem Ersten Weltkrieg, in: Ders. (Hg.): „Mit uns zieht die neue Zeit.“ Der Wandervogel in der deutschen Jugendbewegung, München/ Weinheim 2006, S 30–79.

³ Einführend: MALZACHER, Florian/ DAENSCHER, Matthias: Jugendbewegung für Anfänger, Stuttgart 2004. Vgl. auch STAMBOLIS, Barbara: Mythos Jugend – Leitbild und Krisensymptom. Ein Aspekt der politischen Kultur im 20. Jahrhundert.



Abb. 1: Im Archiv der deutschen Jugendbewegung auf Burg Ludwigstein recherchierten die Paderborner Studenten für die Ausstellung.

Zu jedem Exponat hatte der Leihgeber einen kurzen Text verfasst, der beschrieb, wie und was er mit dem jeweiligen Objekt verband – welche Erinnerungen es in ihm wachrief, was er mit ihm erlebt hatte. So wurde ein individueller Einblick möglich: nicht nur zur Geschichte der Exponate, sondern auch in das Leben der Leihgeber. Die Zeitzeugen beschrieben in ihren Texten, was sie mit diesem Stück für Erinnerungen verbanden, und darüber hinaus, warum genau dieser Gegenstand sie in ihrer bündischen Jugendphase so sehr beeinflusst hatte. Steffen Maaß etwa, ehemaliges Mitglied einer „stark bündisch infizierten“ Jugendgruppe in Oberhausen, berichtet von seiner maßgeschneiderten Jungenschaftsjacke, kurz „Juja“. Auf diese Weise konnten die Exponate zum Sprechen gebracht werden, denn solche Objekte werden erst durch die Geschichte lebendig, die dazu erzählt wird.⁴ Jede Studentin und jeder Student durfte sich selbst einen Pappkarton auswählen. Viele beschrieben hinterher, dass sie das Gefühl hatten, als ob sie direkt gemerkt hätten, dass ein bestimmter Gegenstand eine einzigartige Faszination auf sie ausgeübt habe. Ohne

⁴ Eine Auswahl der Erinnerungstexte ist im 2009er Jahrbuch des Archivs der deutschen Jugendbewegung abgedruckt. Vgl. STAMBOLIS, Barbara/ KOERBER, Rolf (Hg.): *Erlebnisationsgenerationen – Erinnerungsgemeinschaften. Die Jugendbewegung und ihre Gedächtnisorte*, Schwalbach/Ts. 2009 (=Historische Jugendforschung, Bd. 5), S. 236–252.

genau zu wissen, warum, bauten sie schon von Anfang an eine individuelle Bindung zu dem Objekt auf. Genau diese persönliche Beziehung sollte das weitere Arbeiten entscheidend prägen. Eine Studentin reflektiert diese Situation später so:

„Es sollte eine Art Verantwortungsgefühl für die Exponate durch den offenen, durch Neugier geleiteten ersten Kontakt hergestellt werden. Wir durften zunächst entdeckend durch den Raum gehen und uns mit allen Exponaten vertraut machen. So hatte jeder die Möglichkeit, sich selbst etwas auszusuchen – was den Vorteil hatte, dass man eine Verbindung zu dem Gegenstand herstellen konnte. Mit diesem Interesse, einer bestimmten Idee und Kreativität konnte ein »Herzensstück« zum glänzen gebracht werden.“⁵

Unter den 22 eingesandten Exponaten befanden sich u. a. ein Schlafsack, ein Koppelschloss, ein „Affe“ – eine besondere Art Rucksack –, eine Fahne, ein Halstuch, ein Barett und die bereits angesprochene Jungenschaftsjacke. Alle diese Gegenstände haben eine identitätsstiftende Bedeutung, denn sie können als Erkennungsmerkmale der Jugendbewegten gelten. Somit boten sie der Seminargruppe eine greifbare Möglichkeit, einen Einblick in die Geschichte und Bedeutung der Bündischen Jugend zu erhalten. Weshalb war ein Halstuch ein so bindendes Element – oder eine Fahne? In welchen Jugendbünden war es üblich, ein Koppelschloss am Gürtel zu tragen? Wer ging mit dem „Affen“ auf Fahrt? Und warum wurde ein Barett – ersten Assoziationen der Studierenden zufolge eine militärische Kopfbedeckung – ausgerechnet von einem Mitglied der pazifistischen Zugvogel-Bewegung getragen?

Die Studierenden lernten, aus den konkreten Einzelstücken der Leihgeber eine allgemeine Bedeutung für die jugendbewegten Lebenswelten im 20. Jahrhundert abzuleiten. Das Barett beispielsweise wurde nicht militärisch verortet, sondern u. a. aufgrund seiner Multifunktionalität getragen – so konnte es „auf Fahrt“ umgekrempelt als Topflappen beim kochen über dem offenen Feuer gute Dienste leisten.⁶ Diese gedanklichen Schritte sollte auch die zu erarbeitende Ausstellung vollziehen. Persönliche Erinnerungsstücke stehen stellvertretend für die zu charakterisieren Themenbereiche – und bieten dennoch einen leicht nachvollziehbaren, individuellen Zugang. Darüber hinaus wird deutlich, dass die eingeschickten Objekte ein Stück Biographie der Leihgeber darstellten. Jeder Gegenstand prägte offensichtlich den weiteren Lebensweg seines Besitzers. Ein besonderes Phänomen der Jugendbewegung ist, dass Menschen, die ihr in ihrer Jugend angehörten, der jeweiligen Gruppe meist ein Leben lang treu blieben. Die Ideale, die sie in jungen Jahren erfahren haben, versuchten sie auch als Erwachsene weiter zu leben. Dies wurde aus den Texten, die die Leihgeber ihren „Herzensstücken“ beilegte, deutlich. So versuchte auch Steffen

⁵ Seminarreflexion von Sinja Weeke.

⁶ KOERBER, Rolf: „Rück zurecht das sonn’gebleichte grüne Barett...“ (K)eine Kopfbedeckung. In: STAMBOLIS/ KOERBER, Erinnerungsgenerationen, S. 242f.

Maaß, auf einem Ehemaligentreffen nach Jahrzehnten seine Juja noch einmal zu tragen. Er schreibt:

„Abends saßen wir dann mit allen Teilnehmern nach dem Essen zum Singen zusammen. Ich hatte mich in meine alte Juja »gezwängt«, denn inzwischen hatte ich einen Bauch angesetzt. Als für alle eine Verdauungsschnapsrunde kam und ich mich zum Zuprosten wohl etwas zu abrupt bewegte, riss die inzwischen in die Jahre gekommene Juja quer ein.“⁷

Auch wenn die Jacke Maaß physisch nicht mehr passte, war sie doch weiterhin das Gewand, in dem er sich geborgen fühlte. Die Studierenden lernten, dass sie es nicht nur mit Gegenständen zu tun hatten, sondern auch mit Personen, die der Gruppe einen Teil ihres Lebens zur Verfügung gestellt hatten. Diesen Leihgebern gegenüber fühlten sich die Ausstellungsmacher verpflichtet, ihr Erinnerungsstück angemessen in die Ausstellung zu integrieren. Die Studierenden wollten deshalb auf keinen Fall die Leihgeber verstimmen oder – schlimmer noch – verärgern, indem diese nicht mit der Art der Präsentation zufrieden wären. Davor hatten fast alle Angst, denn sie kannten die Leihgeber nicht persönlich. Es war eine einseitige „Bekantschaft“: Die Zeitzeugen gaben den Studenten etwas aus ihrem Leben preis und das in Briefform. Diese Barrikade sollte später noch überwunden werden.

Um sich über die übergeordnete Bedeutung der Objekte, beispielsweise jene eines zur Verfügung gestellten Halstuches zu informieren, eignete sich der Ort des Seminars hervorragend. Die Bestände des Archivs der deutschen Jugendbewegung umfassen neben Bibliothek und Aktenüberlieferung eine große Auswahl verschiedenster Gegenstände, die den Alltag in der bündischen Jugend prägten. Anhand der bereits vorhandenen Halstücher konnten so typische Elemente, aber auch Besonderheiten des zu bearbeitenden Objektes nicht nur erfahrbar, sondern erfassbar gemacht werden. Nach einer detaillierten Einführung in den Aufbau des Archivs war jeder Teilnehmer selbständig in der Lage, in den Beständen zu recherchieren. Selbstverständlich stand bei Fragen weiterhin jederzeit ein Mitarbeiter des Archivs zur Verfügung. Diese Form der Recherche war für viele Studierende eine neue Art des Forschens, da in universitären Lehrveranstaltungen sonst selten die Möglichkeit geboten wird, unmittelbar mit Originalquellen in einem Archiv zu arbeiten. Auf diese Weise wurde die naturgemäß vorhandene Schwellenangst junger Historiker gegenüber dem unbekanntem „Lernort Archiv“ auf ideale Weise abgebaut.

Eine besondere Herausforderung bei der Erarbeitung der Ausstellung war die zielgruppengerechte Aufarbeitung der zu vermittelnden Inhalte. Auf Burg Ludwigstein sind die verschiedensten Gruppen zu Besuch: bündisch geprägte und jugendbewegt orientierte Menschen aller Generationen und mit den unterschiedlichsten Erfahrungshorizonten, aber

⁷ MAAß, Steffen: Meine Jungenschaftsjacke. In: STAMBOLIS/ KOERBER, Erinnerungsgenerationen, S. 237f.

auch Schulklassen oder Vereine, wohltätige Gruppen oder Kinder, die an Projekten teilnehmen; dazu noch Interessierte von überall, die im Archiv recherchieren. So war es kaum möglich, eine bestimmte Zielgruppe als Ausstellungsbesucher festzulegen. Die Diskussionen über den Aufbau entwickelten sich zu einem langen Prozess des Abwägens und des Treffens von Entscheidungen. Wie sollte eine Ausstellung gestaltet werden, von der jeder Besucher, unabhängig von einem bestimmten Hintergrund, etwas mitnehmen kann?

Niemand aus der Seminargruppe hatte bislang Erfahrung mit der Organisation einer Ausstellung. Doch war klar: die Schau sollte das gängige Vorurteil widerlegen, historische Ausstellungen seien langweilig und böten hauptsächlich so genannte „Flachware“ – Papier und lange Texte. Das Konzept orientierte sich daher an einem Trend, der in den vergangenen Jahrzehnten unter dem Schlagwort „Musée Sentimental“ zusammengefasst wird. Statt „historisch bedeutenden“ Ausstellungsstücken sollte eine nachdenklich machende Geschichte gezeigt werden, in der Menschen mit ihren alltäglichen Lebensgeschichten im Mittelpunkt stehen.⁸ Zurückgekehrt von Burg Ludwigstein konnte durch die Bildung von Untergruppen eine Spezialisierung und Arbeitsteilung an der Universität Paderborn erreicht werden. Das Konzept für ein einheitliches Layout der die Exponate und die Selbstbeschreibungen der Leihgeber begleitenden Text-Tafeln musste ebenso erstellt werden wie ein spezielles Plakat, das die Ausstellung ankündigte.



Abb. 2: Ein eigens gestaltetes Plakat machte auf die Ausstellung „Erinnerung (er)lebt“ aufmerksam.

⁸ Vgl. PLESSEN, Marie-Luise/ SPOERRI, Daniel/ HERZOGENRATH, Wulf (Hg.): Le Musée sentimental de Cologne. Entwurf zu einem Lexikon eines Musée Sentimental de Cologne. Reliquien und Relikte aus zwei Jahrtausenden Köln Incognito nach einer Idee von Daniel Spoerri, Kölnischer Kunstverein, Köln 1979.

Ziel war es, dass durch das Layout eine schnell erkennbare und auf jeder Ausstellungstafel wiederkehrende Struktur vorgegeben wird. Als durchgängiges Symbol einigte man sich auf die Abbildung eines Kompasses. Durch die Platzierung auf allen Medien der Ausstellung erhielt sie einen Wiedererkennungswert, unterstrich den Sinnzusammenhang der Text-Tafeln und führte die Betrachter gleichzeitig in die Gedankenwelt des Themas. Aufbruch – eigene Wege finden – selbständige Orientierung: diese Assoziationen sollten bei den Ausstellungsbesuchern geweckt werden. Die Ausstellungstafeln wurden in drei vertikale Felder unterteilt: In der linken Spalte, mit rotem Hintergrund, waren Schlagwörter zum Haupttext vorgesehen, der wiederum im Mittelteil platziert wurde. Hier wurde mit einem weißen Hintergrund für eine optimale Lesbarkeit gesorgt. Im rechten Teil der Ausstellungstafeln konnten Bilder und kurze Texte, etwa Zitate, eingebaut werden. Durch diese Modularisierung wurde eine einheitliche Darstellung gewährleistet, ohne individuelle Akzente aufgeben zu müssen. Grüne und gelbe Gestaltungselemente auf den Text-Tafeln spielten auf die Farbgebung der Jugendbewegung an.



Jugendbewegung

Geschichte der Juja

dj.1.11 und die Juja

Aussehen

noch heute aktuell

Die Jungenschaftsjacke...

...wird noch immer getragen

Die Geschichte der Jungenschaftsjacke begann in Lappland. Dort reiften Eberhard Koebels Ideen einer „Deutschen Jungenschaft“. Die Veränderungen in seinem Bund, der Deutschen Freischar, gingen ihm zu langsam voran. Deshalb beschloss er, selbst die Initiative zu ergreifen. So gründete Eberhard Koebel -tusk- am 1. November 1929 die Deutsche Autonome Jungenschaft, besser bekannt als dj.1.11. Von einer seiner Nordlandfahrten brachte tusk die Kohte mit, er führte zudem die Jurte und die Jungenschaftsjacke, Juja genannt, ein.

Bald trugen alle Anhänger der dj.1.11 eine dunkelblaue Juja. Sie war dem Schnitt von Matrosenblusen der Roten Schwarzmeerflotte nachempfunden. Die aus Wolltuch bestehende Schlupfjacke hatte als besondere Kennzeichen einen breiten Kragen, der zu einer Kapuze umgestülpt werden konnte und drei knöpfbare Riegel über dem V-Ausschnitt. Der Stoff wurde imprägniert, man wusch die Juja nicht, sie wurde nur ausgelüftet. Sie konnte mit einer Bürste gereinigt werden und wurde vom häufigen Tragen geschmeidiger.

Doch blieb die Juja kein Erkennungszeichen allein für die dj.1.11. Zwar änderten viele Bünde zur Unterscheidung gegenüber anderen die Jacke leicht ab, doch blieb die Art erhalten. Und das bis heute. Aufgrund ihrer Schlichtheit und Funktionalität ist sie ein absoluter Klassiker.

Das Lied *„Verlass die Tempel fremder Götter“* gilt als das heimliche Bundeslied der dj.1.11 aus der Zeit der Illegalität – Autor (evtl. Eberhard Köbel) und Entstehungszeit (1933/34?) sind ungeklärt. Nach einigen Interpretationen bezieht sich die Zeile *„die blaue Uniform entrisen“* darauf, dass das *„Deutsche Jungvolk“* teilweise die Juja übernahm.

tusk, um 1930

[...]

*unser geschrei erschreckt die tñler,
und unsre lungen gehen schwer
vom staub der fñchtigen amoen,
dj.1.11 jagt hinterher –
hinterher, hinterher, bis ans meer
zu unsern grossen kameraden.*

*wenn wir an ihrer seite retten,
wird jedem feind im nahgeficht
die blaue uniform entrisen,
und jeder spricht: das ist gerecht,
ist gerecht, ist gerecht, ist gerecht,
denn schlechte hunde muss man
schlagen.*

[...]

Abb. 3: Die Text-Tafeln zu den Exponaten waren in einem einheitlichen Layout gestaltet.

Letzte Unklarheiten in Bezug auf ihr „Herzensstück“ beseitigten mehrere Seminarteilnehmer, indem sie Kontakt zu den Leihgebern der Objekte aufnahmen. Um sie jedoch nicht mit den Nachfragen zu überrumpeln, fragten die Studenten zunächst schriftlich per

Brief bzw. E-Mail die Bereitschaft zu einer telefonischer Befragung ab. Ausnahmslos waren die Zeitzeugen ohne thematische Einschränkungen zu solchen Gesprächen bereit. Man verabredete sich, wann diese ausführlichen Interviews in einer ruhigen Atmosphäre stattfinden sollten. Erneut trat eine gewisse „Schwellenangst“ der Studierenden auf, denn diese Gespräche ähnelten so genannten Oral History-Befragungen – einer geschichtswissenschaftlichen Methode, mit der die Mehrzahl bislang nur theoretischen Kontakt hatte. Dank eines regen Austausches innerhalb der Seminargruppe wurden die jeweiligen Erfahrungen aus den Gesprächen jedoch schnell weitergegeben, so dass ein autonomer Lernprozess in Gang kam. Nicht nur die angesprochene „Einseitigkeit“ der Beziehung zwischen Leihgeber und Student wurde dadurch überwunden, vielmehr freuten sich die Einsender aufrichtig über das Interesse an ihren „Herzstücken“ und gaben bereitwillig Auskunft. Die Überraschung, wie viel historische Erkenntnisse die Ausstellungsmacher aus den eingesandten Gegenständen gewonnen hatten, war deutlich spürbar und ermutigte die Zeitzeugen, weitere biographische Details beizusteuern. Vereinzelt wurden auch zusätzliche Materialien zur Verfügung gestellt, etwa als der Leihgeber eines Halstuches für die Ausstellungstafel zur besseren Veranschaulichung ein Foto nachlieferte, auf dem er – während einer Fahrt – eben jenes Tuch trug. Das Aufbaukonzept für die Präsentation in den für die Ausstellung vorgesehenen Räumen des Archivs wurde von einer weiteren Untergruppe erarbeitet und im Plenum diskutiert. Ziel war es, die Exponate möglichst thematisch zusammenhängend zu platzieren – auch wenn die Räumlichkeiten des Archivs nur begrenzte Variationsmöglichkeiten boten. Im Herbst 2008 konnten die Vitrinen auf der Burg Ludwigstein mit den Ergebnissen des Seminars gefüllt werden.

Die Ausstellung wurde im Rahmen der Archiv-Jahrestagung am 24. Oktober 2008 eröffnet. Bei der Vernissage erhielten zwei Studierende die Möglichkeit, ausführlich das Projekt den anwesenden Historikern vorzustellen, bevor im Beisein zahlreicher Leihgeber eine Führung durch die Ausstellung durchgeführt wurde. Aus den spontanen Rückmeldungen auf die Eröffnungsrede und die Ausstellungsabteilungen wurde deutlich, dass es der Studentengruppe gelungen war, eine emotional treffende, angemessene und thematisch gelungene Präsentation der Jugendbewegung zusammenzustellen.

Auch die Studierenden betonten in ihren Reflexionen zum Seminar die Einzigartigkeit des gemeinsamen Projektes. Im Gegensatz so den doch manchmal allzu gleichförmig ablaufenden universitären Lehrveranstaltungen bot das Projekt eine Arbeitsform, die einen direkten Bezug auf ein mögliches späteres Berufsfeld aufwies. Das anfänglich vorhandene Gefühl der Überforderung aufgrund der unbekanntnen Herausforderung war endgültig überwunden: Der Erfolg der Ausstellung machte die Seminarteilnehmer stolz und führte zu einer unvergesslichen Erfahrung im Rahmen des Studiums. Dieses Gefühl wog auch die überdurchschnittliche Arbeitsbelastung auf: „Man konnte sehr gut feststellen, dass die Erarbeitung so einer Ausstellung ein Prozess ist, eine Entwicklung, in der es immer neue

Veränderungen und Verbesserungen gibt.“⁹ – „Es war eine lebendige Geschichtserfahrung.“¹⁰

Die „Herzensobjekte“ der Leihgeber und die von den Paderborner Studierenden erstellten Text-Bild-Tafeln waren bis Ende August 2009 in den öffentlich zugänglichen Räumen des Archivs der deutschen Jugendbewegung zu sehen.



Abb. 4: Die Paderborner Ausstellungsmacher vor dem Haupttor der Burg Ludwigstein.

⁹ Seminarreflexion von Sophia Meier.

¹⁰ Seminarreflexion von Christina Selzener.

Kurzporträts neuer Kolleginnen und Kollegen des Historischen Instituts der Universität Paderborn

Geschichte der Frühen Neuzeit

Am 16. Juni 2009 wurde Dr. Johannes Süßmann zum W3-Professor für Geschichte der Frühen Neuzeit an der Universität Paderborn ernannt. Er tritt damit an die Seite von Frank Göttmann, dessen Nachfolge er übernehmen wird.

Johannes Süßmann hat in München, Frankfurt am Main und Paris Geschichte und Deutsch studiert. Die damalige Offenheit der Lehramtsstudiengänge ermöglichte ihm, außerdem Veranstaltungen in Soziologie, Politologie, Philosophie und Romanistik zu besuchen. Interdisziplinäres Arbeiten einerseits, eine klare sozialwissenschaftliche Prägung andererseits sind ihm früh selbstverständlich geworden. Sie kennzeichnen auch die beiden Qualifikationsschriften, die Süßmann nach dem Staatsexamen verfasste.

In seiner Dissertation *Geschichtsschreibung oder Roman?* (Stuttgart 2000) untersucht er mit literaturwissenschaftlichem Instrumentarium eine geschichtstheoretische Frage: nämlich ob das Erzählen den wissenschaftlichen Erkenntnisanspruch der Historie gefährdet. Erörtert wird dies an Geschichtserzählungen von Schiller bis Ranke, weil Geschichtsschreibung und Roman niemals enger verwoben waren als in der Umbruchszeit zwischen 1780 und 1825. Das Interesse an diesen Fragen hat Süßmann nicht losgelassen. Geschichtstheorie, die Methodik der Geschichtswissenschaft, die Geschichte der Geschichtsschreibung bilden einen Themenschwerpunkt seiner Publikationen. Dazu gehört auch das Verhältnis von Geschichtsforschung und dem Gebrauch, den breitere Öffentlichkeiten von der Geschichte machen. In diesem Bereich wird Süßmann in Paderborn weiterforschen, etwa über die Geschichtswerke, die im 17. Jahrhundert im Umfeld des Fürstbischofs Ferdinand von Fürstenberg entstanden, um auf neue Weise die Existenz des Hochstifts Paderborn zu legitimieren.

Süßmanns Habilitation *Vergemeinschaftung durch Bauen? Würzburgs Aufbruch unter den Fürstbischöfen aus dem Hause Schönborn* (Berlin 2007) verbindet ebenfalls mehrere Fachdisziplinen. Es geht um eine Verfassungskrise der Kirchenherrschaften im Reich um 1700, auf die man in Würzburg (aber auch andernorts) mit einer umfassenden Baupolitik reagierte. Festungsbau, Stadtumbau, Residenzbau und die private Bautätigkeit werden zusammengefasst und systematisch aufeinander bezogen, um, so lautet die These, durch die Neugestaltung des öffentlichen Raums dem Gemeinwesen einen neuen Begriff seiner Herrschaft und Identität zu geben. Auch diese Forschungsinteressen wird Süßmann an der Universität Paderborn weiterverfolgen. Die Beschäftigung mit der Reichskirche und dem Stiftsadel der Frühen Neuzeit schließt an einen Arbeitsschwerpunkt von Frank Göttmann an. Über die Analyse von Architektur und Städtebau in ihrer politischen Be-



deutung ergeben sich Anknüpfungspunkte zu den Arbeiten von Eva Maria Seng, Professur für materielles und immaterielles Kulturerbe UNESCO.

Nach der Promotion 1998 an der TU Berlin war Süßmann Assistent für Frühneuzeitgeschichte an der Universität Frankfurt/M., wo er 2004 habilitiert, 2005 mit dem Preis zur Förderung der Geisteswissenschaften (Friedrich-Sperl-Preis) der Johann Wolfgang Goethe-Universität ausgezeichnet und 2006 zum W2-Professur auf Zeit berufen wurde. Lehrstuhlvertretungen führten ihn nach Heidelberg und seit 2008 nach Paderborn, so dass er hier kein Unbekannter mehr ist.

Kontakt:

Prof. Dr. Johannes Süßmann

Raum: W2. 204

Telefon: (05251) 60-5527

E-Mail: [johannes.suessman\[at\]uni-paderborn.de](mailto:johannes.suessman[at]uni-paderborn.de)

„Hochschulreformen und kein Ende!“

Bericht zur Tagung „Von Halle nach Bologna – Hochschulreformen in historischer Perspektive“ vom 11. und 12. März 2009

von Stefanie Haupt

Am 11. und 12. März 2009 fand in Paderborn die Tagung „Von Halle nach Bologna – Hochschulreformen in historischer Perspektive“ statt. Vor dem Hintergrund der aktuell geführten Debatten um den Bologna-Prozess von 1999 und seine Folgen für die deutsche Universitätslandschaft sollte ein Blick auf die Geschichte der Hochschulreformen geworfen, und u. a. der zentralen Frage nachgegangen werden, welche Kontinuitäten und Brüche hierbei möglicherweise auszumachen sind. Bei dem vorgenommenen Querschnitt durch ca. 300 Jahre Universitätsgeschichte wurde der Schwerpunkt besonders auf die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts gelegt. Veranstaltet wurde die Tagung vom Institut für deutsche Studentengeschichte in Zusammenarbeit mit der Universität Paderborn und der Gemeinschaft für deutsche Studentengeschichte (GDS).

Zu Beginn begrüßten Privatdozent Rainer PÖPPINGHEGE, Organisator der Veranstaltung, und Dietmar KLENKE die mehr als 40 TeilnehmerInnen der Tagung. Klenke bezeichnete diese Veranstaltung als ein „Startereignis“ für eine zukünftig intensive Beschäftigung mit dem Thema der Hochschulgeschichte am Standort Paderborn. Anlass dafür seien die auch hier im Jahr 2004 eingeführten Bachelor- und Masterstudiengänge, die neue W-Besoldung der Dozenten und die damit über die Studenten und Professoren gleichermaßen hereingebrochenen Probleme. Basis für eine historische Forschung auf diesem

Gebiet ist das zusammen mit der GDS neu gegründete Institut für deutsche Studentengeschichte mit Sitz im Stadtarchiv Paderborn, welches u. a. das Erschließen und Sichern von Quellen- und Literaturbeständen zur Hochschulgeschichte, Durchführen von wissenschaftlichen Veranstaltungen und Fördern von Forschungskontakten zum Ziel hat. Friedhelm GOLÜCKE stellte hierauf in seiner Eigenschaft als Vorsitzender des GDS seinen Verein und die Arbeit des Instituts für deutsche Studentengeschichte kurz vor. Mit einer verhältnismäßig großen Vereinsstärke – mit aktuell ca. 2.000 Mitgliedern – geht eine enorme Aktivität von der GDS aus. So wurde z. B. eine Stiftung deutscher Studentengeschichte gegründet, in bislang über 3.500 freiwilligen Arbeitsstunden die Katalogisierung von 8.000 Büchern und 2.000 Kartons mit Archivalien begonnen und in regelmäßigen Abständen Publikationen von Büchern und Zeitschriften getätigt. Das Institut soll dieses Jahr im Stadtarchiv der Öffentlichkeit zugänglich gemacht werden. Als nächstes steckte Rainer Pöppinghege den thematischen Rahmen der Veranstaltung ab. Er wies auf die Aktualität des Themas hin und machte anhand von historischen Zäsuren der Reformgeschichte deutscher Universitäten, wie zum Beispiel die Gründungen der Reformunis Halle (1694) und Göttingen (1734) oder das bis heute prägende Ideal der Freiheit und Einheit von Forschung und Lehre nach Humboldt deutlich, dass es sich bei den Reformbestrebungen der Universitäten um „ewige Baustellen“ handle. Die grundsätzlichen Probleme, so Pöppinghege, seien nicht erst seit Bologna zu konstatieren. Und so seien die zu jeder Zeit existierenden Auseinandersetzungen über das Hochschulsystem Spiegel der gesellschaftlichen Ansprüche und des zeitgenössischen Wissenschaftsverständnisses.

Der erste Vortrag wurde von Wolfgang LAMBRECHT von der TU Chemnitz unter dem programmatischen Titel „Die 'große Hochschulreform' – alles schon da gewesen?“ gehalten. Am Beispiel der Reformen der frühen BRD und der DDR in den 1960er und 70er Jahren, sowie dem aktuellen Bologna-Prozess zeigte er Ähnlichkeiten und Unterschiede der verschiedenen Reformbestrebungen auf. Allen drei Reformen sei gemeinsam, dass sie sich von vorangegangenen Modellen abgrenzen und als besonders innovativ präsentieren wollten. Sie seien alle von dem übergeordneten Interesse, das Studium zu optimieren und den wirtschaftlichen Bedürfnissen anzupassen, vorangetrieben worden und zeigten – so Lambrecht anhand von Zitaten der Protagonisten der Reformen – sogar Analogien bis in die Formulierung hinein, wenn von einer Kürzung und Strukturierung als „Kernstück“ der Bestrebungen die Rede gewesen sei. Grundlegende Idee war bei allen Modellen die Aufteilung in ein Grundlagen- und Methodik-Studium für eine breite Studentengruppe und ein wissenschaftlich ausgerichtetes Aufbaustudium mit dem Ziel der Promotion. Lambrecht wies allerdings auch auf die vor allem historisch geschuldeten Unterschiede hin, wie z. B. dass neben dem wissenschaftlichen Anspruch besonders auch der politisch-ideologische Hintergrund im Studienmodell der DDR zu berücksichtigen sei. Generell seien es die unterschiedlichen historischen Rahmenbedingungen, die aus der Frage, ob denn „alles schon dagewesen“ sei, als Fazit ein klassisches „Sowohl-als-auch“ machen würden. In der anschließenden Diskussion wurde besonders auf die Notwendigkeit einer stärkeren Herausarbeitung von Unterschieden der historischen Situationen, wie

beispielsweise den Studentenrevolten oder das Aufkommen der Massenuniversitäten hingewiesen. Interessant sei darüber hinaus auch eine bereits seit dem 15. Jahrhundert einsetzende und unter dem Eindruck des Humanismus stehende Tendenz der Verkürzung von Studienzeiten im Gegensatz zur gängigen Annahme, es handele sich hierbei um ein neuartiges Phänomen.

Den Bogen in die Vormoderne spannte Matthias ASCHE von der Universität Tübingen mit seinem Vortrag „Jesuitenuniversitäten' und 'Göttinger Modell' – zu Reformbedürftigkeit und Reformfähigkeit deutscher Universitäten am Ende des 18. Jahrhunderts“. Er zeichnete den Schrumpfs- und Konzentrationsprozess der Universitäten im ausgehenden 18. und beginnenden 19. Jahrhundert im Zuge der Reformbestrebungen nach und legte Gründe für den teils erbitterten Widerstand an mittelgroßen und kleineren Hochschulen dar. Während es mit den Neugründungen von Universitäten wie Halle und Göttingen zur Förderung von neuen wissenschaftlichen Disziplinen, empirischer Forschung und innovativen Methoden kam, führten gerade die Bildungsanstalten in protestantischer oder katholischer Trägerschaft die Traditionen der Zwei- bzw. Vier-Fakultäten-Universität mit all ihren Charakteristika fort. Sie dienten fast ausschließlich der Tradierung und Weitergabe eines begrenzten Wissensbestandes statt der wissenschaftlichen Forschung und wiesen auch auf der Ebene der Personalpolitik lange Traditionslinien auf. Nicht nur die häufig als „Familienuniversitäten“ bezeichneten protestantischen Hochschulen, auch die Anstalten in katholischer Trägerschaft besetzten ihre Lehrstühle stets mit Personen innerhalb der lokalen und konfessionsgebundenen akademischen Eliten. Selbst die häufig als Zäsur empfundene Aufhebung des Jesuitenordens im Jahr 1773 vermochte keinen großen Reformschub an den katholischen Universitäten leisten, argumentierte Asche, da die ehemaligen Mitglieder des Ordens weiterhin als Dozenten tätig blieben. Die neu entstandene aktive Berufungspolitik wurde von der lokalen gelehrten Oberschicht vehement abgelehnt, da sie sich in ihrem Bildungsmonopol bedroht sah. Durch die weiterbestehende Hausberufung, die geringe Studentenzahl und den starren Wissensbestand blieben diese Universitäten bis zum Ende des 17. Jahrhunderts weitestgehend in sich abgeschlossen und alten Bildungstraditionen verhaftet. Diese konnten erst mit der Anfang des 18. Jahrhunderts auslaufenden Schließungswelle beendet werden. Dies unterstrich Asche durch einen regionalen Zugriff, indem er aufzeigte, wie auch das 1614 gegründete Theodorium in Paderborn als letztes Relikt alter, katholisch geführter Universitäten am 18. Oktober 1818 als Ergebnis der Reformpolitik den Lehrbetrieb einstellte. In der Diskussion stellte sich die Frage nach dem „Gegenwartstransfer“ der Ergebnisse besonders auf dem Gebiet der Lehrstuhlvergabe im Spannungsfeld zwischen staatlichem Gestaltungsanspruch und Autonomiewahrung der Universitäten. Hierbei würde häufig auch heute eine Lösung darin gesehen, Hochschulen neu zu gründen und sie nur noch mit eingeschränkten Rechten auszustatten.

Im Anschluss folgte ein Beitrag von Bernhard vom BROCKE, Universität Marburg, über den „'Exportschlager Humboldt?' Preußische Hochschulpolitik im 19. und 20. Jahrhundert. Kaiserreich und Weimarer Republik“. In vier Abschnitten skizzierte er

die Grundzüge preußischer Hochschulpolitik, beschrieb die Modernisierungsmaßnahmen Friedrich Althoffs im preußischen Kultusministerium des Kaiserreichs sowie die Reformen in der Weimarer Republik unter Carl Heinrich Becker und Friedrich Schmidt-Ott und nannte abschließend Ursachen für die Entwicklung des deutschen Universitätsmodells zum „Exportschlager“. Mit der Gründung der Universität in Berlin im Jahr 1810 manifestierte sich die von Wilhelm von Humboldt und anderen Reformern wie z. B. Schelling, Fichte und Schleiermacher getragene Idee der Freiheit der Forschung und Einheit von Forschung und Lehre, die auch heute noch als akademisches Ideal hoch gehalten wird. Zwischen 1887 und 1907 modernisierte Friedrich Althoff das Hochschulmodell. Durch starke Eingriffe von staatlicher Seite erreichte er u. a. eine Vereinheitlichung des Universitätsrechts und führte mit strenger Hand Änderungen in der Personalpolitik durch. Friedrich Schmidt-Ott und Carl Heinrich Becker versuchten in Zeiten der Krise das Hochschulwesen zu stabilisieren. Becker schuf in den 1920er Jahren einheitliche Richtlinien für Promotion und Habilitation, gliederte die Studentenschaft stärker in die Hochschulpolitik mit ein und erreichte mehr Autonomie für die Universitäten. Den Niedergang des preußischen Hochschulwesens und seiner Errungenschaften sah vom Brocke im Nationalsozialismus und der dadurch einsetzenden Gleichschaltung und politisch-ideologischen Instrumentalisierung der Universitäten. Den Erfolg des Humboldtschen Modells und die Voraussetzung für eine Übernahme im Ausland und besonders in den USA sei zunächst in der Idee von Freiheit und Einheit der Forschung und Lehre zu suchen, sowie in der Gründung von Kultusministerien und Hochschulverwaltungen als erste ihrer Art 1817 und Vorbild für nachfolgende staatliche Einrichtungen für kulturelle Belange. Des Weiteren sei der Grund für die wissenschaftliche Blüte zu dieser Zeit gerade die Konkurrenz um wissenschaftliche Vorreiterpositionen der deutschen Länder. Als vierten Grund für den Erfolg des preußischen Universitätsmodells sei der Stellenwert zu nennen, den die Kulturpolitik in der allgemeinen Politik eingenommen habe und die Bereitwilligkeit, mit welcher der preußische Staat finanzielle Mittel zur Verfügung gestellt hätte. Vom Brocke warnte abschließend vor einer „unkritischen Übernahme von Versatzstücken aus dem amerikanischen Hochschulsystem“, wie sie auch schon in den 1970er Jahren passiert sei, da nur wenige der amerikanischen Universitäten ein „ausgewogenes Verhältnis von Forschung und Lehre aufweisen“ und somit eine wirkliche Vorbildfunktion erfüllen würden. Erneut stand die Aktualität der historischen Hochschulreformen im Vordergrund der anschließenden Diskussion. Die spannende Frage, warum sich der staatliche Einfluss auf die Universitäten in der Zeit des Kaiserreichs positiv auf die Wissenschaft auswirkte und heute nicht, ließ sich jedoch nicht befriedigend beantworten. Eine tiefer gehende Betrachtung der jeweiligen Rahmenbedingungen sei notwendig.

Karin ZACHMANN von der TU München referierte zum Thema „Hochschulreformen und Frauenstudium – Frauen an Technischen Hochschulen im 20. Jahrhundert.“ Sie fragte nach den Ursachen für den geringen Anteil von Frauen im Ingenieur-Studium und untersuchte die Selbstbilder des Ingenieurs im Kaiserreich sowie nach dem Ersten bzw. Zweiten Weltkrieg und welche Rolle sie bei der möglichen Ausgrenzung von Frauen

spielten. Nach der Abschaffung der institutionellen Barrieren für ein Frauenstudium sei es das gesellschaftliche Selbstverständnis des praxiserprobten, soldatisch-heroischen Ingenieurs, das die Frauen weitestgehend aus diesem Studienbereich fern gehalten hätte. Federführende Ingenieure wie Alois Riedler oder Franz Reulaux hielten Frauen zwar für intellektuell befähigt, allerdings körperlich ungeeignet für diesen Beruf. Selbst Mitglieder bürgerlicher Frauenbewegungen schlossen sich dieser Meinung an und bevorzugten geisteswissenschaftliche Studiengänge. Nach dem Ersten Weltkrieg hätte der Ingenieurstand für sich die Fähigkeit beansprucht, die Missstände der Nachkriegszeit beheben zu können. Durch dieses neue Selbstbewusstsein erfuhr das technische Studium eine Öffnung für Frauen. 1929 gründete Ilse Knott-Ter Meer den ersten deutschen Ingenieurinnenverband. Ihr ging es in erster Linie um die praktische Nutzung erworbenen technischen Wissens für den Haushalt. Trotzdem existierte immer noch das Bild vom Ingenieur als „Frontoffizier der Technik“, das sich auch in die kämpferisch-aggressive Ideologie der Nationalsozialisten integrieren ließ. Zachmann führte allerdings auch ein prominentes Beispiel einer vom Regime akzeptierten Ingenieurin an: Melitta Gräfin Schenk von Stauffenberg geborene Schiller, die eine Karriere in der Flugzeugtechnik machte. Nach dem Zweiten Weltkrieg geriet das Selbstverständnis der Ingenieurszunft unter dem Eindruck der Ungeheuerlichkeit des Völkermordes, welcher ohne die Beteiligung der Technik in dem Ausmaß nicht hätte realisiert werden können, ins Wanken. Während ein Teil der Ingenieure jegliche Verantwortung ablehnte und auf der angeblich „amoralischen Technik“ beharrte, akzeptierte der andere Teil die Mitverantwortung und suchte nach Möglichkeiten, Studenten technischer Berufe ein ethisch-moralisches Bewusstsein zu vermitteln. Im geteilten Deutschland begann der Wiederaufbau des Hochschulsystems unterschiedlich. Während die Bundesrepublik eine Restauration nach dem Modell der Weimarer Republik anstrebte, wurde die akademische Ingenieurausbildung in der DDR grundlegend umgebaut. Doch trotz der Förderung von Frauen in technischen Studiengängen blieb ihr Anteil verhältnismäßig gering. Abschließend ließe sich das nicht immer unumstrittene Selbstverständnis des Ingenieurs herausstellen, das sich besonders nach Systemwechseln wie z. B. nach 1945 neu orientieren musste. Die kritische Selbstreflexion des Berufsstandes falle letztendlich gerade heute den zunehmenden Spezialisierungsbestrebungen und dem starken Anwendungsbezug des Studiums zum Opfer.

Der Vortrag „Die deutsche Nationalökonomie in der Weimarer Republik und die Einführung des Diplomexamens“ von Roman KÖSTER, Universität Glasgow, gab ein Fallbeispiel für die Umstrukturierung eines Studiengangs in Folge der Krise nach dem Ersten Weltkrieg. Hinter der damals stark kritisierten Einführung des Diplomexamens für Volkswirtschaftler 1923 standen unterschiedliche Entwicklungen in der Gesellschaft und der Hochschulen. Die schlechte wirtschaftliche Lage verlangte nach Erklärungen und Lösungen, welche die jüngere historische Schule nicht zu leisten im Stande gewesen sei. Deshalb sei der Ruf nach praxiserfahrenen Nationalökonomien laut geworden. Dies konnte das bisherige Studienmodell jedoch nicht leisten. Hinzu kam der große Andrang von Studenten in die zum „Modelfach“ avancierte Volkswirtschaftslehre. Eine Lösung – auch für die

„Inflationierung des Dokortitels“ – habe man in der Neuorganisation des Studienganges gesehen. Es sollte mehr Praxisbezug in die Lehre eingebunden werden, es wurden genormte Regelveranstaltungen und neue Subdisziplinen wie z. B. die Soziologie etabliert und der angestrebte Abschluss sollte nunmehr, anstelle der Promotion, das Diplom sein. Besonders ältere Nationalökonominnen wie Hermann Schumacher oder Werner Sombart kritisierten das neue Modell und warnten vor einem Verlust der Wissenschaftlichkeit durch den gestiegenen Praxisanteil. Schon bald nach 1924 sanken die Studentenzahlen bereits wieder, doch das Diplomexamen blieb erhalten. Die Diskussion verdeutlichte erneut die Parallelen zu aktuellen Entwicklungen. So wurde beispielsweise darauf hingewiesen, dass auch heute der Massenandrang an den Hochschulen möglicherweise mit einer Entwertung der akademischen Abschlüsse einhergehen könnte.

Der letzte Vortrag am ersten Tag wurde von Helge KLEIFELD von der Universität Köln gehalten. Er referierte zum Thema „Hochschulpolitik als Arbeitsfeld studentischer Verbindungen 1945–1961“. Nach einem kurzen Abriss zur Nachkriegssituation an den Universitäten unter Verwaltung der Alliierten Kontrollräte und weiteren Akteuren der Hochschulpolitik bis 1961, ging es um die Rolle der Studentenverbindungen. Der Kontrollrat wollte die Korporationen gesetzlich verbieten und so hätten sich diese zunächst heimlich (wieder-)gebildet. Als sich die Alliierten Anfang der 1950er Jahre aus der Hochschulpolitik zurückzogen, hätten die Studentenverbindungen dann erneut versucht, sich als akzeptierte Organisationen an den Hochschulen zu etablieren. Dabei stießen sie jedoch auf eine allgemein ablehnende Haltung beispielsweise von Seiten der Westdeutschen Rektorenkonferenz. Das sei vor allem auf die Außenwirkung der Verbindungen mit ihrem traditionellen Selbstbild zurückzuführen. So sei der Versuch einer Durchsetzung und gesellschaftlichen Anerkennung der Traditionen, wie dem Farbentragen und dem studentischen Fechten für die Korporationen wichtiger gewesen als tatsächliche inhaltliche Fragen der Hochschulpolitik. Die Einführung eines Studium Generale oder die angestrebten Hochschulreformen spielten bei den Auseinandersetzungen eine eher untergeordnete Rolle. Erst gegen Mitte der 1950er Jahre hätten die Verbindungen ein entspanntes Verhältnis zu den Studentenausschüssen aufbauen können. Im Zentrum der Diskussion stand die Frage, in welchem Verhältnis politischer Inhalt und Geselligkeit bei dem Anliegen der Studentenverbindungen in der Nachkriegszeit zueinander gestanden hätten. Kleifeld, selbst Mitglied einer Verbindung, argumentierte, dass meist das Feiern die größere Rolle gespielt habe und aus diesem Grund hätten die Korporationen keinen großen Anteil an der Entwicklung der Reformen gehabt. Es wurde darauf hingewiesen, dass eventuell eine Ausdifferenzierung der politischen Strömungen innerhalb der Verbindungen nötig sei. Man könne jedoch sagen, dass trotz möglicher Unterschiede innerhalb der Korporationen die allgemeine Außenwirkung, beispielsweise durch das in den Bräuchen transportierte elitäre Selbstverständnis, eher abschreckend gewirkt haben muss (und bis heute wirkt).

In der von Rainer Pöppinghege moderierten Podiumsdiskussion kamen der von 1986–1989 als Senator für Wissenschaft und Forschung in Berlin tätige George TURNER von der Universität Hohenheim, Daniel BECKER von der Universität Rostock und Dietmar

KLENKE zu Wort. Im Fokus stand zunächst die Frage nach der scheinbar nicht endenden Reformbedürftigkeit der Universitäten und der aktuellen Krise im Zuge von Bologna. Turner befürwortete das Bologna-Modell und wies darauf hin, dass schon deshalb kein Ende der Hochschulreformen in Sicht sei, da unentwegt die Interessen verschiedenster Gruppen aufeinander treffen würden, die darüber hinaus mit der personellen Neubesetzung von Stellen stetig im Wandel begriffen sei. Auch Becker, der eine Umfrage zur Studierbarkeit der neuen Modelle an der Humboldt-Universität in Berlin durchgeführt hat, hält die Idee hinter dem Bologna-Prozess und der Aufteilung in Bachelor- und Masterstudiengänge für grundsätzlich richtig, sah aber Fehler und Widersprüche in der brachialen Realisierung an den deutschen Hochschulen. Die Umsetzung sei völlig an der Lebensrealität der Studierenden vorbei gegangen, u. a. habe der Studienverlauf zu Gunsten eines verschulerten Systems jegliche Flexibilität eingebüßt. Der Grund dafür läge in dem völlig falschen Bild des angeblich „lernfaulen“ und kindlichen Studenten. Aus Sicht der Dozenten beklagte Klenke die beschnittene Autonomie der Hochschulen in Form von Lenkungsinstrumenten wie der neuen W-Besoldung. Einen harmonischeren Ausgleich zwischen Kontrolle und Selbstbestimmung sah er in der alten Bundesrepublik realisiert. Heute nehme dagegen unter dem „Deckmantel der globalen Selbstbehauptung“ die Wirtschaft immer stärker Einfluss auf die Hochschulpolitik. Er warnte vor extern gesteuerten, „aufpolierten“ Forschungsergebnissen, die sich gerade die Gesellschaftswissenschaften nicht gefallen lassen dürften. Aus diesem Grund fordere er unabhängige Deutungseliten. Dass ein gestuftes Studienprinzip grundsätzlich die richtige Idee sei, betonte Turner noch einmal. Allerdings halte er den Ausbau der Universitäten anstelle der Fachhochschulen für die falsche Entscheidung. Dies beruhe immer noch auf dem Verständnis der Universitäten als die „besseren“ Bildungsanstalten. Wären stattdessen die Fachhochschulen ausgebaut worden, denen von jeher ein verschulertes System inhärent sei, hätte dieser Ansatz zu einem guten Ergebnis geführt. In der Öffnung der Diskussion wurde dieses Problem noch ergänzt durch den Hinweis auf die gegenläufige Aufgabenstellung an den Hochschulen, die einerseits dazu aufgerufen seien, Profil zu bilden und schneller ausbilden müssten, um dem Massenandrang gerecht zu werden. Mit Rückgriff auf Beckers Ausführungen wurde der Blick auf die europäischen Nachbarn geworfen. In Deutschland habe man im Gegensatz zu anderen europäischen Ländern die Vorgaben viel zu eng abgesteckt. Gleichzeitig sei noch nicht einmal auf die Vergleichbarkeit der Leistungen im Studium geachtet worden, das ECTS-System habe sich als problematisch erwiesen. Darüber hinaus erschließe sich überhaupt kein Arbeitsmarkt für die Bachelor-Absolventen bestimmter Fächer.

Den ersten Vortrag am zweiten Veranstaltungstag hielt Konstantin FREYTAG-LORINGHOVEN M.A. von der HU Berlin zum Thema „Gescheiterte Reformbestrebungen in der unmittelbaren Nachkriegszeit“. Hierbei legte er den Schwerpunkt auf die Kollegienhäuser, die im Rahmen des Studium Generale schon kurz nach dem Krieg errichtet wurden, aber schon Ende der 1950er Jahre wieder an Zuspruch verloren hätten. Bereits 1945 wurde in Heidelberg das erste Kollegienhaus, Collegium Academicum, von Karl Heinrich Bauer gegründet. Wie viele andere Befürworter sah er darin die Möglichkeit,

die Studenten mittels einer demokratischen Selbstverantwortung im Sinne der Vorgaben der Besatzungsmächte zu sozialisieren. Die Wohnheime sollten nicht nur Unterkunft für die Studierenden bieten, sondern auch Anstoß zur Selbstverwaltung mit Hilfe von Tutoren sein, sowie Möglichkeiten für gemeinsame Aktivitäten geben (z. B. Musikabende). Durch starkes Engagement hätten sich auch an anderen Universitätsstandorten Nachfolger für dieses Modell gefunden. Doch schon bei den ersten Kollegienhäusern habe man die hoch gesteckten Ziele nicht immer realisieren können: Das Collegium Academicum in Heidelberg sollte beispielsweise 500 Studenten Platz bieten, konnte tatsächlich aber nur 180 unterbringen. Das Interesse ließ schnell nach und die meisten Kollegienhäuser wurden zu einfachen Wohnheimen degradiert. Bei der Frage nach den Gründen hierfür nannte Freytag-Loringhoven eine Reihe von internen und externen Ursachen. So sei die Finanzierung nicht immer unproblematisch gewesen (z. B. für Tutoren- und Leiterstellen) und gleichzeitig wären diese Einrichtungen auch immer nur einem geringen Anteil der Studierenden zugute gekommen – gerade vor dem Hintergrund eines größer werdenden Andrangs an den Hochschulen. Letztendlich sei aber auch das Interesse der Professoren und Studenten selbst nicht mehr vorhanden gewesen. Später erstarkten auch die Korporationen wieder und entwickelten sich zu einer ernsthaften Konkurrenz. Gleichzeitig könne man auch eine innere Abkehr von den mit den Kollegienhäusern verbundenen Ideen konstatieren. „Lernen, nicht leben“ lautete das Prinzip, und so sollte eine demokratische Sozialisation auch eher in entsprechenden akademischen Veranstaltungen erfolgen. Letztlich hätten diese Faktoren dann zum Niedergang der Kollegienhäuser Ende der 1950er Jahre geführt. In der sich anschließenden Diskussion wurde vielfach die These der „Versandung der Kollegienhäuser“ relativiert durch eigene Erfahrungen mehrerer Teilnehmer, die während ihrer Studienzeit selbst in ähnlich strukturierten Heimen gewohnt haben. Es habe auch schon vor 1933 solche Wohnheime gegeben. Allerdings wurde herausgestellt, dass die dauerhaft etablierten Wohnheime meist in kirchlicher Trägerschaft seien. Dagegen hätte man die Universitäten selbst, wie im Fall von Heidelberg, nicht dauerhaft als Träger gewinnen können. Eine interessante Anregung war der Hinweis auf das amerikanische Vorbild für das Modell: Möglicherweise seien die Erziehungsbestrebungen der Universitäten bei den deutschen Studenten auf Unverständnis gestoßen, weil diese im Gegensatz zu den amerikanischen Studierenden mit Studienbeginn bereits volljährig waren.

Wilfried RUDLOFF von der Universität Kassel referierte im Anschluss über „Reform und Studien. Vorstellungen in den alten und neuen Hochschulen der 60er und 70er Jahre.“ Hierbei kontrastierte er die Formen der neu gegründeten Hochschulen und entfaltete als Erklärungsmodell für die Frage, warum die Reformuniversitäten letztendlich keine große Strahlkraft in der Hochschullandschaft gehabt hätten, die These vom institutionellen, mimetischen und normativen Isomorphismus. Rudloff differenzierte zunächst zwischen zwei verschiedenen Typen der neu gegründeten Universitäten. Einerseits habe man neue Hochschulen wie z. B. in Bielefeld oder Konstanz errichtet, um bessere Forschungsmöglichkeiten zu schaffen (was jedoch nicht die Verbesserung der Lehre ausschloss). Andererseits hätte es auch Neugründungen mit den Bestrebungen gegeben, Stu-

dien- und Lehrbedingungen zu optimieren. Zu diesem Typ zählen beispielsweise Kassel und Bremen. Hier sollte die Trennung zwischen Forschung und Lehre aufgehoben und zu diesem Zweck Praxissemester eingeführt werden. In Bremen wurde das Studium sogar in Form eines in Kleingruppen organisierten, problemorientierten „forschenden Lernens“ strukturiert. Beiden Modellen ist gemein, dass sie heftig kritisiert worden seien und dass die Abschlüsse in manchen Bundesländern wie z. B. Bayern nicht anerkannt worden seien. Wie kam es dazu, dass diese neuen Ideen auf so vehemente Ablehnung stießen und sich letztendlich doch die althergebrachten Varianten wieder durchsetzen konnten? Rudloff bediente sich bei der Beantwortung dieser Frage des Modells des *institutionellen Isomorphismus* in Anlehnung an die Tendenz zu einer strukturellen Angleichung des Studiensystems. Die Reformbemühungen hätten zunächst den Effekt gehabt, unzählige Ideen zu produzieren, die sich dann in einem Prozess der Konzentration wieder auf wesentliche Aspekte zusammengezogen hätten. In Zeiten starker Verunsicherung habe man sich also an erfolgreichen Modellen orientiert – in diesem Fall also an den traditionellen, anerkannten Studienmodellen und nicht den „Experimenten“. Dieses Phänomen sei als *mimetischer Isomorphismus* zu bezeichnen und erkläre die Reformunwilligkeit der akademischen Institutionen selbst. Schließlich läge auch noch eine dritte Komponente vor, nämlich der *normative Isomorphismus*, der die Studienmodelle in „Zentrum“ und „Peripherie“ einteile und zur Folge habe, dass neue Ideen als Randerscheinungen der Universitätslandschaft abgetan würden. So ließe sich das Scheitern der Reformversuche an den neu gegründeten Universitäten erklären. In der Diskussion ergab sich daraufhin die Vermutung, es habe bei den Reformversuchen in den 1960er und 70er Jahren an einer „Leit-Uni“ gefehlt, ähnlich der Berliner Universität für die Reformen im 19. Jahrhundert. Dies warf jedoch die grundsätzlichen Frage auf, ob das heutige Ziel ein homogenes, abgestimmtes Universitätssystem oder eher eine differenzierte, vielfältige Hochschullandschaft sein sollte.

Als nächster Redner an diesem Tag sprach Olaf BARTZ, Mitarbeiter beim Wissenschaftsrat, zum Thema „'Zweigeteilt niemals!' Studentische Reaktionen auf die Empfehlungen des Wissenschaftsrates zur Studienreform 1966“. 1966 – also zu einem Zeitpunkt, an dem die Debatte um eine Reform des Hochschulwesens längst auch in der allgemeinen Politik angekommen war, meldete sich der neu gegründete Wissenschaftsrat zu Wort mit den „Empfehlungen zur Neuordnung des Studiums an den wissenschaftlichen Hochschulen“. Die Idee dahinter: ein in Basis- und Aufbauphase gegliedertes Studium, das am Ende des ersten Abschnitts nach viereinhalb Jahren bereits einen Basisabschluss vorgesehen hätte, und einer großen Masse an Studenten gerecht geworden wäre. Das Aufbaustudium hätte dann zwei Jahre betragen und nur noch die besten Studenten zugelassen. Die Kritik an dieser „technokratischen Reform“ fiel sowohl auf Seiten der Studierenden als auch bei den Professoren vernichtend aus. An der FU Berlin wurden Sit-ins mit vierstelligen Teilnehmerzahlen abgehalten und in den Feuilletons ließen sich die Dozenten über die als „staatlich approbiertes Banausentum“ (Alfred Heuß) empfundenen Reformvorschläge aus. Letztendlich wurden die Ideen des Wissenschaftsrates nicht durchgesetzt. Das Thema sei dennoch nicht nur bestimmend in der Hochschulpolitik, sondern gerade auch

in der studentischen Protestbewegung geblieben. Bartz zeigte abschließend auf, dass die Reformdebatte dagegen in der Retrospektive als Teil der „Rebellion der Studenten“ von vielen Zeitzeugen nicht mehr erinnert würde. Themen wie z. B. die nicht aufgearbeitete NS-Vergangenheit oder die Popkultur würden heute für das kollektive und kommunikative Gedächtnis eine wesentlich größere Rolle spielen. Dies sei ein interessanter und noch zu untersuchender Umstand. In der Diskussion lag der Schwerpunkt erneut bei der Frage nach dem Anteil der Studentenverbindungen an den Debatten der 1960er und 70er Jahre. Die Aktualität der Argumente von damals wurde darüber hinaus noch einmal deutlich gemacht.

Anne ROHSTOCK von der Universität München schloss die Tagung mit ihrem Vortrag „Wartet nicht auf Veränderungen an der Uni, sondern macht sie selbst! Hochschulreform und Hochschulrevolte in Bayern und Hessen 1957–1976“. Hier wurde die Seite der Studenten am Beispiel der beiden Bundesländer Bayern und Hessen näher beleuchtet und der Frage nachgegangen, welchen Einfluss sie auf die Entwicklung der Reformdebatten nahmen. Die Revolte habe sich einerseits gegen das veraltete System der Ordinarienuniversität und andererseits gegen die geplanten Reformen gerichtet. Eines der Ziele sei die Demokratisierung der Universitäten mit einer paritätischen Mitwirkung der Studenten in der Hochschulpolitik gewesen. Rohstock konnte anhand der von ihr untersuchten Bundesländer deutlich machen, dass wichtige Impulse hierfür von verschiedensten studentischen Gruppen abseits des Sozialistischen Deutschen Studentenbundes (SDS) schon sehr früh in den 1960er Jahren gegeben wurden. Gleichzeitig zeigte sie auf, inwiefern auch radikal linke Gruppierungen indirekt zu einer Veränderung der Universitäten beitrugen, und entfaltete ihre These von der durch studentische Gruppierungen vorangetriebenen „Bewusstseinsrevolution“, die bis in die 70er Jahre hinein gewirkt und zu einer Demokratisierung und Pluralisierung der Hochschulen geführt hätte. Anschließend wurde noch einmal über die Radikalität der linken Studentengruppen diskutiert. Es wurde auch das Konzept, das hinter dem Begriff der „Demokratisierung“ im Kontext der Studentenbewegung stand, näher beleuchtet.

In den zwei Tagen im Zeichen der Hochschulreformen wurde ein intensiver Blick auf die Vergangenheit des deutschen Universitätswesens geworfen. Gerade die Auseinandersetzung mit den Reformbestrebungen der 1960er und 70er Jahre zeigte viele, bis heute anhaltende Kontinuitäten. Aber auch die Betrachtung der Reformbewegungen des 18. und 19. Jahrhunderts ließ immer wieder erkennen, welche Aktualität diese für die heutige Situation an den Universitäten besitzen.

Internetseite Westfälische Biographien – neues Projekt des Vereins für Geschichte

von Ulrike Claßen

Der „Verein für Geschichte an der Universität Paderborn“ und der „Verein für Geschichte und Altertumskunde Westfalen, Abteilung Paderborn“ entwickeln gemeinsam die neue Internetseite „Westfälische Biographien“. Diese soll einen repräsentativen und zugleich individuell sehr detaillierten Blick auf Menschen, die in den vergangenen Jahrhunderten im westfälischen Raum gelebt oder gewirkt haben, eröffnen. Das neue Gemeinschaftsprojekt „Westfälische Biographien“, wird von beiden Vereinen gemeinsam gestaltet und finanziert; es soll im Jahr 2010 der Öffentlichkeit zur Verfügung stehen.

Informationen zu westfälischen Persönlichkeiten aus den Bereichen Kirche, Politik, Kultur, Wirtschaft, Kunst oder Sozialleben werden künftig auf der Internetseite zu finden sein. Neben kurzen Lebensdaten geben Bilder sowie ein längerer biographischer Text lebhaftere Eindrücke vom Leben und Wirken dieser Menschen. „Die frei zugänglichen Informationen können dann als Grundlage für weitere historische Forschungen dienen“, macht Dr. Michael Wittig, 1. Vorsitzender des Vereins für Geschichte an der Universität Paderborn, die Ziele deutlich, die sich die Vereine gesetzt haben.

Das Projekt ist als ein stetig wachsender und sich entwickelnder Prozess geplant. Auf der in einem Arbeitskreis – bestehend aus Dr. Friedhelm Golücke, Dr. Andreas Neuwöhner, Wolfgang Stüken, Wilhelm Krüggeler und Ulrike Claßen – entwickelten Grundlage sollen nach und nach immer mehr Biographien veröffentlicht werden. Eine noch zu bestimmende Redaktion wird die Veröffentlichungen betreuen und dafür sorgen, dass der hohe wissenschaftliche Anspruch gewahrt wird.

Programmierer Wolfgang Reinhard wird die Homepage mit einer komfortablen und zugleich leicht verständlichen Suchfunktion ausstatten. Er ist ebenfalls für die grafische Gestaltung der Seite verantwortlich (s. Abb. 1).

Alle historisch interessierten Personen sind herzlich eingeladen, als Autoren bei dem neuen Projekt mitzuwirken. Durch die Vielzahl an Autoren und die dadurch bedingten unterschiedlichen Schwerpunkte soll ein möglichst reichhaltiges, lebhaftes und zugleich repräsentatives Bild der westfälischen Personengeschichte entstehen. Interessierte Autoren könne über den Verein für Geschichte Kontakt mit dem Arbeitskreis aufnehmen.

Westfälische Biographien HOME BIOGRAPHIEN MITMACHEN

Informationen

- Über das Projekt
- Personenauswahl
- Richtlinien
- Zeitraum
- Häufige Fragen
- Abkürzungen

Durchsuchen Sie unsere Datenbank

Maria Antonia Walburga

M. wurde am wittelsbachischen Hof zu München und in Frankfurt standesgemäß erzogen. Schon früh bemühte sich das Elternpaar um eine Verheiratung in das verwandte Haus Wettin mit dem Erbprinzen Friedrich Christian, die am 20.7.1747 zur gleichen Zeit wie die Heirat ihres Bruders Max III. Joseph mit der wettinischen Prinzessin Maria Anna Sophie stattfand. Diese doppelte Verbindung hatte eine politische Annäherung der beiden Kurfürstentümer zur Folge. M. verschaffte sich in Kursachsen hohe Anerkennung auf politischem und kulturellem Gebiet. Nachdem das Erbprinzenpaar wegen gespannter Beziehungen zum Premierminister Heinrich Graf von Brühl zunächst im Hintergrund verblieben war, trat es nach dem Ausbruch des ... [Lesen Sie weiter](#)

Altertumsverein Paderborn
1824 als einer der frühesten historischen Verein Deutschlands gegründet, sind wir ein Verein nicht nur für Historikerinnen und Historiker, sondern für alle, die Interesse an der Westfälischen Geschichte haben... [Zur Webseite des Vereins](#)

Verein für Geschichte
Geschehen von gestern ist die Geschichte von heute, Geschehen von heute ist die Geschichte von morgen. Daher geht Geschichte uns alle an... [Zur Webseite des Vereins](#)

Weiterführende Informationen
Startpunkte für die tiefere Auseinandersetzung mit der Geschichte Westfalens.

- Keep your clients in the know
- Current specials and discounts
- Links to your services and promos

Neue Biographien
Schauen Sie sich unsere neusten Biographien an...

- Maria Antonia Walburga

Blieben Sie informiert.
Tragen Sie sich für unseren Newsletter ein und Sie erhalten regelmäßig die neuesten Informationen rund um Westfälische Biographien.

Umsetzung durch UMITS Ltd. UBER DAS PROJEKT BIOGRAPHIEN MITMACHEN KONTAKT IMPRESSUM

Abb. 1: Seite des Internetauftritts

Vorankündigung:
18. Tagung „Fragen der Regionalgeschichte“ 2009
„Zwei Jahrzehnte Mauerfall – Spiegelungen in Gesellschaft und Kultur“
Samstag, den 7. November 2009
9.00 Uhr – 15.30 Uhr
Auditorium maximum der Universität Paderborn

Der Mauerfall hat diesseits und jenseits der ehemaligen Grenze in der Gesellschaft und in den Köpfen der Menschen tiefe Spuren hinterlassen. Folgen und Bewältigung der Ereignisse von 1989 reichen in unsere Gegenwart hinein und sind noch längst nicht

abgeschlossen. Im diesjährigen Jubiläumsjahr wird allenthalben in der Öffentlichkeit und in den Medien der Ereignisse gedacht, und sie werden aus unterschiedlichen Blickwinkeln von beteiligten Zeitgenossen und Beobachtern gewürdigt. Dabei aber stellen gerade die nachhaltigen Verwerfungen in der Alltagskultur und in der Mentalität der Menschen ein schwieriges Thema dar, verändern sich doch im Laufe der Jahre die Erinnerung an historisches Geschehen und der Blick darauf, und es verändern sich damit scheinbar festgefügte historische Wirklichkeiten. Gerade diese Tatsache anzuerkennen, ist für den künftigen politischen und gesellschaftlichen Umgang mit dem anhaltenden Integrationsprozess von West und Ost unabdingbar. So sieht es die diesjährige Regionalgeschichtstagung als ihre Aufgabe an, neben der politischen eine sozialpsychologische und kulturelle Analyse zu versuchen, um daraus Denkanstöße für die gesellschaftliche Praxis zu gewinnen. Über die wissenschaftliche Betrachtungsweise hinaus sollen literarische Texte eine gleichermaßen berechtigte und notwendige Perspektive eröffnen.

Programm

Prof. Dr. Peter Fäßler (Universität Paderborn): Als Ochs und Esel die SED-Herrschaft zu Fall brachten. Überlegungen zum Erfolg der Bürgerrechtsbewegung in der DDR 1989/90

Michael Wahl (Paderborn): Der demographische Einfluß der Wende auf die Bevölkerungsstruktur der Stadt Paderborn

Privatdozent Dr. Hendrik Berth (Technische Universität Dresden): 20 Jahre Mauerfall aus sozialwissenschaftlicher Sicht. Ergebnisse aktueller Untersuchungen

Daniela Danz M.A. (Autorin, Halle a.d.S.): Von Serimunt zum Pontus (Autorenlesung; Moderation Prof. Dr. Norbert Eke, Universität Paderborn)

Alle Interessierten sind herzlich eingeladen!

Regionalgeschichte als ein Netz von Biographien – Ein Methodenaufriß

von Jürgen Berners

Biographien dienten der Geschichtsschreibung schon lange als Quellen. Auch wurden Biographien stets selbst als Teil der Geschichtsschreibung gesehen. Es ist also nichts grundsätzlich Neues, hier eine Verbindung herzustellen. Das ‚Aussterben der Zeugen-genera-tion‘ des Zweiten Weltkriegs verbunden mit einem zunehmenden Erinnerungs- und Erzählbedürfnis bildete den Anlass für die Konzeption eines freiberuflichen kultur-wissenschaftlichen Projekts, das in Kooperation mit Privatpersonen, Geschichtsvereinen und Universitätsangehörigen im Raum Paderborn Lebenserinnerungen zu einer alter-

nativen, ergänzenden Regionalgeschichte zusammenführen will. Ganz im Sinne Lyotards soll so ‚postmodernes Wissen‘ hervorgebracht werden: keine große Erzählung, die das Leben eines Menschen absoluten Erklärungsprinzipien – wie *der* Geschichte – unterordnet, sondern ein Mosaik heterogener Erzählungen, deren Vernetzung die Sensibilität für die Uneindeutigkeiten und Vielseitigkeiten in der Wahrnehmung von ‚Region‘ und ‚Geschichte‘ steigern und damit vielleicht ihre Unvereinbarkeiten zu einer (Regional)Geschichte erträglich machen kann.¹ Dabei muss geklärt werden, was hier unter „Biographie“ bzw. „Lebenserinnerung“ verstanden wird, was Regionalgeschichte für dieses Konzept bedeutet und wie eine praktische, also mediale Umsetzung aussehen kann.

Biographie: Annäherung an ein Genre

Die Biographie hat es schwer in der Wissenschaft, weil sie in verschiedenen Fachgebieten – der Geschichtswissenschaft, der Literaturwissenschaft und der Sozialwissenschaft – verortet, aber in keinem dieser Fachgebiete wirklich freudig empfangen wird. Obwohl also in der Geschichtswissenschaft als Quelle und als Geschichtsschreibung angenommen, ist die Biographie auch hier ein ungeliebtes Kind. Biographien galten insbesondere in den ersten Jahrzehnten nach dem Zweiten Weltkrieg als rein literarische Werke, entsprechend misstrauisch stand man ihnen gegenüber. Lange galt auch die Maxime, dass der Historiker, der eine Biographie schreibt, quasi wissenschaftlichen Selbstmord begeht, oder, um es mit Ulrich Raulff auf den Punkt zu bringen: „Zwischen Historikern und Biographen hat der Himmel Zwietracht gesät.“² Dass dem so ist, liegt auch im Gegenstand begründet, denn eine Biographie ist eben auch ein literarisches Werk, das nicht unbedingt den Anspruch einer (wissenschaftlichen) Geschichtsschreibung bedienen kann und will. Sie soll auch Literatur sein, die teilweise die Grenze zur Fiktionalität bewusst überschreitet. Zudem können Definitionen von Biographie umfangreich und verschieden ausfallen und auch unterschiedlich klassifiziert werden, wie es Rüdiger Zymner anhand von acht Beispielen zeigt.³ Wie aber muss eine Biographie beschaffen sein, um als historische Biographie, also als Geschichtsschreibung, fungieren zu können?

In Anlehnung an Treischke und Marx bestimmt Olaf Hähner in seinem Grundlagenwerk *Historische Biographik* zwei Grundformen historischer Biographien, die sich auf zwei unterschiedliche Erkenntnisperspektiven historischer Biographik beziehen: das syntagmatische und das paradigmatische Verhältnis.⁴ Die syntagmatische Biographie hat

¹ LYOTARD, Jean-François: Das postmoderne Wissen [1948], Wien 1999.

² RAULFF, Ulrich: Das Leben – buchstäblich. Über neue Biographik und Geschichtswissenschaft, in: KLEIN, Christian (Hg.): Grundlagen der Biographik. Theorie und Praxis des biographischen Schreibens, Stuttgart/ Weimar 2002, S. 55–68, hier S. 55.

³ Vgl. ZYMNER, Rüdiger: Biographie als Gattung?, in: KLEIN, Christian (Hg.): Handbuch Biographie. Methoden, Traditionen, Theorien, Stuttgart/ Weimar 2009, S. 7–11.

⁴ Vgl. HÄHNER, Olaf: Historische Biographik. Die Entwicklung einer geschichtswissenschaftlichen Darstellungsform von der Antike bis ins 20. Jahrhundert, Frankfurt a. M u. a. 1999, S. 30–33, folgende Zitate S. 31.

dabei ein Individuum zum Gegenstand, das „wirkend auf die Geschichte gedacht“ wird, also eine historisch bedeutende Persönlichkeit. Gegenstand der paradigmatischen Biographie ist dagegen ein Individuum, das „als Gegenstand der Einwirkung des Geschichtlichen gedacht“ wird, also potentiell jeder Mensch, in dessen Leben sich „Zeittypisches und Repräsentatives“ finden lässt. Für eine Vernetzung von Lebenserinnerungen als Regionalgeschichtsschreibung wird eher die zweite Form, die paradigmatische Biographie, Verwendung finden, doch auch weiterentwickelt werden müssen.

Regionalgeschichte als Netz aus Lebenserinnerungen

Eine Regionalgeschichte wird vor allem bestimmt durch den Begriff der „Region“. Dabei ist dieser Begriff schwer zu fassen, umfasst die Region doch keinen fest umgrenzten und definierten Raum. Hier soll Regionalgeschichte als die Geschichte eines Ortes und des ihn umgebenden, nach jenem bezeichneten Landes, verstanden werden, also zum Beispiel ‚Paderborn‘ mit dem ‚Paderborner Land‘. Eine Regionalgeschichte zeichnet quasi einen Mikrokosmos nach: Hier wird im Kleinen beobachtet und dargestellt, was im Großen geschieht. Neben nur für diese Region wichtigen Ereignissen und Entwicklungen werden in der Regionalgeschichte auch die Auswirkungen von national- und weltgeschichtlichen Ereignissen und Entwicklungen identifiziert und analysiert. Gerade weil in einem überschaubaren Raum Geschichte beschrieben wird, ist eine Regionalgeschichte der geeignete Rahmen, um Geschichte als Vernetzung von Lebenserinnerungen zu schreiben. Wie kann aber eine solche Geschichtsschreibung aussehen? Wie müssen die Lebenserinnerungen beschaffen sein, wie geordnet werden, um aus den Geschichten Geschichte hervorzubringen?

Für das Projekt ist eine enge Zusammenarbeit zwischen Erinnernden und Biographen geplant; weder scheinbar objektiv distanzierte Biographien noch bewusst subjektive Lebenserinnerungen werden erstellt, vielmehr handelt es sich um ‚geleitete Erinnerungen‘ in Anlehnung an das Konzept der *oral history*. Für die Vernetzung von Lebenserinnerungen zu Regionalgeschichte ist es notwendig, dass diese Erinnerungen – neben ihrem gemeinsamen Bezugspunkt der geteilten Region – bestimmte Kriterien erfüllen; denn eine Vernetzung erfordert Vergleichsmöglichkeiten. Das ‚geleitete Erinnern‘ erleichtert diesen Vergleich, ermöglicht ihn vielleicht sogar überhaupt erst, indem alle Lebenserinnerungen ähnlich strukturiert werden. Diese ähnliche Struktur kann dadurch erreicht werden, dass die Erinnerungsarbeit, das Erzählen der Lebensgeschichte nach dem immer gleichen Muster, zum Beispiel nach einem vorher festgelegten Fragenkatalog, geschehen kann. Eine weitere Strukturierung kann auf einer inhaltlichen Ebene geschehen. Das Leben eines Menschen hat immer verschiedene Bezüge. Es kann zum Beispiel bezogen sein auf seine persönliche Entwicklung, auf sein soziales Umfeld und auf bestimmte Ereignisse, von denen sein Leben mehr oder weniger beeinflusst wurde. Natürlich sind diese Bezüge nicht voneinander zu trennen, allerdings können in der Erzählung des Lebens Schwerpunkte auf die verschiedenen Bereiche gelegt werden. So kann die persönliche Lebensgeschichte erzählt werden: Welche Erinnerungen hat jemand an seine Kindheit, an die Schule, die

Ausbildung, den Beruf? Stark verbunden mit der persönlichen Lebensgeschichte ist die persönliche Sozialgeschichte. Wie sah die Familie aus, der Klassenverbund in der Schule, das Vereinsleben? Als drittes kommt der Bezug zur Ereignisgeschichte. Welche regionalen und überregionalen Ereignisse fanden im Lebenszeitraum statt? Wie wurden sie wahrgenommen? Welche Auswirkungen hatten sie auf das dargestellte Leben? Obwohl also diese drei Bezüge eng zusammen hängen, lassen sie sich in einer Erzählstruktur doch voneinander trennen. So kann etwa die Schilderung eines Ereignisses von der persönlichen Einschätzung dieses Ereignisses getrennt werden. Die Erzählung der Lebensgeschichte sollte also nicht als ein linearer Text verstanden werden, sondern als Abfolge von Textblöcken, die jeweils unterschiedliche Bezüge haben, die einerseits natürlich linear, aber auch voneinander getrennt gelesen werden können.

Das Verfassen und Sammeln verschiedener Lebenserinnerungen ist der erste, gemeinsame Teil der Arbeit. Da gerade in der Schilderung des eigenen Lebens bewusst oder unbewusst die Neigung besteht, die Geschichte zu verändern, sie den Wünschen und Vorstellungen des Erzählers anzunähern – Unangenehmes im Leben wird verdrängt, Positives wird ausgebaut, Entscheidungen ex post legitimiert – kann der Biograph Einfluss auf die Erzählung eines Lebens nehmen, er kann nachfragen, er kann anzweifeln. Nicht zuletzt muss er in einem zweiten Schritt derjenige sein, der das Erzählte deutet, die verschiedenen Lebenserinnerungen miteinander vergleicht und verknüpft.

Erste Verknüpfungen haben bereits in der Aufzeichnung der Lebensgeschichte stattgefunden, nämlich Verknüpfungen zur Ereignisgeschichte. Nun können auf einer weiteren Textebene diese Verknüpfungen miteinander verglichen werden: Wird ein Ereignis in unterschiedlichen Erinnerungen ähnlich wahrgenommen? Finden sich ähnliche oder verschiedene Deutungen? Lassen sich die Auswirkungen eines Ereignisses auf das Leben der einzelnen Biographierten vergleichen? So finden sich Übereinstimmungen und Widersprüche, über eine zunehmend komplexe Verknüpfung zeichnet sich ein Bild ab, das Leitmotive von Kultur erkennen lassen kann, das auf Gemeinsamkeiten verweist, die die Lebensgeschichten zur Geschichte einer Region vernetzen. Des Weiteren lassen sich Anschlüsse zu sozialen Strukturen herstellen: Wie wurde jeweils „Familie“ wahrgenommen? Wie fand „Vereinsleben“ statt? Wie entwickelte sich das Leben in einer bestimmten Umgebung, in einer bestimmten sozialen Schicht? Und schließlich können Verknüpfungen zu bereits bestehenden Geschichten sichtbar werden: Finden die Erinnerungen von einzelnen Menschen Entsprechungen in der bereits bestehenden Geschichtsschreibung, vor allem in der bereits bestehenden Regionalgeschichtsschreibung? Gibt es auch dort Widersprüche, die entweder ausgehalten werden müssen, oder zu Revisionen führen können?

Aus der eben dargestellten Methode zur Verknüpfung von Lebenserinnerungen als Regionalgeschichte wird sich ein sehr komplexes Textkonvolut ergeben. Eine nicht näher bestimmte Anzahl von Lebenserinnerungen – je mehr es sind, desto komplexer, aber auch genauer ist das sich daraus ergebende Bild von Raum und Zeit –, die zudem noch in einzelne Textblöcke unterteilt sind, schlagen Brücken zu anderen Texten, Darstellungen

von Ereignisgeschichte, bereits vorhandener Geschichtsschreibung, Vergleichen, Deutungen usw. Die Frage ist, wie sich ein solches Textkonvolut darstellen lässt, wobei auch dem Verknüpfungscharakter der Texte Rechnung getragen werden muss?

Mediale Umsetzung

Eine solche Textstruktur lässt sich am ehesten mit Hilfe des Computers darstellen. Mittels Softwaredatenbanken lassen sich umfangreiche Textsammlungen speichern und ordnen, mittels HTML (Hypertext Markup Language) die einzelnen Texte verknüpfen. Durch eine Publikation im Internet besteht zudem die Möglichkeit einer dynamischen Veröffentlichung. Eine bereits publizierte Textsammlung kann ständig um weitere Texte ergänzt werden, es können immer wieder neue Verknüpfungen und Vergleiche erstellt werden.

Das Problem, doch gleichfalls die Chance einer solchen Publikation liegt in ihrer Nichtlinearität. Ein nicht linearer Text, zusammengesetzt aus verschiedenen mit einander verknüpften Textblöcken, in dem der Leser verschiedenen Verknüpfungen folgen kann, ist schwieriger zu lesen. Der Leser kann sich dabei in der Komplexität der Texte verlieren, vor allem, wenn die Einschätzung besteht, dass Geschichte, egal ob Regional- oder Lebensgeschichte, eine lineare Abfolge von Ereignissen ist und eventuell sogar Identifikationen anbieten sollte. Eine solche Überforderung kann allerdings auch korrekter Ausdruck der Komplexität von Geschichte sein; lässt sie sich auf verschiedene Arten und Weisen schreiben, so lässt sie sich auch auf verschiedene Arten und Weisen lesen. Zudem setzt sich der Gedanke immer mehr durch, dass Kultur, also auch Geschichte, nicht als lineare Einheit begriffen werden kann.⁵ Nicht umsonst ist der Begriff des „Netzes“ als kulturelle Leitmetapher weit verbreitet. Auch in der Biographik gibt es Stimmen, insbesondere in der Beziehung von Biographie und Neuen Medien, die eine Lebensbeschreibung nicht mehr als lineare Abfolge verstanden wissen wollen:

„Auf einer Linie kann nur eins aufs andere folgen, im Netz aber verzweigen sich die Linien, überschneiden sich und bilden damit immer eine Vielfalt von möglichen Folgen und Ursachen ab, die gleichzeitig gedacht werden müssen. Es ist diese komplexe Gleichzeitigkeit, Mehrschichtigkeit und Multilinearität, die zunehmend Lebensbeschreibungsmodellen zur Grundlage gemacht wird.“⁶

Kurz gesagt, ist das hier skizzierte Projekt eine im Internet publizierte, datenbankgestützte Sammlung von Lebenserinnerungen, die durch Verknüpfen, Vergleichen und Deuten als alternative und damit ergänzende Regionalgeschichte fungieren.

Neben den oben dargestellten Auswirkungen und Vorteilen bietet ein solches Projekt noch weitere Möglichkeiten: Lebenserinnerungen lassen sich so einfach archivieren.

⁵ U. a. auf der Grundlage von GEERTZ, Clifford: *The Interpretation of Cultures*, New York 1973, S. 5.

⁶ OELS, David/ POROMBKA, Stephan: Netzlebenslinien. Probleme der Biographie im digitalen Zeitalter, in: KLEIN, Grundlagen der Biographik, S. 129–142, hier S. 135.

Erinnerungen sterben mit den Menschen, hier können diese Erinnerungen erhalten bleiben. Zum anderen stellt ein solches Projekt einen Bezug vom Menschen zur Geschichte her. Der einzelne Mensch ist Teil der Geschichte, er *lebt* Geschichte. Und indem seine Lebenserinnerung Teil der Geschichtsschreibung wird, *schreibt* er auch Geschichte. Eine Verknüpfung von Lebenserinnerungen als Regionalgeschichte ermöglicht einen neuen, anderen Zugang zu ihr, jenseits der Illusion von Objektivität.

„Weltliche“ und „kirchliche“ Visitationen im Geistlichen Staat. Überlegungen zu Typologie und Funktion¹

von Mareike Menne

§1

„[...] D]enn eigentlich heisst ein Bischoff ein auff seher odder visitator [...]. [B]is das zu letzt solch ampt ist ein solche weltliche prechtige herrschaft worden, da die Bischove zu fürsten und herrn sich gemacht, und solche besuchampt etwa ein Probst, Vicarien odder Dechant befolhen, Und hernach da Pröbste und Dechant und Thumherrn auch faule Junckern worden, ward solchs den Officialen befolhen, die mit lade zeddeln die leute plagten ynn gelt sachen und niemand besuchten. [...] Aber wie man lere, gleube, liebe, wie man Christlich lebe, wie die armen versorgt, wie man die schwachen tröstet, die wilden straffet, und was mehr zu solchem ampt gehöret, ist nie gedacht worden.“²

In seiner Kritik am Verfall des Visitationswesens formuliert Luther ein wesentliches Charakteristikum der Kirchenvisitation: Sie werden, bis heute und unabhängig von der Konfession, von kirchlicher Seite zuvorderst als Seelsorge verstanden.³ Dies betonte auch

¹ Der Beitrag entstand im Kontext eines von Stefan Brakensiek an der Universität Essen-Duisburg veranstalteten Workshops zur Weltlichen Visitation im Oktober 2009 im Rahmen des DFG-Projekts „Herrschaftsvermittlung in der Frühen Neuzeit“. Ihm, seinen Mitarbeitern und allen Teilnehmern danke ich für die Einladung, Anregungen, Diskussionen und Überlegungen.

² LUTHER, Martin: Vorrede zu: MELANCHTHON, Philipp: Über den Unterricht der Visitatoren an die Pfarrherrn im Kurfürstentum zu Sachsen [1528], in: STUPPERICH, Robert (Hg.): Melanchthons Werke, Studienausgabe, Bd. 1: Reformatorische Schriften, Gütersloh 1951, S. 215–271. hier S. 257f.

³ Vgl. Konzil von Trient, Sess. XXIV de reformatione, Can. 3, in: WOHLMUTH, Joseph (Hg.): Dekrete der ökumenischen Konzilien, Bd. 3: Konzilien der Neuzeit, Paderborn u. a. 2002, S. 660–799, hier S. 762. Ziel der Visitationen sei es, „nach Beseitigung der Häresien die gesunde und rechte Lehre einzuführen, die guten Sitten zu schützen, die schlechten zu korrigieren, das Volk durch intensive Ermahnungen zu Religion, Frieden und einem tadellosen Leben zu entflammen, und alles übrige mit Klugheit der Visitatoren zum Nutzen der Gläubigen so einzurichten, wie es Ort, Zeit und Umstand ergeben.“ Folglich werden die Visitatoren als Vorbilder verstanden; die persönlichen Kontakte zwischen Gemeindemitgliedern und Visitatoren sind notwendige didaktische Mittel. Nichtsdestotrotz

der Paderborner Fürstbischof Dietrich Adolf von der Recke (reg. 1651–1661) mit dem Bezug auf Hebr. 13,17 als Programm seiner Generalvisitation.⁴ Der Ablauf der kirchlichen Visitation unterlag daher in allen Konfessionen einer eigenen Liturgie, welche die Sakralität des Vorgangs sowohl hervorbrachte als auch bezeugte.⁵ Visitationen sind folglich per definitionem geistliche Vorgänge – kann es dann „weltliche Visitationen“ überhaupt geben? Was tritt an die Stelle des Heiligen Geistes? Gilt hier noch die Konfessionalisierungsthese, nach der der Staat sich die Kirche Untertan macht und sich zu eigenen Zwecken kirchlicher Instrumente bedient? Anders gefragt: Sind weltliche Visitationen im geistlichen Staat nur Instrumente, die lediglich die Kontrollfunktion der kirchlichen Institution übernahmen, oder adaptierten sie das gesamte Verfahren und bildeten eine eigene Sakralität aus, indem sie das Abstraktum „Gott“ durch das Abstraktum „Staat“ ersetzten?

§2

Mit den „Ordnungen“ der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts lassen sich in den normativen Quellen aus dem Hochstift Paderborn „Visitationen“ – hier der Quellenbegriff – auch für landesherrliche Bereiche beobachten; dies scheint zunächst der Säkularisierungsthese zu entsprechen.⁶ Doch handelt es sich tatsächlich um Indienstnahmen geistlicher Institutionen für weltliche Zwecke? Dietrich Adolf sah in seiner Polizeiordnung (1655) vor, dass die Apotheken jährlich zu visitieren seien und diese Visitationen mit der fürstlichen Kanzlei abzusprechen waren. Die Visitatoren sollten die vorhandenen Medikamente erfassen und sich ihre Funktion erklären lassen. Bei Unterlassung drohte den Visitatoren zwölf Mark Strafe.⁷ Ferdinand von Fürstenberg (reg. 1661–1683) spezifizierte diese Regelung in seiner Arzneiordnung von 1667: Mindestens einmal im Jahr mussten die Apotheken durch einen Amtsarzt und zwei Deputierte visitiert werden. Die gefundenen Mängel waren den Apothekern mitzuteilen, damit sie abgestellt werden konnten. Vorhandene Medikamente waren zu sortieren, unbrauchbare „durch Feuer und Wasser“ zu vernichten.⁸ Die fortschreitende Professionalisierung des Visitationswesens (sichtbar in „Fachperso-

überwiegt ein allgemeines Verständnis der Visitation als *Kontrolle*, was nicht zuletzt auf den Quellenwert der Visitationsakten zurückzuführen ist.

⁴ Vgl. MENNE, Mareike: Herrschaftsstil und Glaubenspraxis, Paderborn 2007, S. 60–67.

⁵ Etwa durch die Wahl des Liedes „Veni Creator Spiritus“, vgl. EBA PB, Bd. 19 rot, fol. 370ff. Die Anrufung des Heiligen Geistes ist zudem als Strategie der Bewahrheitung der Visitationsergebnisse zu interpretieren.

⁶ Natürlich ist die Frage zu stellen, ob es sich bei den beschriebenen Vorgängen tatsächlich um „Visitationen“ handelt. Damit sich jedoch die Untersuchung nicht im Kreis dreht, gehe ich zunächst von der Quellsprache aus und betrachte Verordnungen und Edikte, die „Visitationen“ nennen. Für diesen Text habe ich ausschließlich die normativen Texte konsultiert. Eine Auswertung der Protokolle steht aus; sie befinden sich im Landesarchiv NRW, Abt. Westfalen, Bestand A 262 Fürstbistum Paderborn, Geheimer Rat und A 264 Fürstbistum Paderborn, Geheime Kanzlei.

⁷ Hochfürstlich-Paderbörnische Landesverordnungen (im Folgenden HPL) Bd. 1, Paderborn 1785, S. 24.

⁸ HPL Bd. 1, S. 129. Zitat ebd.

nal“, Nachvollziehbarkeit mittels „Öffentlichkeit“, „Gebührenordnung“) des Visitationswesens zeigt sich gut einhundert Jahre später: Wilhelm Anton von der Asseburg (reg. 1763–1782) bestimmte 1774 in der „Medicinal-Verordnung“ mit Medikamenten-Taxe, dass die Apotheken jedes zweite Jahr zur Herbstzeit „vom Landphysicos zur Halbscheid ex officio, zur andern Halbscheid auf Kosten der Apotheker pflichtmäßig visitirt werden.“ Im Rahmen dieser Visitation sollten verdorbene Medikamente entsorgt werden, zudem wurden die Preise kontrolliert, sowie ein Bericht an den Geheimen Rat gesandt, der seinerseits über die Medikamententaxe entscheiden und jene im „Intelligenzblatt“ veröffentlichen sollte. Der „Landphysicos“ – es gab je einen im ober- und unterwaldischen Distrikt – musste vor der Visitation Rücksprache mit dem Geheimen Rat halten, ob er Deputierte hinzuziehen sollte und wie (bzw. wohl nach welchen Maßstäben) die Medikamente zu untersuchen waren.⁹ Die Professionalisierung zeigt sich hier in der Festlegung der Entlohnung der Visitatoren, zudem in der Arbeitsteilung von Spezialisten (Medizinern) und Verwaltung (Geheimer Rat) und letztens in der Transparenz und Verbindlichkeit mit der Veröffentlichung der neuen Taxe.

Ähnlich nützlich muten die Bestimmungen zur jährlichen Visitation der „geachte[n] und gestempelte[n] Maaßen und Ehlen“ bei den Kaufleuten (1764)¹⁰ und der Visitation zum Zustand der Wege, die nach 1783 zwei Mal jährlich gehalten werden sollte, an.¹¹

Wurden mit den Apothekern und Kaufleuten kleine Gruppen aus unmittelbar nachvollziehbaren Gründen kontrolliert – schließlich handelten Apotheker mit Substanzen, deren Einsatz über Leben und Tod entscheiden konnten, und die Kontrolle bei den Kaufleuten ist sicherlich nicht allein auf Betrugsverdacht, sondern auch auf die noch fehlenden genormten Maß- und Gewichtseinheiten zurückzuführen –, und mutet uns daher diese Visitation modern und nicht befremdlich an, nehmen wir eine Anordnung aus der „Kirchenordnung“ Hermann Werners von Wolff-Metternich zur Gracht (reg. 1683–1704) als typisch vormodern wahr: Sendvröger sollten mit Wissen der Pfarrer zur Gottesdienstzeit in die Häuser gehen und schauen, ob die Bewohner in der Kirche waren oder nicht. Hielt sich mehr als eine Person im Haus auf, war dies anzuzeigen und bei der nächsten Visitation¹² zu bestrafen. Die Sendvröger mussten die Pfarrer von ihrer Tätigkeit unterrichten, damit sie sie nicht selbst zum Vorwand nahmen, die Messe zu schwänzen.¹³ Hier gerieten die Untertanen bzw. Gemeindemitglieder nun explizit in den Blick der Untersuchung, nachdem sie bei den bischöflichen Visitationen eher eine Nebenrolle gespielt hatten und

⁹ HPL Bd. 4, Paderborn 1788, Medicinal-Verordnung S. 40–47, hier §6, S. 45.

¹⁰ Verordnung die Eichung der Ehlen, Maaßen und des Gewichts betreffend (1764), in: HPL Bd. 3, Paderborn 1787, S. 175.

¹¹ Edikt wegen der Wegebesserung (1783), in: HPL Bd. 4, S. 202–206, hier Abs. 9, S. 205.

¹² Die Paderborner Quellen nennen hier explizit die Visitation, nicht das Send- oder Synodalgericht. Dass aus analytischer Perspektive hier die Gerichtsarten identisch sein oder zusammenfallen können, ist unbenommen.

¹³ Kirchenordnung Hermann Werners, 1686, in: HPL Bd. 1, S. 248: Von der Visitation der Häuser durch die Sendvröger nach gehaltenem Gottesdienst.

allenfalls im Katechismusexamen bzw. bei den Gravamina in die Kommunikation einbezogen wurden. Recht eindeutig handelt es sich hier um ein Disziplinierungsinstrument, das zudem eine Mischung geistlicher und weltlicher Hoheitsrechte aufweist: Sendvröger waren Gemeindemitglieder und gehörten nicht zum Kirchenpersonal. Die Anwesenheit in der Kirche ist selbstverständlich eine geistliche Pflicht (nicht umsonst verwies Luther auf die „Lade zeddeln“ mit denen die Leute geplagt wurden), doch kommt ihr im konfessionellen Staat auch unmittelbar weltliche Funktion zu: Die Untertanen waren in der kirchlichen Versammlung greifbar und auf eine gemeinsame Ordnungsvorstellung hin zu erziehen. Letztlich wurden auch weltliche Bestimmungen durch Verlesung von der Kanzel öffentlich gemacht.

Dass Steuern dem Gemeinwohl dienen ist bei der Visitation der Wirtshäuser wegen des ausgeschenkten Branntweins vorauszusetzen. Clemens August von Bayern (reg. 1719–1761) ordnete 1740 an, dass Krüge und Keller durch „Gerichtsbediente oder andere redliche Leute“ visitiert werden sollten. Hier wurde kein Zyklus vorgeschrieben; der Fürstbischof legte die Anordnungskompetenz in die Hände seiner Beamten und die der Gerichtshaber, in Städten in die der Bürgermeister und des Rates. Den Hintergrund bildete hier ebenso wie 1788 unter Friedrich Wilhelm von Westphalen (reg. 1782–1789) die Einfuhr fremden Branntweins und natürlich das Schwarzbrennen, die einen „Verlust der Staatskasse“ zur Folge hatten.¹⁴

Betrafen die bisher beschriebenen Anordnungen und Gesetze Objekte, so widmeten sich die folgenden Normen Subjekten: Sowohl die Fürstbischöfe selbst als auch ihre Geheimen Räte (die sich zu den übrigen Visitationen nicht äußerten) legten Visitationsvorschriften, bestimmte soziale Gruppen betreffend, vor: Juden (1734, 1750),¹⁵ Landstreicher und Zigeuner (1750, 1764)¹⁶ sowie die Wirtshäuser wegen „Raub- und Diebesgesindel“ (1779).¹⁷ Nahm Clemens August 1750 Markttag und Prozessionen zum Anlass der Visitation – da sich „Diebe einfinden und Gelegenheit zum Stehlen ist“ – blieben die übrigen unbegründet und sollten durch stete ‚Visitationsgefahr‘ die öffentliche Ordnung aufrecht erhalten helfen. Dem entspricht auch die Anzeigepflicht, auf die in den Verordnungen hingewiesen wird – z. B. stand dem Denunzianten etwa 1734 die Hälfte der erhobenen Strafe zu. Anders als bei den übrigen Visitationen wurden hier nicht nur Beamte und Spe-

¹⁴ Verordnung wegen der auf gewisse Art erlaubter Einfuhr fremden Branntweins und dessen Verzäpfung (1740), in: HPL Bd. 3, S. 60 (hier auch die Zitate); Edikt wegen des verbotenen fremden Brante-weins (1788), HPL Bd. 4, S. 290.

¹⁵ Verordnung des hochfürstlich Geheimen Raths die fremde Bettel und vagierende Juden betreffend (1734), in: HPL Bd. 3, S. 37; Edikt wider die verdächtigen Landstreicher, Betteler und Vagabunden sowohl Christen als Juden (1750), in: ebd., S. 109ff.; zu Juden siehe insbesondere S. 116f.

¹⁶ Edikt wider die verdächtigen Landstreicher, Betteler und Vagabunden sowohl Christen als Juden (1750), in: HPL Bd. 3, S. 108ff.; Erneueretes Edikt wider die Ziegeuner und sonstig verdächtiges Gesindel (1764), in: ebd., hier S. 185, 226.

¹⁷ Verordnung des hochfürstlich Geheimen Raths wider das Raub und Diebes Gesindel (1779), in: HPL Bd. 4, S. 128.

zialisten eingesetzt: Clemens August bzw. sein Geheimer Rat Friedrich Christian von Fürstenberg forderten Beamte, Gerichtshaber, Magistrate, Deputierte „oder sonstige Getreue“ (1750) zur Visitation auf, Otto Spiegel zum Desenberg, Geheimer Rat Wilhelm Antons, bezog auch die Schützen in die Visitation ein. Hart muten die Strafen an, die auf Bettel oder das Verstecken verdächtiger Personen festgeschrieben wurden: Dem Wirt drohte in der Regel eine Geldstrafe, gleichfalls den zuständigen Beamten, die „nicht genügend Mühe erkennen lassen“ (1734 bis zu 50 Goldgulden), 1750 dehnte der Fürstbischof dies auf eine „nach Befinden höhere Geld- oder Leibesstrafe“ aus. Die Bettler und Juden waren sofort zu arrestieren, ihre Personalien aufzunehmen, ggf. das Diebesgut zu beschlagnahmen und ins Rathaus zu bringen. Damit überhaupt ersichtlich war, was Diebesgut und was Eigentum von wandernden Juden war, mussten sie ihre Güter am Stadttor vorweisen und von „Visitatorn [...] mit einem besonderen Stempel“ siegeln lassen (1750). Unserem Menschenbild so gar nicht entspricht das Edikt Wilhelm Antons von 1764: „Zu Ausrottung der Zigeuner und Landstreicher sollen die Felder und Wälder genau visitiert werden.“ Gefundene Zigeuner sollten zunächst arrestiert und gezüchtigt, nach erneutem Betreten des Territoriums mit einem Brandmal versehen werden und schließlich nach gebrochener Urfehde und mehrmaliger Wiedereinreise ohne Prozess die Männer gehängt, die Frauen enthauptet werden. Gleichfalls waren, wie bereits bei Clemens August, nicht nur die Täter zu bestrafen, sondern gleichfalls diejenigen, die den Missstand verursacht hatten oder ihm nicht konsequent genug entgegenwirkten: Auf Nachlässigkeit standen 20 Goldgulden Strafe, auf zögerliche Umsetzung von Strafen gar 100 Goldgulden, und die Beamten mussten eventuell entstandenen Schaden, etwa am Eigentum Anderer, aus eigenen Mitteln ersetzen. In der Konsequenz sollten allerdings auch die Grenzen des Territoriums klar markiert werden.

Anders als bei der Visitation von Objekten bzw. aus unmittelbar nützlichen und vielleicht auch objektiv überprüfbar Sachverhalten wurde bei Visitationen, die den Aufenthalt unerwünschter Personen betrafen, sehr viel mehr Einsatz aufgeboden: häufigere Besuche von mehr Autorisierten, härtere Strafen und vor allem eine Anzeige- und Schadenersatzpflicht, die deutlich das gemeinsame Herstellen von „Staat“ durch Obrigkeit *und* Untertanen zeigen. „Allgemeine Wohlfahrt“ mittels „guter Polizei“ brauchte Sorgfalt, Kontrolle, Aufmerksamkeit und Denunziation.

Es lassen sich folglich unterschiedliche Typen von Visitationen im Geistlichen Staat Paderborn für das 17. und 18. Jahrhundert beobachten:

- die liturgisch organisierte, identitätsstiftende bischöfliche Generalvisitation,
- die kontrollierend-straftende, zunehmend mittels Interrogatorien standardisierte Archidiakonatsvisitation,¹⁸

¹⁸ Auch hier liegen zeremonielle und liturgische Elemente zugrunde, doch lassen diese sich – zumindest zum jetzigen Zeitpunkt der Arbeit – für die Archidiakonatsvisitationspraxis in Paderborn nicht hinreichend belegen, ebenso nicht die Übereinstimmung von Archidiakonatsvisitation und Send. Die Ergebnisse von Andreas Holzem für Münster (HOLZEM, Andreas: Religion und Lebensformen. Katholi-

- Visitationen von Seiten der landesherrlichen Behörden (Geheimer Rat, Geheime Kanzlei), die konkreten Zielgruppen oder Untersuchungsgegenständen im Interesse der Allgemeinheit galten (Maße, Wege, Gifte),
- Visitationen von Seiten der landesherrlichen Behörden, die einen Zugriff auf die gesamte Untertanenschaft erlaubten oder fiskalischen Zwecken dienten,¹⁹
- Visitationen zur Aufrechterhaltung der öffentlichen Ordnung (Diebe, Vagabunden),
- bloße Inaugenscheinnahme, Ortstermine.²⁰

§3

Visitationen, auch weltlicher Stellen, allein als Kontroll- und Disziplinierungsinstrumente zu verstehen, greift zu kurz. Gleichfalls ist es nicht erkenntnisfördernd, ihre Definition auf Seelsorge oder Herrschaftsdurchdringung zu begrenzen. Tatsächlich erwiesen sich diese Vorgänge im Hochstift Paderborn als flexibel und veränderlich. Die Durchführung der Dietrich Adolfschen Generalvisitation stand im Kontext vieler vorausgegangener Herrschaftswechsel und entsprach insofern einer Statusaufnahme, die die Frage beantwortete: „Wie kann ich herrschen?“ Im Kontext neuer Ordnungen (Kirchenordnung, Polizeiordnung) kam sie dagegen tatsächlich einer Stufe der Implementierung gleich – sie beantwortete die Frage „Herrsche ich?“ Die weltlichen Visitationen wurden zudem sowohl als regelmäßiges Instrument mit professionellem Personal als auch als spontane Maßnahme, die alle Untertanen einschließen konnte, definiert.

„Visitation, lat. *visitatio*, heisset insgemein eine von der Obrigkeit angestellte Untersuchung“, lautet die Definition in Zedlers Universallexikon.²¹ Der Artikel nennt erst an zweiter Stelle die Kirchenvisitation. Für die Geschichte der vormodernen Staatsbildung im Geistlichen Staat stellen sich hier eine Reihe von Fragen: Handelt es sich bei den weltlichen Visitationen um Übernahmen des kirchlichen *Verfahrens* – die Visitationskonjunktur nach den bischöflichen Visitationen in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts könnte darauf hindeuten? Oder haben wir es nur mit einer Übernahme eines Teils, nämlich der *Technik*, zu tun? Oder handelt es sich gar um Anleihen aus weltlichen Territorien bzw. eine Antikenrezeption, die auf die römische ‚*visitatio*‘ (siehe Zedler) verweist? Welches Herrschaftsbild kommt in Visitationen zum Ausdruck: das kontrollierende oder das fürsorgliche – oder liegt die Pointe gerade bei Visitationen darin, beide verbinden zu können? Wel-

sche Konfessionalisierung im Sendgericht des Fürstbistums Münster 1570–1800 (= Forschungen zur Regionalgeschichte 33), Paderborn u. a. 2000) können zukünftigen Studien vielleicht zur Orientierung dienen.

¹⁹ Vgl. auch Hochfürstlicher Befehl an alle Pfarrer, die Verzeichniß der Häuser und Innwohneren einzuschicken (1670), in: HPL Bd. 1, S. 195.

²⁰ Dies geht nicht aus den normativen Quellen hervor. Ich danke Dr. Michael Ströhmer für diesen Hinweis auf Fundstellen aus der Verwaltungspraxis und weitere wertvolle Anmerkungen.

²¹ ZEDLER, Johann Heinrich (Hg.): Großes vollständiges Universallexicon alles Wissenschaftten und Künste, Bd. 48, Leipzig 1746, S. 932–935, hier S. 932.

ches Bild von „Staat“ wurde an die Visitierten gesendet? Gleich dem „Glauben“ in kirchlichen Visitationen haben wir es bei „Staat“ und „Herrschaft“ mit Abstrakta zu tun, bei denen Konsens über die Anerkennung absenter Autoritäten herrschen oder ein Mittel zur Herstellung von Präsenz gefunden werden musste. Wie wirkten Visitationen, insbesondere auch durch Interrogatorien, auf die Wahrnehmung von Zu- und Missständen – wie wurde Wahrnehmung gesteuert, welcher Mentalitätswandel vollzog sich auf diese Weise? Nicht umsonst sind Kirchenvisitationen unabhängig von der Konfession kollektive Veranstaltungen, die die gesamte Gemeinde erfassen sollen. Hier mag auch ein Unterschied zu den weltlichen Visitationen liegen, die zwar gleichfalls dem Gemeinwohl dienen, doch dank Spezialisierung, und die „Öffentlichkeit“ mehr und mehr mittels „Veröffentlichung“ im Printmedium herstellten.

Visitationen sind, wie wir gesehen haben, mit der analytischen Nomenklatur nur schwer zu bestimmen. Sie wurden sowohl als Instrument zur Informationsbeschaffung oder zum unmittelbaren hoheitlichen Handeln eingesetzt, das Beobachtung, Bewertung und Entscheidung schnell und am Ort ermöglichte. Gleichfalls waren sie durchaus „Verfahren“, die in ihrer äußeren Form bestimmten Regeln folgten (Liturgie, Verwaltung) und vielleicht nicht unbedingt immer zu verbindlichen Entscheidungen, wohl aber zu kollektiver Handlungsfähigkeit führten, insofern sie der Implementierung und Vergewisserung allgemein geteilter und damit verbindlicher *Werte* dienten.²² Politische Entscheidungen entstehen eben nicht allein auf der Ebene des rational-nachvollziehbaren und schriftlich-verbindlichen – vielleicht ist hier die Erfolgsgeschichte des weltlich-protestantischen Staates immer noch zu einflussreich –, sondern auch wesentlich auf der Grundlage einer gemeinsamen Weltsicht, derer man sich u. a. in Visitationen vergewisserte. Insofern ist für den Geistlichen Staat Paderborn eindeutig *nicht* von einer Indienstnahme geistlicher Einrichtungen zu weltlichen Zwecken zu sprechen, umgekehrt drang auch nicht der in der Kirchenvisitation angerufene Heilige Geist in die landesherrlichen Amtstuben vor; ganz unabhängig davon ist eine Ausdifferenzierung hinsichtlich Form und Zweck der Visitation zu beobachten. Hier besteht folglich Forschungsbedarf, der dem Vorgang Visitation den je ausgeprägten Charakter und damit auch seine Rolle im vormodernen Staatsbildungsprozess zuschreibt, denn die allgemeine Definition Zedlers ist für die Analyse der Funktionsweisen vormoderner Staaten ebenso unbefriedigend wie die Befunde ex negativo: Die Visitation war nicht in jedem Fall Liturgie, ein Mittel zur Seelsorge, zur Kontrolle, zur Herrschaftsdurchdringung, zur Begegnung von Obrigkeit und Untertan, zur Disziplinierung oder bloße Inaugenscheinnahme. Sie konnte all dies sein und uns muss interessieren, was sie je war, wie sie dazu wurde und was sie so bewirkte.

²² Vgl. STOLLBERG-RILINGER, Barbara: Einleitung, in: DIES. (Hg.): Vormoderne politische Verfahren (= ZHF Beiheft 25), Göttingen 2001, S. 9–18; vgl. auch PECAR, Andreas: Tagungsbericht Herstellung und Darstellung verbindlicher Entscheidungen. Legitimation durch Verfahren in vormodernen und modernen Gesellschaften. 20.02.2008–22.02.2008, Münster, in: H-Soz-u-Kult, 10.03.2008, <http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/tagungsberichte/id=2033>, aufgerufen am 31.10.2009.

Autorenverzeichnis

JÜRGEN BERNERS, M.A., geb. 1967, studierte Germanistik und Medienwissenschaft an der Universität Paderborn. Parallel zu seiner Tätigkeit als Wissenschaftlicher Mitarbeiter im Fach Kulturwissenschaftliche Anthropologie an der Universität Paderborn von 1996 bis 2002 war er freiberuflich für verschiedene Verlage und als technischer Lektor tätig.

STEFANIE HAUPT: Studium der Geschichte und Englischen Sprachwissenschaft (Zwei-Fach-Bachelor) an der Universität Paderborn 2005–2009. Ab dem Wintersemester 2009/2010 Masterstudium Geschichte des 19. und 20. Jahrhunderts an der Freien Universität Berlin.

PROF. DR. DIETMAR KLENKE, Lehrstuhl für Neueste Geschichte und Didaktik der Geschichte am Historischen Institut der Universität Paderborn; u.a. Veröffentlichungen zur Geschichte der Weimarer Republik, zur Verkehrsgeschichte im Automobilzeitalter, zum politischen Katholizismus und zum organisierten Nationalismus in Deutschland sowie zur Geschichte des Vereinswesens.

NINA PAPE: Seit 2005 Studium der Fächer Deutschsprachige Literaturen und Geschichte (Zwei-Fach-Bachelor-Studiengang der Fakultät für Kulturwissenschaften) an der Universität Paderborn, 2007/08 Auslandssemester an der İstanbul Üniversitesi. Studienschwerpunkte: Deutsch-türkische Literatur, Jugend- und Generationengeschichte im 20. Jahrhundert.

Lektora

Lektora,

die Kommunikationsagentur:

- **Texte**
- **Lektorat**
- **Bewerbungscoaching**
- **PR**

Es gibt viele Möglichkeiten. Wir bieten alle.

www.lektora.de

Lektora,

der Verlag:

- **Ihr Buch**
Romane, Erzählungen, Gedichte oder Sachbücher

- **Lektorat**
- **Gestaltung**
- **Druck**

Lektora. Es ist Ihr Buch.

www.lektora-verlag.de

Der Verein für Geschichte an der Universität Paderborn e.V.

Der Verein für Geschichte (VfG) ist 1983 gemeinsam von Studierenden und Lehrenden an der Paderborner Hochschule gegründet worden. Ziel war und ist es nach wie vor, Forschungen zur Geschichte – insbesondere des westfälischen Raumes – zu fördern und durch Publikation einer breiteren Öffentlichkeit zugänglich zu machen. Zu diesem Zweck gibt der VfG mehrere Buchreihen heraus: Die *Paderborner Historischen Forschungen* (PHF), die *Paderborner Beiträge zur Geschichte* (PBG) und, in Zusammenarbeit mit dem Stadtarchiv Paderborn, die *Bibliographien zur westfälischen Regionalgeschichte*.

Unsere Mitglieder erhalten von den seitens des Vereins für Geschichte herausgegebenen Büchern je ein kostenloses Exemplar als Arbeitsgrundlage. Ältere Veröffentlichungen können zu einem günstigen Mitgliederpreis erworben werden.

Daneben existiert mit den vorliegenden *Paderborner Historischen Mitteilungen* (PHM) ein weiteres Publikationsorgan, welches im Wesentlichen für kleinere Arbeiten gedacht ist. Neben regionalgeschichtliche Fragen behandelnden Aufsätzen und Miscellen, die den inhaltlichen Schwerpunkt bilden, ist hier Raum für Beiträge aus dem gesamten Spektrum historischer Forschung.

Ein weiteres Anliegen des VfG betrifft den Informations- und Gedankenaustausch zwischen historisch Interessierten. Ein Forum hierzu bietet der *Historische Gesprächskreis*, der etwa dreimal jährlich unter einer bestimmten Themenstellung stattfindet. Die Termine werden jeweils in

den *Mitteilungen* und auf unserer Homepage angekündigt.

Wir arbeiten übrigens ehrenamtlich. Der VfG finanziert sich allein durch die Mitgliedsbeiträge (derzeit 30,00 € pro Jahr/Studierende 15,00 €) und Spenden.

Sie möchten auch Mitglied werden? Kein Problem!

Sie können uns schreiben:

Verein für Geschichte an der Universität Paderborn e.V.
c/o Die Sprachwerkstatt GmbH
Stettiner Straße 40–42
33106 Paderborn

Oder anrufen:

Hubert Tietz M.A. 05251/77999-0

Oder eine E-Mail schicken:

vfg@die-sprachwerkstatt.de

Wir freuen uns! Übrigens – als neues Vereinsmitglied erhalten Sie mit dem „Paderborner Künstlerlexikon“ ein attraktives und hochwertiges Begrüßungsgeschenk.

Ansprechpartner an der Universität:

Dr. Michael Ströhmer

(N2.343; Tel. 60-3167)

Prof. Dr. Frank Göttmann

(N 2.329; Tel. 60-2437)

Sie können uns auch auf unserer Homepage besuchen:

www.vfg-paderborn.de

Vereinsveröffentlichungen

Die vom Verein für Geschichte herausgegebenen Bücher erhalten Sie im Buchhandel. Sie können jedoch auch direkt beim Verlag bestellen:

SH-Verlag GmbH, Auerstraße 17, 50733 Köln
Tel. 0221/956 17 40, Fax 0221/956 17 41, E-Mail: info@sh-verlag.de

Vereinsmitglieder können, sofern sie direkt beim Verlag bestellen, unter Angabe ihrer jeweiligen Mitgliedsnummer unsere Veröffentlichungen zu einem ermäßigten Preis beziehen!

Paderborner Historische Forschungen (PHF)

Bd. 1: MARGIT NAARMANN, Die Paderborner Juden 1802–1945. Emanzipation, Integration und Vernichtung. Ein Beitrag zur Geschichte der Juden in Westfalen im 19. und 20. Jahrhundert, Schernfeld 1988, 504 S., Abb.

Bd. 2: UDO STROOP, Preußische Lehrerinnenbildung im katholischen Westfalen. Das Lehrerinnenseminar in Paderborn (1832–1926), Schernfeld 1992, 262 S., Abb.

Bd. 3: FRIEDHELM GOLÜCKE, Der Zusammenbruch Deutschlands – eine Transportfrage? Der Altenbekener Eisenbahnviadukt im Bombenkrieg 1944/45, Schernfeld 1993, 336 S., Abb. u. Dokumentenanhang.

Bd. 4: LUDGER GREVELHÖRSTER, Münster zu Anfang der Weimarer Republik. Gesellschaft, Wirtschaft und kommunalpolitisches Handeln in der westfälischen Provinzialhauptstadt 1918 bis 1924, Schernfeld 1993, 253 S., Abb.

Bd. 5: THEODOR FOCKELE, Schulreform von oben. Das Paderborner Elementarschulwesen im 19. Jahrhundert zwischen Tradition und Neuordnung. Entwicklung, Lehrer, Schullokale, Vierow 1995, 400 S., Abb. u. Dokumentenanhang.

Bd. 6: LUDGER GREVELHÖRSTER/ WOLFGANG MARON (Hg.), Region und Gesellschaft im Deutschland des 19. und 20. Jahrhunderts. Studien zur neueren Geschichte und westfälischen Landesgeschichte. Karl Hüser zum 65. Geburtstag, Vierow 1995, 183 S.

Bd. 7: MARGIT NAARMANN, Paderborner jüdische Familien, Vierow 1998, 350 S., Abb.

Bd. 8: KARL HÜSER, Zwischen Kreuz und Hakenkreuz. Das Amt Kirchborchen und seine Gemeinden im „Dritten Reich“ 1933 bis 1945, Vierow 1997, 155 S., Abb.

Bd. 9: DETLEF GROTHMANN, „Verein der Vereine?“ Der Volksverein für das katholische Deutschland im Spektrum des politischen und sozialen Katholizismus der Weimarer Republik, Köln 1997, 618 S., Abb. u. Dokumentenanhang.

Bd. 10: KARL HÜSER, „Unschuldig“ in britischer Lagerhaft? Das Internierungslager No. 5 Staumühle 1945–1948, Köln 1999, 128 S., Abb.

Bd. 11: FRANK GÖTTMANN/ PETER RESPONDEK (Hrsg.), Historisch-demographische Forschungen. Möglichkeiten, Grenzen, Perspektiven. Mit Fallbeispielen zur Sozial- und Alltagsgeschichte Westfalens (14.–20. Jahrhundert), Köln 2001, 198 S., Abb.

Bd. 12: BIRGIT BEDRANOWSKY, Neue Energie und gesellschaftlicher Wandel. Strom und Straßenbahn für das Paderborner Land, Köln 2002, 271 S., Abb.

Bd. 13: BARBARA STAMBOLIS (Hg.), Frauen in Paderborn. Weibliche Handlungsräume und Erinnerungsorte, Köln 2005, 494 S., Abb.

Bd. 14: HERMANN FREIHERR VON WOLFF METTERNICH, Ein unbehagliches Jahrhundert im Rückblick, Köln 2007, 275 S., Abb.

NEU:

Bd. 15: KLAUS HOHMANN (Hg.), Die Paderborner Friedhöfe von 1800 bis zur Gegenwart, Köln 2008, 672 S., 400 Abb.

Bd. 16: SIMONE BUCKREUS, Die Körper einer Regentin – Amelia Elisabeth von Hessen-Kassel (1602–1651), Köln 2008, 196 S., 7 Abb.

Paderborner Beiträge zur Geschichte (PBG)

Bd. 1: DIETER RIESENBERGER, Der Friedensbund deutscher Katholiken. Versuch einer Spurensicherung, Paderborn 1983, 31 S., Abb.

Bd. 2: REINHARD SPRENGER, Landwirtschaft und Bauern im Senneraum des 16. Jahrhunderts, Paderborn 1986, 99 S.

Bd. 3: DIETMAR WÄCHTER, Katholische Arbeiterbewegung und Nationalsozialismus, Paderborn 1989, 148 S., Abb.

Bd. 4: JOSEF KIVELITZ, Zwischen Kaiserreich und Wirtschaftswunder. Mein Leben in Paderborn, bearb. von Friedhelm Golücke, Paderborn 1990, 143 S., Abb.

Bd. 5: DIDIER VERSHELDE/ JOSEF PETERS, Zwischen zwei Magistralen. Zur Geschichte der Eisenbahnstrecke Paderborn–Brackwede(–Bielefeld) 1845–1994, Vierow 1995, 151 S., Abb. u. Dokumentenanhang.

Bd. 6: KIRSTEN HUPPERT, Paderborn in der Inflationszeit. Die soziale und wirtschaftliche Entwicklung zwischen 1919 und 1924, Vierow 1998, 115 S., Abb.

Bd. 7: MARC LOCKER/ REGINA PRILL/ EVA MARIA KÜHNEL/ MELANIE KNAUP/ CARSTEN SCHULTE u. a. (Bearb.), Als die Bomben fielen... Beiträge zum Luftkrieg in Paderborn 1939–1945, Vierow 1998, 175 S., Abb.

Bd. 8: BARBARA STAMBOLIS, Luise Hensel (1798–1876) Frauenleben in historischen Umbruchzeiten, Vierow 1999, 114 S., Abb.

Bd. 9: KLAUS ZACHARIAS, Zur Geschichte des Kapuzinerklosters in Paderborn 1612–1834. Das „Jahrbuch der Kapuziner in Paderborn“ des P. Basilius Krekeler von 1859, Vierow 1999, 109 S., Abb.

Bd. 10: MARGIT NAARMANN, Ein Auge gen Zion... Das jüdische Umschulungs- und Einsatzlager am Grünen Weg in Paderborn 1939–1943, Köln 2000, 184 S., Abb.

Bd. 11: UDO SCHLICHT, „Holtzhauer“ und feine Gefäße. Die Glashütten im Fürstbistum Paderborn zwischen 1680 und 1800, Köln 2000, 149 S., Abb.

Bd. 12: BRITTA KIRCHHÜBEL, Die Paderborner Intelligenzblätter (1772 bis 1849), Köln 2003, 162 S., Abb.

Bd. 13: BETTINA BRAUN/ FRANK GÖTTMANN/ MICHAEL STRÖHMER (Hg.), Geistliche Staaten im Nordwesten des Alten Reiches. Forschungen zum Problem frühmoderner Staatlichkeit, Köln 2003, 304 S., Abb.

Bd. 14: DELPHINE PRADE, Das Reismann-Gymnasium im Dritten Reich. Nationalsozialistische Erziehungspolitik an einer Paderborner Oberschule, Köln 2005, 214 S., Abb.

Bd. 15: ULRICH CHYTREK, Der Telegraf von Prof. Gundolf aus Paderborn von 1850. Eine zeitgeschichtliche Einordnung, Köln 2006, 120 S., Abb.

Bibliographien zur westfälischen Regionalgeschichte

UTE KAMPMANN-MERTIN, Paderborner Bibliographie 1578–1945, Paderborn 1992, 229 S.

ANDREAS GAIDT, Paderborner Bibliographie 1946 bis 1979. Das Schrifttum über Paderborn, Paderborn 2002, 630 S.

ROLF-DIETRICH MÜLLER u. a., Paderborner Bibliographie 1980/81 ff., Paderborn 1988 ff.

ALEXANDRA MEIER/ ROLF-DIETRICH MÜLLER/ HEIKE THEBILLE, Paderborner Bibliographie 1990–1994 (mit Nachträgen aus früheren Jahren), Paderborn 1999, 132 S.

DETLEF GROTHMANN, Die Warte. Heimatzeitschrift für die Kreise Paderborn und Höxter. Gesamtverzeichnis der Jahrgänge 1 (1933) bis 60 (1999), Köln 2000, 402 S.

Weitere Veröffentlichungen/ Mitherausgeberschaften

IRMHILD KATHARINA JAKOBI-REIKE, Die Wewelsburg 1919 bis 1933. Kultureller Mittelpunkt des Kreises Büren und überregionales Zentrum der Jugend- und Heimatpflege (Schriftenreihe des Kreismuseums Wewelsburg 3), Paderborn 1991, 163 S., Abb.

FRIEDERIKE STEINMANN/ KARL-JOSEF SCHWIETERS/ MICHAEL ASSMANN, Paderborner Künstlerlexikon. Lexikon Paderborner Künstlerinnen und Künstler des 19. und 20. Jahrhunderts in der Bildenden Kunst, Schernfeld 1994, 309 S., Abb.

BEATE PFANNSCHMIDT, Die Abdinghofkirche St. Peter und Paul. Wandmalerei 1871 – 1918 – 1945, Köln 2004, 159 S., Abb.